

Russl  
800

# Russland, Finland und Polen.

Schilderungen

über

Adel, Leibeigenschaft, Polizei, Schul- und Unter-  
richtswesen, Literatur, Klöster u. s. w.

von

X. Marmier.

Aus dem Französischen.

Zweite Ausgabe.

Erster Band.

Regensburg, 1854.

Verlag von Georg Joseph Manz.

Die Ladenpreise der im Verlage von G. J. Manz in  
Regensburg erschienenen und künftig erscheinenden Werke  
sind in Conv. Münze Bankvaluta ohne Courserhöhung.

## N o t i z.

---

„**Marmier's**“ Werk zeichnet sich — dahin sprachen sich alle öffentlichen Urtheile aus — vor den bisher über Rußland erschienenen Werken aus. Von Stockholm ausgehend, durchwandert unser Verfasser Finnland, über dessen Volkspoesie er besonders höchst anziehende Aufschlüsse gibt; sodann besucht er die Hauptstädte Rußlands und Polens. Ueberall erscheint er als vorurtheilsfreier Beobachter. Ueberall greift er die Hauptpunkte auf, so daß das Werk mehr einem trefflichen, wahren Gemälde, als einer Reisebeschreibung gleicht. Mit Gefühl und Geist trägt er das Geschehene vor und äußert namentlich über Rußland und Polen herrliche Ideen. Um einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Werkes zu geben, dürfen wir nur auf sein Inhaltsverzeichnis verweisen; man findet die interessantesten Gegenstände besprochen, wie: das Schulwesen Finnlands, die finnische Literatur, die Dichter Frenzen und Runeberg, die Universität Helsingfors, Petersburg, die russische Polizei, Moskau, der Kreml, die Zigeuner, die sibirischen Verbannten, Novogorod, das Kloster Troicza, Verfolgung der katholischen Kirche, Adel, Leibeigenschaft, russische Literatur, Warschau, die polnischen Juden, die Schlösser von Warschau, Krakau, die Censur, literarische Erscheinungen neuerer Zeit u. s. w. Nichts ist unberührt gelassen und Alles in einer so lichten Ordnung vorgetragen, daß der Leser sich das getreueste Bild von dem auf unsere Zeit so mächtig einwirkenden russischen Reiche verschaffen kann.

Der Preis der zweiten Ausgabe ist für 35 Bogen höchst billig gestellt, um dem Werke überall Eingang zu verschaffen.

---



# Russland, Finnland und Polen.



## Schilderungen

über

Adel, Leibeigenschaft, Polizei, Schul- und Unterrichts-  
wesen, Literatur, Klöster u. s. w.

von

**X. Marmier.**



Aus dem Französischen.



**Zweite Ausgabe.**

**Erster Band.**

---

**Regensburg, 1854.**

Verlag von Georg Joseph Manz.





## Vorwort

des Uebersetzer's.

---

Es ist über Rußland schon so Vieles und Verschiedenartiges geschrieben worden, daß man nicht recht weiß, welcher Stimme man Glauben beimessen soll. Die Einen ergießen sich in ungezügelter Lobsprüchen über dieses Reich, während die Anderen unbedingt sein Verdammungsurtheil unterschreiben. Wenn wir unseren Autor <sup>1)</sup> hören, der — wie aus Allem hervorgeht — so ziemlich mit ungetrübtem Blicke beobachtet hat: — so dürfte die Wahrheit in der Mitte liegen. Rußland hat große Fehler, es hat aber auch viel Gutes, und wir wollen hier in dieser Hinsicht die Resultate, welche aus den Bemerkungen Marmier's hervorgehen, kurz zusammenfassen.

---

1) Sein Werk erschien 1843 zu Paris unter dem Titel: *Lettres sur la Russie, la Finlande et la Pologne* par X. Marmier.

Was Finnland betrifft, welches unser Reisender zuerst besuchte: so erfreut sich dieß einer weit milderer Behandlung, als das ebenfalls von den Russen unterjochte Polen. Freilich sind die Finnen arm; hier erblickt man nicht „die goldenen Aernten“, wie im Lande der Jagellonen, — aber sie sind ein geduldiges Volk, das sich apathisch in seine Fesseln schmiegt; sie gleichen dem Bären in ihren Volksliedern, der, wenn er gefangen ist, ruhig mit sich spielen läßt. Indes blieben sie doch von Ungerechtigkeiten nicht verschont. Rußland sucht auch ihre Nationalität zu erdrücken; aber sie haben in ihrer Volksliteratur einen mächtigen Hebel derselben, und es wird ihnen in wissenschaftlicher Beziehung kräftiger Vorschub geleistet; nur müssen sie auch russische Bücher lesen.

Von Finnland geht der Verfasser auf Rußland über. In diesem Reiche gährt Alles durch einander; man weiß kaum, wie man sich in einem solchen Gewirre zurechtfinden soll: aufgeklärte Ideen und der krasseste Aberglaube, unermessliche Schätze und bittere Armuth, aristokratischer Luxus und Leibeigenschaft, diamantene Ordenssterne und Kute und Sibirien. Rußland schreitet allerdings mit starken Schritten auf dem Wege der Civilisation vorwärts; es besitzt großartige wissenschaftliche Anstalten, nimmt treffliche Gelehrte in seinen Sold, stapelt aus dem



Raube unterdrückter Völker großartige Bibliotheken auf, läßt kostspielige Reisen unternehmen und versetzt Jeden, der es zum Doctorsgrade gebracht hat — in die Adelsclasse. Alles glänzt, Alles blendet, aber nicht Alles, was glänzt, ist Gold, sagt ein altes deutsches Sprichwort. Rußland berechnet Vieles auf den Schein, es will imponiren; seine Wladimir- und St. Annen-Orden bedecken manchen wunden Flecken. Bildung findet sich meistens nur bei der höchsten Classe; das Volk und die Geistlichkeit liegt noch in Unwissenheit begraben. Die russische Kirche kümmert sich wenig um das geistige Wohl ihrer Kinder; sie will nur dem Autokraten getreue Knechte erziehen. Man darf in ihr kein religiöses Bewußtseyn, keinen Glaubenseifer suchen; sie kennt nur Glaubens-Fanatismus; Ignoranz erzeugt Intoleranz. Daher ihre Verfolgungen gegen die katholische Religion und die, mit dieser vereinigte, ruthenische Kirche. Den Fanatismus der Kirche waffnet die politische Sanction; eine Menge ungerechter Gesetze stehen ihr zu Gebote, und sie säumt nicht, thätigen Gebrauch davon zu machen. Unser Autor hat diesem Gegenstande in dem Abschnitte über das Kloster Troicza beherzigenswerthe Worte gewidmet.

Eine gehässige Erscheinung in Rußland ist die Beamten-Aristokratie. „Gott ist hoch und der Czar ist fern“, dieß scheint jeder russische Beamte zu denken.

Daher erlauben sie sich so viele Ungeſezlichkeiten und ſaugen das arme Volk völlig aus, — bereiten ſich Champagner aus dem Schweiße des Leibeigenen. Nichts erlangt man ohne Beſtechung, von dem niederſten Diener biß in die höchſten Sphären. Und ſelten kommt eine ſolche Ungeſezlichkeit dem Kaiſer zu Ohren; nirgends kann man ſich beklagen; man wird überall abgewieſen und muß ſich ſchmiegen, ſo gut es geht. Eine erfreuliche Erſcheinung dagegen ſind die Keime zur Bildung eines dritten Standes. Viele ſchwingen ſich durch Talente, oder glückliche Verhältniſſe aus dem Stande der Leibeigenschaft empor und ſtellen ſich zwiſchen dieſen und den Adel. Dieß ſind namentlich die Kaufleute und Handwerker. Sie bilden einen guten Kern und können allmählig dem Reiche eine andere Geſtalt geben.

Der ruſſiſchen Literatur ſind ebenfalls einige Abſchnitte in dieſem Werke gewidmet. Ihre Volks-Poeſie hat einen höchſt anziehenden Charakter, aber die neueren literariſchen Producte ſind mit geringen Ausnahmen faſt nur Copien fremder Muſter; zur Originalität hat ſich Rußland noch nicht emporgeſchwungen. Alles geht im Paradeſchritt und in Uniform, — Alles iſt gemacht. Die Parze Cenſur wüthet überall mit unerbittlicher Schere; ſelbſt die Berliner Staatszeitung wird von ihr verſtümmt.



Wenn man die Elemente des russischen Reiches genau betrachtet, so wird man die Russophobie unserer Zeit höchst lächerlich finden. Ein so schlecht organisirtes, nur von der Knute und der, aus Unwissenheit entspringenden, Indolenz zusammengehaltenes Ganze kann keine bedeutenden Kräfte nach außen entfalten. Hat ihm ja Polen auf den Feldern von Ostrolenka Troß geboten, und wer weiß, wie es gegangen wäre, wenn dieses unglückliche Volk seine glorreichen Siege besser zu benützen gewußt hätte!

Das niedergeschmetterte Polen ist ein Brandmal für Rußland, wie Irland für England. Die Stimme dieser beiden Völker schreit laut zum Himmel um Rache gegen ihre Unterdrücker. Als jener gallische Heerführer die Siebenhügel-Stadt erobert hatte und mit dem Rufe: *Vae victis!* sein eherne Schwert in die Wagschale warf: — da schien es, Rom sei für immer verloren; aber es hat nachher durch die Tugend und Tapferkeit seiner großen Männer herrlicher gegläntzt, als je. Auch Polen hat noch Helden; es hat große Erinnerungen; es hat die Gräber eines Sobiesky, Kościuszko und Poniatowsky in seiner Mitte, — und an diesen Gräbern schwört es den Russen ewigen Haß, glühende Rache. Die eiserne Hand des Despoten kann durch Legionen von Schergen die Erbitterung eines ganzen Volkes wohl niederhalten, aber nicht dämpfen: der eingezwängte

Strom wird um so brausender seine Dämme durchbrechen; der gefesselte Adler wird nur um so wilder durch die Lüfte fliegen, wenn er seine Bande zerrissen hat.

Die grausame Bedrückung ist zwar eine herbe, aber gewiß eine nützliche Schule für Polen. Es hatte viel verschuldet, — es hatte durch innere Zwietracht seine eigene Kraft zersplittert; aber es ist gefallen! Es hat viel gelitten, — sein Fall war der eines Helden, wie auch sein Dulden das eines Helden ist, und nie wird ihm daher die Sympathie der Nationen fehlen.

---

Ich ging noch einmal nach dem Norden, in der Absicht einige literarische und historische Studien fortzusetzen, die ich seit langer Zeit unternommen habe, und deren Verfolgung mir so viele Freude verschafft, daß ich sie zu vollenden vergesse. Finnland, dessen entfernteste Küsten ich vor einigen Jahren durchwandert hatte, lockte mich abermals an seine melancholischen Gestade, an den Rand seiner klaren, von dem Schatten blasser Birken verschleierten Seen, in die Mitte seiner einfachen und ehrlichen Bewohner, die ihren ursprünglichen Charakter und ihre patriarchalischen Sitten noch immer mit so vieler Treue bewahren. Nachdem ich den Ufern des Muonio entlang die ländliche Pärte des Pächters und die stille Hütte des Fischers besucht hatte, wollte ich auch die von Königen gegründeten, von der Wissenschaft erleuchteten, von der allgemeinen Bewegung der Civilisation ergriffenen und belebten Städte dieses einsamen Landes sehen. In Åbo suchte ich die ersten Spuren von Schulen und finnischer Gelehrsamkeit auf. Zu

Helsingfors fand ich eine große und schöne Universität, Bücher, Journale und Alles, was der Fortschritt moderner Ideen mit sich bringt, auf eine originelle Art mit alten Traditionen vermischt.

Von Helsingfors nach Petersburg hatte ich nur einen schmalen Raum zu überschreiten. Die Versuchung war zu groß, ich konnte nicht widerstehen; und einmal in Rußland angekommen, vermochte ich mich nicht auf ein bloß literarisches Studium zu beschränken. Alles, was mir in diesem Lande so neu, in seiner scheinbaren Eintörmigkeit so ungeheuer und mannigfaltig vorkam, zog mich in einen Kreis von weit ausgedehnteren, merkwürdigeren und interessanteren Beobachtungen, als die, welche ich bisher gemacht hatte. Der Anblick des Landes, der Charakter des Volkes, die Verwaltung, der Handel, der wunderbare Fortschritt einer vor hundert Jahren noch so unbekannten Nation, die Grundlage ihrer Macht, die Träume ihrer Zukunft: — Alles wollte ich kennen lernen, Alles zugleich prüfen.

Als auf diese erste Hitze die ruhige Ueberlegung folgte, suchte ich ohne Vorurtheile, dergleichen ohne erkünstelten Enthusiasmus, Alles zu betrachten, was sich meinen Blicken und meinem Geiste darbot. Ich zog über die Facta, welche ich kennen zu lernen wünschte, die entgegengesetzten Meinungen zu

Rathe und besprach zu wiederholten Malen mit verschiedenen Personen die Fragen, deren Beantwortung ich suchte. Ich weiß, daß in Rußland die Wahrheit von dem scharfen Schwerte des Despotismus bewacht ist, und daß man nicht ohne Schwierigkeit, oder ohne Furcht den schweren Mantel aufheben kann, welcher sie bedeckt. Indeß erscheint sie auch manchmal ganz nackt und redet, als ob es für sie nicht Nacht und gefnebelter Tag wäre.

Dieses Buch ist der kurze Inhalt dessen, was ich lernen und sammeln konnte, — in einem Lande, wo es so Vieles zu lernen und zu sammeln gibt. Die Unparteilichkeit, mit der ich meine Beobachtungen anstellte, suchte ich auch in meiner Beschreibung beizubehalten. Zwischen den officiellen Schmeichlern Rußlands, welche dasselbe mit allen erdenklichen Lobeserhebungen überhäufen, und den unabhängigen, aber manchmal sich täuschenden Männern, die nur seine großen Fehler, seine Spuren von Barbarei und seinen Uebermuth erblicken, gibt es noch ziemlich viel Raum für die, welche jenes Reich bloß so zu sehen verlangen, wie es ist: in seinem ausschweifenden Luxus und seinem tiefen Elende, in dem kühnen Aufschwunge seines Geistes und den schweren Fesseln seines politischen und socialen Zustandes. Solche Gefinnungen leiteten meinen Blick



an dem finnischen Meerbusen, wie an den Ufern der Niewa, zu Moskau, wie zu Warschau; ich wollte nur einem Gefühle des Herzens und Gewissens gehorchen und nur ein redliches, aufrichtiges Buch verfassen.

Pontarlier, 1843.

---

Abv.





## An Ant. de Latour.

---

Das baltische Meer durchschneidet einen großen Theil Stockholms und vereinigt sich bei dem Plaze Gustav Adolphs mit dem Mälarsee. Die größten Fahrzeuge können bis vor das Schloß hin gelangen, und die Dampfschiffe von Petersburg und Lübeck ankern unter den Fenstern des Kronprinzen. Als Finnland noch zu Scandinavien gehörte, durften die Könige von Schweden nur die Staffeln ihres Palastes heruntersteigen, um sich einzuschiffen und jene ganze Hälfte ihres Königreiches zu besuchen, als wäre es ein Spaziergang durch den Thiergarten (Djurgarden). An der Stelle, wo Gustav III., von einem siegreichen Feldzuge in Finnland zurückgekehrt, ans Land stieg, errichtete ihm die Bürgerschaft Stockholms eine bronzene Statue. Der König ist aufrechtstehend dargestellt, in einem ziemlich leichten Kostüm, einen Fuß in der Luft, wie ein Tänzer, eine Krone in der Hand und Finnland den Rücken zuwendend. Haben die Künstler auch das Recht, wie die Dichter des Alterthumes sich Seher zu nennen? Laß Serzell, als er das Modell dieses Monumentes entwarf, in der Zukunft? Gustav III. wurde, wie man weiß, auf einem Balle ermordet; und die Krone, welche er ganz grazios seiner Hauptstadt darbietet, war die letzte Palme, erworben in einem seit fast acht Jahrhunderten mit

Schweden verbundenen Lande. Beide Länder haben gegenwärtig einen Verkehr, der vielleicht lebhafter, als je ist; aber Zoll- und Polizeiamter zeigen deutlich, welche politische Schranke sie trennt. Alle Symbole der Statue Gustavs III. haben sich verwirklicht — die schwedischen Könige kehren Finnland den Rücken.

Zu Anfang Mai 1842 kamen zwei Dampfschiffe am Fuße dieser Statue an: der Solide und der Murtala. Der Solide hatte ein lachendes und gepuztes Aussehen, das mir sehr gefiel, einen grün bemalten Pavillon, der gewiß ein angenehmes Asyl seyn mußte, und eine Kampanie, welche zu reizenden Träumen einlud. Ein vorübergehender Offizier machte mir bemerflich, dieses kokette Boot hätte den gewichtigen Namen „der Solide“ bloß deswegen angenommen, um ihre schwache Maschine und ihren gebrechlichen Bau besser zu verdecken. Sodann ging der Solide sechsunddreißig Stunden früher ab, als sein Nachbar, und sechsunddreißig Stunden länger in Stockholm verweilen, ist für den, welcher die Reize dieser Stadt kennt, ein Glück, auf das er nur ungern verzichtet. Ich ließ also den Soliden abfahren und kehrte nun sechsunddreißig Stunden reicher, und den Murtala segnend, zu meinen Freunden zurück. Auf dem Wege hörte ich, daß er seine Abreise noch verschiebe, um einen Geheimenrath zu erwarten, dessen Gemahlin nicht vor Tage aufstehen konnte; ich sagte daher zu mir selbst: ein Schiff, welches so viel Rücksicht auf aristokratische Frauen nimmt, muß sicherlich ein Schiff von sehr guter Gesellschaft seyn und fügte der vorhergehenden noch eine neue Segnung hinzu.

Gerne hätte ich dieses Fahrzeug besungen, wie Horaz das Schiff, welches Virgil bestieg, wenn mir die melodischen



Töne des großen Lyrikers zu Gebote gestanden hätten. Es war das seltsamste Fahrzeug, das ich je gesehen. Zum Transporte von Butter- und Käsetonnen, von Ochsen- und Kuhheerden, bald nach Petersburg, bald nach Stockholm, erbaut, nimmt es nur dann Passagiere auf, wenn es seine gewöhnliche Viehladung nicht hat, oder wenn noch ein für einen finnischen Ochsen bestimmter Platz übrig ist. Die schönste Hälfte des Verdeckes ist in einen Stall verwandelt. Die Reisenden schmiegen sich, so gut es geht, auf dem Vortheile des Schiffes, mitten unter Wagen, Koffern und Waarenballen zusammen. Es gibt weder einen ersten, noch einen zweiten Platz: alle Passagiere sind in diesem Dampfstalle gleich. Der Diener befindet sich neben dem Herrn, der Handwerker sitzt stolz auf dem Fußschemel, welcher den Reiz der Baronin erweckt, die bürgerliche Blouse läßt dem aristokratischen Kleide durchaus nicht den Vorrang, und den Titel eines Rath's, Direktors und Bürgermeisters achtet man nur als einen leeren Namen. Dieß ist die wahre Demokratie.

Dieses bunte Gemisch von Kleidern, Gestalten und Personen auf dem Schiffe bot übrigens ein seltsames Schauspiel dar. Ein Maler, wie Hogarth oder Teniers, hätte hier eine schöne Reihe grotesker Portraits zeichnen können; ein Vaudevillist hätte hier mehr als Eine ergötzliche Scene, mehr als Ein heißendes Couplet gefunden. Unter den an einander gepreßten Personen bemerkte ich einen großen Mann, mit feurigem Auge, und fast eben so schwarzer Gestalt, als ein Neger, der einen seltsam zugeschnittenen Reiserock und einen Turban von schwarzem Merino trug. Dieser Mann war gebürtig aus Madras; sein Metier bestand im Balanciren kupferner Ringe auf der Nasenspitze und im Ver-

schlucken von Stahlstückchen. Ich weiß nicht, ob noch sonst Jemand in Europa oder Asien dieses schätzenswerthe Handwerk versteht; genug unser Künstler besaß darin eine unglaubliche Fertigkeit. Es gibt Menschen, deren Leben gleichsam eine bittere Parodie ist. Mit seiner männlichen und kräftigen Physiognomie, seinem buschigen Haare, seinen unter schwarzen Braunen feuersprühenden Augen, schien dieser Mann dazu gemacht, mit dem Säbel in der Hand an der Spitze eines empörten Stammes einher zu marschiren und dabei in gewissen Abendstunden sich zur Unterhaltung des Volkes herabzulassen. In den heißen Gegenden des Morgenlandes wäre er vielleicht einer jener berühmten Abenteurer geworden, deren Name in den Volksfagen fortlebt; aber in Europa wußte er keine nützlichere Beschäftigung, als sich kupferne Ringe auf die Nase zu stellen und Stahlstücke zu verschlucken.

Vor einigen Jahren gelangte dieser Taschenspieler auf seiner Reise von Stadt zu Stadt, um die Geschicklichkeit seiner Muskeln zu zeigen, auch nach Stockholm. Eines Tages begibt er sich in einen Laden, um Waaren einzukaufen; man fordert einen enormen Preis; da ruft ein zufällig dastehendes junges Mädchen: „Schämen sie sich, diesen Mann so zu behandeln, bloß deswegen, weil Sie sehen, daß es ein Fremder ist; Sie verlangen von ihm für diese Waare doppelt so viel, als ich sie gekauft habe.“ Mit diesen Worten entfernt sich das Mädchen. Der Taschenspieler, welcher ihre edelmüthige Vertheidigungsrede verstanden hatte, folgt ihr aus Dankbarkeit; er sieht sie am andern, am folgenden Tage wieder und bittet endlich um ihre Hand. Es war die Tochter eines schwedischen Pfarrers ohne Vermögen, der kein anderer Ausweg blieb, als entweder Pensionslehrerin

oder Ladenjungfer zu werden. Sie schlug deshalb das Anerbieten des Indiers nicht aus, sondern verlangte bloß, er solle die Religion wechseln; der Taschenspieler willigte ein, denn die Liebe schrieb ihm den schönen Bibelvers in das Herz: Mein Volk dein Volk, und dein Gott mein Gott. Der ehrwürdige Franzén erbot sich, den Nachfolger Brahmas zum Evangelium zu bekehren; Alles ging gut, bis der Meister seinem Schüler lehrte, daß man auch den Feinden vergeben müßte: „Nun, das ist zu viel!“ rief der Orientale; „wie soll ich vergeben, ich, dem meine Väter sterbend fünf bis sechs Erbrachen hinterließen?“ Die milden Vorstellungen des Geistlichen, die noch sanfteren Worte seiner Braut ließen ihn auch dieses letzte Hinderniß überwinden, und er betete endlich mit vieler Frömmigkeit im Vater Unser die für ihn so kritische Stelle: Vergib uns unsere Schulden, wie wir unseren Schuldigern vergeben. Seit dieser Zeit reisen der Nachkomme Brahmas und die schwedische Pfarrerstochter, der Mann des Morgenlandes und das Weib des Nordens, in vollkommener Eintracht durch die Welt. Die junge blondgelockte Schwedin kost' ihren schwarzen Gemahl und betrachtet mit Bewunderung seine Kunstfertigkeit. Als eines Tages Jemand zu ihr sagte: „Wie haben Sie sich entschließen können, diesen Neger zu heirathen?“ so gab sie zur Antwort: „Nehmet ihm seine Farbe, dann werdet ihr sehen, wie schön er ist!“ — Er selbst hat für seine Frau eine Art frommer Zuneigung und rührender Ehrerbietigkeit. Nur ruht auf seinem Gesichte der Ausdruck düsterer Trauer; vielleicht denkt er mit Schmerz wider Willen, im kalten Klima des Nordens, an die Sonne und den Glanz orientalischer Gegenden; vielleicht rührt diese Traurigkeit auch von seinem Handwerke her: denn es gibt

in der Welt keine jämmerlichere Stellung, als wenn man das Volk unterhalten soll.

Rasch flog indeß das Schiff unter den Rals von Stockholm dahin. Rechts sehen wir die großen weißen an den Hafen gränzenden Häuser und die Höhen von Mosebacken vorüberfliegen; von letzteren aus beherrscht man den ganzen Flächenraum der so lachenden und malerischen Stadt, zur Linken lagen die breiten Alleen, die Gärten und die Villas des Parkes. Von der Brücke herab, wo der Kapitän die Lenkung des Schiffes überwachte, warf ich bald einen sehnfüchtigen Blick in die meinen Augen sich erschließende Ferne, bald schaute ich traurig nach der geliebten Hauptstadt zurück, von welcher wir uns so schnell entfernten, und grüßte mit einem Gefühle zärtlicher Dankbarkeit alle die Orte, woran sich eine Erinnerung knüpfte. Als wir die Anker lichteten, waren sämtliche Straßen noch verlassen und stille, sämtliche Thüren noch verschlossen; Schlaf umfing die Augen derer, welche ich am Abende zuvor gesehen und die mir die Hand drückend gesagt hatten: Kommen Sie bald wieder. Es ist ein betrübender Gedanke, seine Freunde zu verlassen; wenn sie aufwachen, so ist man bereits ferne; beide Theile fühlen sich morgens unbehaglich, und der treulose Wind, die trügerische Woge führen die Wünsche nicht weiter, welche man ihnen anvertraut.

In einiger Entfernung von Stockholm dehnt sich das Meer allmählig aus; es flüchtet zwischen die Tannenwälder, welche es von jeder Seite begränzen; seine blauen Wogen sind mit Felsen- und Klippenpyramiden geschmückt; bald braust es am Fuße einer unfruchtbaren und öden Küste, deren Granitseiten den empörten Wogen einen unübersteigbaren Damm entgegenstellen; bald umschließt es mit einer

Schaumkrone eine von einer Fischerfamilie bewohnte grüne Insel und verengert sich alsdann bei Werholm wieder. Hier befindet sich eine, allerdings ziemlich schlecht erbaute aber trefflich gelegene Festung, welche den Weg von Lübeck und Petersburg beherrscht, der einzige Wall, welcher Schweden gegen Rußland vertheidigte, seitdem es Sveaburg und die Inseln von Åland verloren hat. Mit einigen Bastionen und wenigen Feldstücken könnte Werholm eine feindliche Flotte aufhalten. Bis jetzt hatte diese Insel keine solche Bestimmung zu erfüllen; möchte dieß auch ferner der Fall seyn!

Auf einer Strecke von zehn Meilen, nachdem man Stockholm verlassen, bietet das Meer den Blicken des Reisenden ein höchst mannigfaltiges und anziehendes Schauspiel dar. Bald rundet es sich zu, wie ein großer See, bald schleicht es zwischen zwei Tannenreihen, wie ein tiefer Fluß, dann wieder stürzt es sich in geheimnißvolle Buchten, von denen man keinen Ausgang sieht. Hier verleihen ihm die öden Sandbänke, welche es beherrschen, die Felsblöcke, gegen die es anbraust, die schwarzen Wälder, die es durchschneiden, ein düsteres und wildes Aussehen; dort rollt es fröhlich im Sonnenschein und widerspiegelt in seinem Krystallbecken den azurnen Himmel und das weiße Segel des Fischers. Es ist eine Zauberin, welche jeden Augenblick Gestalt und Farbe ändert; es ist die antike Syrene, deren kosende und schmeichelnde Stimme den Reisenden in Unruhe versetzt, verführt, bezaubert und schreckt.

Gegen Abend langten wir bei den Inseln von Åland an und warfen vor dem Schlosse Degerby Anker, um die Mauthbeamten zu erwarten, welche das Fahrzeug visitiren sollten. Die Ålandsinseln, von einer schwedischen Kolonie bewohnt, gehörten lange Zeit zu Schweden, seit dem Ver-

trage von 1810 aber sind sie im Besitze Rußlands und dienen diesem als ein Vorposten auf dem baltischen Meere. Durch ihre Lage bedrohen sie zugleich das Centrum Schwedens und die nördlichen Küsten des bothnischen Meerbusens. Im Fall eines Krieges könnte sich hier eine beträchtliche Flotte sammeln. Rußland läßt sie durch Bastionen besetzen, welche zu Bomarsund errichtet werden; ohne Zweifel wird es daselbst noch einen Hafen anlegen lassen und so eine der ganzen skandinavischen Halbinsel gegenüber furchtbare Stellung besitzen. Die Ålandsinseln, mit ihren tiefen felsen- und klippenreichen Buchten, sind nicht sehr bevölkert; man zählt auf ihnen acht Kirchen, sieben Kapellen und vierzehntausend Einwohner; sie bilden einen Bezirk der Provinz Åbo. Die meisten Wohnungen sind an der Küste gelegen; das innere Land ist mit Tannen bewachsen und wenig cultivirt. Die Bauernhöfe haben dieselbe Gestalt, wie in Schweden; man erblickt immer ein rothbemaltes hölzernes Haus, und einige da und dort zerstreute Hütten, welche als Scheuer, Stall und Milchammer dienen. Jede dieser Wohnungen bildet eine kleine Kolonie, wo der Familienvater, wie in Norwegen, zugleich Schiffer, Wagner und Schlosser ist, und wo sein Weib und seine Töchter selbst das Leinenzeug weben und die Kleider machen. Mehrere Meilen von einander entfernt kommen die Bauern nur Sonntags in der Kirche zusammen, wohin sie Sommers mit ihren Barken, Winters mit ihren Schlitten sich begeben. Sie haben weder eine feststehende Schule, noch auch eine wandernde, wie in mehreren schwedischen Provinzen, sondern müssen selbst ihre Kinder lesen und schreiben lehren, eine Pflicht, die von ihnen unter Aufsicht des Geistlichen höchst gewissenhaft erfüllt wird.

Mehrere Kirchspiele sind von sehr armen Familien bevölkert, die sich ausschließlich vom Fischfange nähren; andere bauen Gerste und Kartoffeln und ziehen neben dieser ziemlich spärlichen Ernte noch einen Gewinn aus der Viehzucht, der Jagd in ihren Wäldern, dem Holzverkaufe und dem Waarentransporte. Alle Bauern dieses Bezirkes sind Schiffer, und zwar fast alle treffliche und muthige Schiffer. Von früher Jugend auf lernen sie eine Barke führen, eine Klippe umgehen, ihre Straße durch den Umriss der Inseln und die Gipfel der Berge erkennen; sie verdingen sich an Kaufleute und führen Holz, Fische, so wie alle Arten Lebensmittel von einem Ende des bothnischen Meerbusens zum andern und von den russischen Seehäfen nach den verschiedenen Häfen Schwedens. Sie versehen auch abwechselnd den Postdienst von Finnland nach Schweden. Dieß ist eine an ihrem vaterländischen Boden haftende mühevoll und gefährliche Frohne, und der geringe Sold, welchen sie vom Staate für jede Fahrt erhalten, ist nur eine schwache Erleichterung. Im Sommer geht diese Post zweimal und im Winter einmal wöchentlich von Åbo nach Grissel-Hamm; das dabei verwendete Fahrzeug wird von sechs Personen geführt. Bei günstigem Winde macht man die Ueberfahrt in kurzer Zeit und es kommen Briefe aus Stockholm oft schon in drei Tagen zu Åbo an. Wenn der Golf und das Meer mit Eis bedeckt sind, nimmt man statt der Schiffe Schlitten, und die Reise geht schnell und leicht von Statten, aber zu Ende des Herbstes und gegen das Frühjahr, manchmal auch in den Wintermonaten, ist es bei gelinder Temperatur ein gefährliches Unternehmen, von Åbo nach Grissel-Hamm zu fahren. Das Meer ist da und dort frei, stellenweise dagegen auch mit Eisbänken besäet. Man muß in diesem Falle Schiffe



mit Schlittschuhen anwenden, welche bald mit Haken über die unebenen Eisschollen gezogen, bald mit Ruder und Segel über die Wogen geführt werden. Oft erhebt, mitten auf der Fahrt, der Wind sich plötzlich, treibt die schwimmenden Eisschollen fort und reißt die arme Barke weit von ihrem Ziele; dann wieder verhüllt ein dichter Nebel Himmel und Meer und entzieht den Schiffern den Weg, welchen sie zu machen haben; aber diese Leute, an alle Launen der Elemente gewöhnt, besitzen ein wunderbares Geschick, die drohende Gefahr zum Voraus zu erkennen. Schon am Tage der Abreise studirt der Pilot die Atmosphäre und schließt aus der Farbe des Horizontes, dem Wehen des Windes, ja aus einer fast unbemerkbaren Wolke auf das bevorstehende Wetter. Ahnt er einen Sturm, so wagt er die Ueberfahrt nicht; enthüllen sich aber erst auf dem Wege ungünstige Zeichen seinen geübten Blicken, so beeilt er sich, abzusteuern und so schnell als möglich das Ufer zu gewinnen. So bleiben die Depeschen hie und da zwei bis drei Wochen auf verschiedenen Stationen, und die Reisenden, welche an einem festgesetzten Tage sie bei dem bestimmten Bureau abholen sollen, müssen geduldig darauf warten. Dieser ganze Winter- und Sommertransport kostet jährlich dem Staate nicht zwölftausend Franken; man kann sich also leicht vorstellen, welch geringe Entschädigung nach Abzug der Postmeisterbesoldung und der Schiffsunterhaltungskosten die armen Bauern für so viele Mühen und Gefahren, für so viele Tage peinlichen Wartens von jener Summe erhalten. Indes schicken sie sich mit rührender Ergebung in die schwere Arbeit, den strengen Winter, in Stürme und Täuschungen; sie lieben ihre rauhen Inseln, wie unsere

Bauern in der Franche-Comté ihre Berge lieben, und manchmal sind jene Inseln von bezaubernder Schönheit.

Als die Mauthbeamten unser Schiff visitirt hatten, durften wir ans Land steigen, während der unermüdlche Murtala, nicht zufrieden mit seiner bedeutenden Ladung, noch mehrere Klastern Holz einnahm. Ich trat in ein, dem Aussehen nach ziemlich armes, aber sehr sauberes Bauernhaus; kleine auf dem Zimmerboden ausgestreute Tannenzweige, einige hölzerne Stühle, im Hintergrunde eines Alkofs ein mit blendend weißer Leinwand überzogenes Bett, an der Wand ein paar rohe Ofer- und Karmingemälde, welche die Helden des Volkes, Napoleon und Karl XII., vorstellten — dieß war so ziemlich der Anblick des Prunkgemaches, in welches mich der Bauer, sehr ehrerbietig, die Mütze in der Hand, einführte. Während die Hausfrau mir eine Tasse Milch holte, plauderte ich mit ihm und fragte, ob er von Finnländern abstamme. „Nein,“ antwortete er mit Stolz, „meine Aeltern waren Schweden.“ — Es ist etwas Merkwürdiges um dieses Gefühl nationaler Superiorität, welches sogar in den ärmsten Klassen der Gesellschaft hervortritt. Die meisten Bewohner Finnlands sind finnischer Abkunft; das Land gehört nicht mehr zu Schweden, und nur eine fast unglaubliche Revolution könnte es ihm wieder verschaffen. Gleichwohl erinnern sich die dort wohnenden Schweden, daß ihre Väter die Herren des Landes waren, und sind stolz darauf, Schweden zu heißen, schwedische Sitten und schwedische Sprache beizubehalten.

Alles, was mir der Bauer von seinem Leben, von seinen Freuden und Mühen erzählte, war einfach und anziehend; es war das kunstlose Gemälde einer jener friedlichen, verborgenen und unbeachteten Existenzen, welche in

dem großen Menschenleben, wie ein Tropfen Wassers in dem Oceane verrinnen. Seine Voreltern waren vor langer Zeit in den ålandischen Archipel eingewandert; sie hatten einige Felder urbar gemacht, Holz gefällt und eine Wohnung erbaut; er selbst hatte einen ziemlich großen Hof, ein Gersten- und Kartoffelfeld geerbt; sodann heirathete er ein Mädchen aus der Nachbarschaft, welches auch ein kleines Vermögen besaß. „Aber das Meer,“ sagte er, „ist fast unser Alles; es ist unsere Nahrungsquelle, unser Reichthum. Ich besitze ein gutes Fahrzeug und drei erwachsene Bursche, welche weder Sturm, noch Klippen fürchten.“

Draußen vor dieser Wohnung machte Alles einen angenehmen und friedlichen Eindruck. Nachdem wir den von einem klaren Bach bespülten, auf vier Seiten von der Scheuer, der Milchammer und einer Palissade eingeschlossenen Hofraum durchschritten, gelangten wir zu einem Hügel, an dessen Fuße der betriebsame Schwede eine Sägemühle errichtet hatte. Der Rasen war noch nicht grün, das Gerstenfeld bot den Blicken bloß trübe Furchen; aber der ganze Raum war mit Lannengruppen besäet, welche unter ihren langen Nesten die Nacktheit des Bodens verbargen; eine schöne weiße Färse irrte auf dem Weideplaze umher, ein Kind lief fröhlich ihr nach und ein Haselhuhn hüpfte von Zweig zu Zweig, indem es bisweilen ein melodisches Geschrei ausstieß. Am Horizonte erblickte man das Meer; die Sonnenscheibe, blendend vor Glanz, hing über einer Bucht zwischen großen Forsten, und breitete ein Gold- und Purpurnes an dem Himmel, über Wogen und Wälder aus. Kein Maler hätte genug Farben auf seiner Palette gefunden, um all' die verschiedenen Töne dieses großen Gemäldes wiederzugeben, kein Dichter hätte den feierlichen

Reiz und die idyllische Anmuth dieser Landschaft aussprechen können.

Mit Tagesanbruch lichtete man die Anker. Der Himmel war rein, der Wind günstig. Wir steuerten rasch auf die unzähligen am Eingange von Finnland gelegenen Inseln zu. Diese Inseln gehören Bauern, welche daselbst Holz hauen, etwas Gras sammeln und während des Sommers ihre Heerden weiden. Glücklicherweise finden sich dort keine Wölfe. Zuweilen jedoch kommen sie Winters aus den nördlichen Wäldern und überschreiten das Eis; dann vereinigen sich die Bauern, wie die Isländer beim Herannahen der grönländischen Bären und verfolgen ihre hungrigen Feinde mit Prügeln und Gewehren. Die Einen fallen auf dem Schlachtfelde, die Anderen fliehen voll Schrecken fern von diesem ungastlichen Boden.

Bald langten wir vor den Felsen an, welche den Fluß Aura beherrschen. Hier hört das Meer auf; große Segelschiffe gehen nicht weiter. Ueber dem Hügel erhebt sich das Dorf Backsholm, worin Kaufleute, Gastwirthe und Handwerker wohnen, deren rothbemalte, amphitheatralisch erbaute Häuser von ferne einen heiteren Anblick gewähren. An der Mündung des Flusses befindet sich das Schloß; weiterhin sieht man die kahlen Hügel, welche einen Theil der Stadt umgürten, den prächtigen Thurm, der sonst als Sternwarte diente und einige Fischerhütten. Bei der Einfahrt in das Becken des Flusses läßt sich allmählig eine doppelte Reihe großer, verschiedenfarbig angestrichener Häuser unterscheiden; im Hintergrunde erhebt sich ein gewaltiger Ziegelsteinthurm: dieß ist die Stadt Åbo und ihre Kathedrale. Links stehen zwei große Kasernen; rechts lachende, mit Gärten umgebene Wohnungen. Wir warfen Anker bei

einer über den Fluß gehenden Brücke. Die Droschken eilen bei unserer Ankunft herbei; russische Soldaten mit ihren langen Winterröcken, Offiziere mit ihren breiten Epau-  
letten und eine Menge Müßiggänger stehen am Ufer; die Mauth- und Polizeibeamten kommen an Bord. Man hatte mir eine große Furcht vor den Einen und Andern beizubringen gesucht; ich fand sie dagegen äußerst höflich. Ein Reisender hatte mir auch ein düsteres Gemälde von den Gasthöfen Abos entworfen; ich ging in ein großes und schönes Hotel, das zwar trefflich eingerichtet, aber seit den ersten Sommertagen von einer Menge reisender Handlungsdiener aus Holland, Belgien, Deutschland und England überschüttet war, deren merkantilisches, mit Zahlen und Bankphrasen gespicktes, von einem Ende des Tisches bis zum andern schnarrendes Idiom wohl der abscheulichste Jargon ist, der je in der Welt existirte. Finnland hat noch eine ziemlich große Menge Landesprodukte, für die es ihm an den gehörigen Absatzwegen mangelt; auch besitzt es keine Fabriken. Die Spekulant<sup>n</sup> werfen sich nun, wie Geier auf eine willenlose Beute, dorthin. Es ist ein neues von dem Handelsgeiste entdecktes Land, es ist das Eldorado der Diskontohändler und Mäkler. Wehe dem armen Fremden, der ganz unschuldig, nur mit wissenschaftlichen Ideen bewaffnet, ankommt und in einen von jenem beutegierigen Schwarm besetzten Gasthof geräth! Er hört von nichts sprechen als Mark banco und Friedrichsd'or; er erfährt nur die Thaten eines Komptoirhelden, der mit einer Kommission von mehreren tausend Thalern abreiste, eines Kaufmanns, der in wenigen Tagen eine Ladung Tuch oder Quincaillerie-Waaren absetzte. Da diese stolzen Industrie-ritter das Haus beherrschen und die Domestiken regieren,

so wird der, welcher in dem unschuldigen Berufe eines Schriftstellers unter ihnen ankommt, sicherlich in die dunkelste Kammer verwiesen und erhält den letzten Platz am Tische.

Sobald unser spärliches finnländisches Mittagessen vorüber war, beeilte ich mich, dem Kreise der Agioteure, welche die verschiedenen Börsenkurse Europas nach allen Tönen der Scala abschrieen und herschnarrten, zu entinnen. Glücklicherweise machte ich die Bekanntschaft einiger Personen, welche die Güte hatten, mir das für mich in Åbo Interessantere zu zeigen und zu erklären.

Diese Stadt ist die älteste und berühmteste in Finnland. Ihr Ursprung geht in die Zeit hinauf, wo das Christenthum hier eingeführt wurde, d. h. in die Zeit Erichs des Heiligen (1150—1160). Ihr Name findet sich oft in den Annalen des Nordens. Oft war sie das Schlachtfeld der Russen und Schweden, welche sich um ihren Besitz stritten; oft auch ein Gegenstand der Fürsorge der schwedischen Könige. Gustav Adolph verlieh ihr ein Gymnasium und Christine eine Universität. Sie besaß eine zahlreiche Bibliothek, mehrere berühmte Professoren und wurde die wissenschaftliche und politische Hauptstadt Finnlands. Hier war es, daß im Jahre 1812, nach dem russischen Feldzuge, Karl Johann XIV. und Alexander sich vereinigten, einen Allianzvertrag schlossen und den Expeditionsplan entwarfen, der die Ebenen von Leipzig mit dem Blute unserer Soldaten überschwemmen und das Schicksal Frankreichs entscheiden sollte.

Sieben Jahre später verlor Åbo seine Privilegien als Hauptstadt und es wurden dieselben Helsingfors verliehen. Sechszehn Jahre später nahm man ihm seine Universität,

feine Bücher und übrigen wissenschaftlichen Sammlungen. — „Man hat uns Alles genommen,“ sagte mir eines Tages mit tiefem Kummer ein ehrfamer Åboer Bürger, „Alles bis auf die Thüren unseres akademischen Saales.“ Der Grund dieser Umwandlung ist leicht zu begreifen. Die Universität Åbo war zu nahe bei Stockholm; in Folge ihrer Stiftung, ihrer Erinnerungen, ihrer wissenschaftlichen Verbindungen stand sie unter dem Einflusse Schwedens. Durch ihre Versetzung nach Helsingfors dagegen machte die russische Regierung ein ursprünglich fremdes Werk zu ihrem eigenen; sie drängte die Traditionen der ehemaligen Universität in den Schatten der Vergangenheit und nahm diese junge Schule, welche sie selbst geschaffen und deren Statuten sie selbst bestimmte, unter ihre unmittelbare Aufsicht.

Åbo ist gegenwärtig eine jener stillen, melancholischen Städte, welche einen Kranz getragen und eine Blume nach der andern verloren, welche eine lebendige Bewegung gehabt haben und nun in eine traurige Entkräftung versunken sind, eine jener Städte, die gleich großen heruntergekommenen Familien mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart leben und über das, was sie sind, tief grämen bei dem Gedanken an das, was sie waren. Es gibt in solchen Städten und in solchen Familien noch Ideen von Größe, welche manchmal sie selbst täuschen und denen, welche dieselben wahrnehmen, eine mitleidige Achtung einflößen. Wird das Schicksal ihnen Hülfe bringen? Wird die Natur sie zu einem neuen Leben emporheben? Dieß ist eine Aufgabe, die sie zu lösen suchen, welche aber oft ihre Bemühungen täuscht.

Im Jahre 1827 brach eine furchtbare Feuersbrunst in dem bereits seiner Vorrechte als Hauptstadt beraubten



Åbo aus. Das Feuer entstand eines Abends im Monate September im Hause eines Kaufmannes und verbreitete sich in wenigen Stunden von einem Ende der Stadt bis zum andern gleich einem Flammenmeere. In weniger als zwei Tagen waren alle öffentlichen Gebäude, alle Privatwohnungen, alle Straßen, zum Theil verwüstet, zum Theil ganz vernichtet, an der Stelle der alten mächtigen Stadt blieb nichts mehr übrig, als rauchende Trümmer, nackte und verfallene Mauern und kaum noch einige Häuser, um die armen, bei Annäherung des Winters ihres Obdaches beraubten Leute aufzunehmen. In wenigen Jahren war Åbo nach einem andern Plane wieder aufgebaut. Die Straßen sind jetzt sehr breit, die öffentlichen Gebäude abseits gelegen; viele Häuser wurden ganz aus Stein erbaut und stehen von einander abgesondert. Jetzt nimmt die Stadt einen eben so großen Flächenraum ein, als Dresden, und enthält dabei nicht mehr, als zwölftausend Einwohner; ihre breiten Straßen, ihre großen Plätze scheinen verlassen, und auch in dem Hafen ist fast kein Leben. Die Vereinigung Finnlands mit Rußland hat Åbo nicht allein die Verwaltungsbehörden entzogen und die wissenschaftlichen Anstalten genommen, sondern hat auch seinen Handel unterdrückt und beinahe paralytirt. Sonst durfte die Stadt ungehindert alle Erzeugnisse der Provinz, wovon sie der Hauptort ist, so wie einiger benachbarter Provinzen, nach Schweden ausführen. Jetzt ist aber diese Ausfuhr durch die schwedische Douane gehemmt, welche Åbo wie eine fremde Stadt behandelt, und ihm einen enormen Zoll auferlegt. Nach Rußland kann es sich auch nicht wenden, denn seine Produkte sind dort ebenfalls zu Hause; es muß also anderswo

einen Waarenabsatz suchen, und bis dieser gefunden ist, wird es verkommen.

Die zwei an beiden Enden der Stadt gelegenen Gebäude, das Observatorium und das Schloß, welche sonst von ferne ihren Glanz ankündigten, sind jetzt gleichsam zwei Monumente ihres Falles. Die Instrumente und die Berechnungen des Observatoriums wurden nach Helsingfors geschafft. Das Schloß, eben so alt, als die Stadt selbst, wurde ehemals als eine Festung Finnlands betrachtet; öfters wehrte es den Einfall der Russen ab und widerstand den Angriffen der verschiedenen politischen Parteien, welche im dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte sich um die Regierung in Schweden stritten. Auf diesem Schlosse saß der unglückliche, seines Scepters beraubte Erich XIV. einige Zeit gefangen, ehe er zu Drebyhus starb. Gegenwärtig befindet sich in diesem durch so viele Traditionen berühmten Gebäude, außer den Gefangenen, eine Garnison von zweihundertfünfzig Mann.

Mehr als einmal habe ich auf meinen Reisen Hospitäler, Gefängnisse und all jene Anstalten besucht, welchen man den edlen Namen Institute menschlicher Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit beilegt; aber nie war der Anblick einer solchen Stätte des Lasters oder des Elendes peinlicher für mich, als zu Åbo. Der Festungscommandant, von unserem Besuche unterrichtet, hatte nach russischer Sitte ceremonielle Vorbereitungen zu unserem Empfange getroffen. Wir fanden die Wache unter dem Gewehr; der Schloßverwalter öffnete uns in Uniform das Thor; ein Offizier und ein Kaplan gingen uns voraus; zwei Aufwärter begleiteten uns mit großen Lichtern in der Hand, denn am hellen Tage sind die Gemächer, durch die wir kamen, völlig finster. Die

Gefangenen standen längs der Mauern hin wie Soldaten in Reih' und Glied; es gab darunter alte, rückfällige und bereits verhärtete Verbrecher, die uns jedoch mit sichtbarer Rührung anblickten; dann wieder ganz junge, welche nur den ersten Schritt auf dem Wege des Verderbens gethan und bei unserer Annäherung den Kopf senkten. Dieses Gefängniß enthält solche Leute, welche wegen eines schweren Verbrechens von dem Provinzialgericht verurtheilt sind und nun von dem Kaiser die Bestätigung des Urtheilspruches erwarten. Die größten Verbrecher werden nach Sibirien geschickt, andere zu Zwangsarbeiten in der Festung Sveaborg verurtheilt, und noch andere erstehen vollständig ihre Gefängnißstrafe zu Åbo. Der Staat gibt ihnen Brod und täglich sechs Silberkopfen (etwa vier französische Sous) wovon sie um einen festtaxirten Preis die ihnen beliebigen Nahrungsmittel kaufen. Sie werden übrigens zu keiner Arbeit genöthigt, was noch ein weiterer Fehler in der Organisation dieses Gefängnisses ist.

Bloß die Weibspersonen sind zur Arbeit angehalten; sie haben Kunkeln, Handwerke u. s. w. und müssen jeden Tag eine bestimmte Aufgabe vollenden; daraus fließt jedoch kein Vortheil für sie, denn das Ergebnis ihrer Arbeit gehört dem Staate. Die Unglücklichen standen in einer Reihe an der Wand hinunter, als wir in ihre Werkstätte traten. Sie hatten dieselbe zu unserem Empfange gereinigt und mit Rasen und Tannenzweigen eine Art zierlicher Gartenbeete auf dem Zimmerboden gebildet. Diese lachenden Gaben der Natur in einem Kerker, diese Gefängnißmöbel, gepuzt und geschauert, um unsere Augen zu täuschen, dieses ceremonielle Gefolge, welches uns bei unserem Besuche begleitete, und diese unbeweglichen, stillen, der kalten Neugierde

unserer Escorte preisgegebenen Opfer bildeten ein betrübendes Schauspiel. Als wir den Saal verließen, glaubte ich wieder neu aufzuathmen, und als der Schloßverwalter mit heiterer Miene fragte, ob ich meinen Besuch nicht fortsetzen wollte, verabschiedete ich ihn so schnell, als möglich, da es mir durchaus kein Vergnügen machte, länger an einem Ort des Elendes zu verweilen, während ich keine Linderung schaffen konnte.

Es gibt zu Åbo noch eine Strafanstalt für Weibsteute, die bloß auf unbestimmte Zeit zur Gefängnißstrafe verurtheilt sind; die Einen spinnen, andere weben Leinen- oder Wollenzeuge und wieder Andere verfertigen gelb und grau gewürfelte Kleider, welche die Schloßgefangenen tragen. Zwei Weiber suchten leztthin gleichsam als um eine Gunst nach, in dieses Haus eingeschlossen zu werden. Sie hatten weder eine Wohnung, noch Familie, konnten keine Arbeit finden und wagten auch nicht zu betteln; das Gefängniß bot ihnen eine Zufluchtsstätte, ein Spinnrad und sechs Kopfen täglich. Sie ließen sich also darin aufnehmen.

Die Åboer-Kirche ist ein interessantes Denkmal, nicht sowohl durch ihr Aeußeres, das plump und rauh ist, als vielmehr wegen ihres inneren Baues, der das Siegel von drei verschiedenen Epochen trägt. Diese Kathedrale war die Wiege des Christenthums in Finnland; hier wurde der erste bischöfliche Stuhl errichtet, und hier ein Grab zu finden, rechneten sich die adeligen Familien zum Ruhme an. Alle Gräfte sind mit Gebeinen angefüllt, einige mit Inschriften versehen und prachtvollen Grabmälern geschmückt. Hier befindet sich die Grabchrift von Katharina Morsson, jener Tochter des Volkes, welche Erich XIV. zur Königin

von Schweden erhoben und die, nachdem sie eine Krone getragen, von der Welt vergessen in Finnland starb, während ihr königlicher Gemahl im Gefängnisse seinen Tod fand. An demselben Orte sieht man zwei weiße lebensgroße Marmorstatuen in aufrechter Stellung über einem Sarkophage, der von Säulen aus schwarzem Marmor getragen wird; es ist der Enkel Erichs XIV. der reiche und gewaltige Glas Tott, mit seinem ciselirten Beinharnisch und seiner Kriegsrüstung; die andere Figur ist seine Gemahlin, mit langem gesticktem Kleide und geschmückt mit Halsbändern und Armspangen wie zum Hochzeitstage. An einem andern Orte befindet sich das Monument Stalhandsk's, eines der Generale des dreißigjährigen Krieges.

Die Feuersbrunst von 1827 verheerte diese Kirche. Die Glocken schmolzen, der Altar, die Kanzel, die Orgel verbrannten und mehrere steinerne Gräber wurden von den Flammen verwüstet. Durch Collecten und Subscriptionen suchte man den Schaden wieder gut zu machen. Ein braver Bäcker, welcher sich gegen sechzigtausend Franken erworben hatte, und der keine Familie besaß, vermachte, betrübt darüber, die Orgel nicht mehr zu hören, deren fromme Accorde einst seine Jugend erbaut, sterbend sein ganzes Vermögen der Verwaltung der Kathedrale, um eine neue Orgel davon bauen zu lassen. Sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Eine schön bemalte und reich vergoldete, aus fünftausend Pfeifen bestehende Orgel erhebt sich jetzt bis an die Wölbung; es ist die größte Orgel, welche im Norden existirt und sie soll demnächst eingeweiht werden.

Nahe bei der Kirche steht das ehemalige, von Gustav IV. begonnene und von Kaiser Alexander vollendete Universitätsgebäude. Es umfaßt zugleich die Zimmer des Gouverneurs, die Säle des Rathes und des Metropolitankapitels, die Bankkassen, die Post und den großen akademischen Saal. Man nennt dasselbe deshalb den Åboer Omnibus.

---

**Selsingfors.**







## An den Grafen Molé.

---

Zweiundzwanzig schwedische Meilen (sechzig Lieues) von Åbo liegt die Hauptstadt Finnlands, Helsingfors. Auf diesem Wege findet der Reisende keine Diligence. Will man die ganze Strecke nicht auf dem Meere machen und ein Dampfschiff abwarten, welche übrigens ihre wöchentliche Fahrt erst im Sommer beginnen und schon im Herbst endigen, so muß man Postpferde nehmen und ein Fuhrwerk kaufen oder sich dem Bondkara anvertrauen. So heißt der Bauernkarren, welcher sicherlich das roheste, abscheulichste Transportmittel in der Welt ist. Man stelle sich einen auf zwei Rädern ruhenden Verschlag vor, über den quer ein Brett genagelt oder manchmal auch ganz einfach mit einem Stricke angebunden ist. Auf diesem Brette sitzt der Reisende neben dem Bauer, der ihn fährt. Man hat keine Rückenlehne, noch sonst einen Haltpunkt, sondern muß stets ein geschicktes Manöver anwenden, um das Gleichgewicht auf diesem schwankenden Sitze zu erhalten und sich an schwierigen Stellen mit beiden Händen anklammern. Kaum hat man sich mit diesen Eisenringen, diesen Nägeln und allen Unebenheiten vertraut gemacht, so kommt man auf der Station an und muß nun einen anderen Karren besteigen und mit einem neuen ebenso unbequemen Sitze, als

der vorige, Bekanntschaft anknüpfen. Ich hatte den Bondara in Norwegen kennen gelernt und fühlte keine Lust auf's Neue einen Versuch mit ihm anzustellen. Auch hatte einer meiner neuen Finnländer Freunde, Herr Arnell, die Gefälligkeit, mir seine sehr gute und äußerst bequeme zweispännige Kalesche zu leihen und so wurde mir der Weg nach Helsingfors höchst angenehm.

Die Postorganisation ist in Finnland dieselbe wie in Schweden; auf alle fünf bis sechs Lieues findet man den Gastgivaregaord, wo eine bestimmte Anzahl dem Postmeister gehörige Pferde und noch überdieß von den Bauern der Gemeinde gelieferte Reservepferde vorhanden seyn müssen. An jedem Umspannort findet sich ein von der Bezirksbehörde numerirtes und rubricirtes Tagbuch (dagbok) in das der Reisende seinen Namen, den Ort, woher er kommt, den, wohin er geht und die Zahl der von ihm genommenen Pferde einschreiben muß. Dieß ist eine Polizeimaßregel und trägt sehr viel bei, einem Flüchtlinge auf die Spur zu kommen. Das Tagebuch zeigt auch die Entfernung einer Station von der andern nach Wersten an, dergleichen die für einen bestimmten Weg festgesetzte Posttaxe, so daß der Fremde, welcher der Landessprache nicht kundig ist, ohne ein Wort zu sprechen, seine Rechnung berichtigen, die Pferde nehmen und abreisen kann. Dasselbe Tagebuch bietet ihm ferner auf jeder Seite noch eine Spalte zu Bemerkungen; worin etwaige Klagen gegen den Postmeister vorgebracht werden können. Jeden Monat wird dieses Tagebuch dem Bezirksoberrichter geschickt und sobald gegen den Postmeister irgend eine beschwerende Bemerkung vorliegt, so muß dieser bei der Behörde sich zur Rechtfertigung stellen. Ein solcher Gang ist ihm durchaus nicht angenehm, denn er kann da-

selbst nur eine Rüge holen, und wenn seine Vertheidigung nicht völlig trüftig ist, sogar zu einer Geldbuße verurtheilt werden.

Die Posttare ist übrigens äußerst billig. Man bezahlt auf den Werst zwei Silberkopfen für jedes Pferd, wodurch auf die französische Meile bloß dreißig Centimes kommen; und wenn man dem Postillon einige Sous gibt, so nimmt er ehrerbietig die Rüge ab und dankt mit einer tiefen Verbeugung. Die Pferde sind im Allgemeinen klein aber munter, auf ebenem Felde gehen sie immer im Trabe, und galoppiren abwärts wie wilde Renner. Mit einem Gespann, das auf den ersten Anblick armselig und schwach erscheint, legt man leicht drei und eine halbe Meile in zwei Stunden zurück.

Auf jedem Werste erhebt sich ein großer Wegzeiger, auf dessen einer Seite die Entfernung der Station, von der man kommt und auf der andern die der Station, wohin man geht, verzeichnet ist. Ich glaube, man könnte ohne wesentliche Unbequemlichkeit diesen Wegweiserluxus vermindern, aber der, welcher auf den Gedanken kam, solche zu errichten, hat bestimmt selber gefühlt, welch großes Vergnügen es dem Reisenden gewährt, wenn er jeden Augenblick den schon durchwanderten und den noch vor ihm liegenden Weg abmessen und auf eine sichere Weise die Landschaft, welche ihm gefallen, das Dorf, welches ihn interessirt hat, bezeichnen kann; jene Pfähle sind auf dem einsamen Wege gleichsam ein freundliches Denkmal bewohnter Dörfer, eine Aufmunterung, welche alle fünf Minuten dem ermüdeten Reisenden zu Theil wird. Im Winter sind diese Pfähle treffliche Wahrzeichen, welche die Wege in dem dichtesten Schnee erkennen lassen.

Die Straße von Åbo nach Helsingfors wird mit

vieler Sorgfalt unterhalten, ist aber stille und öde. Auf einem Raume von sechzig Meilen gibt es weder eine Stadt, noch ein Dorf, und ich glaube, daß ich daselbst nicht sechs Reisenden begegnet bin. Der Weg ist übrigens fast ganz der nämliche, wie in mehreren Gegenden Schwedens. Bald befindet man sich mitten in einem Tannen- und Birkenwalde, bald ersteigt man einen felsigen Hügel und bald geht es in eine Sandebene hinab, durch welche sanft ein Bach sich dahinschlängelt. Einige Werste von Biorssberg sah ich eine Kaskade und ein Eisenwerk; weiterhin liegt ein von Bäumen und Granitfelsen umgürteter See. Die schönsten Seen Finnlands sind in den Provinzen Savoler und Karelän, welche mit ihren frisch aussehenden Thälern und ihren grünen Hügeln an die malerischen Gegenden Dalekarliens erinnern. Auf dem felsigen, sandigen, hier mit Moos, dort mit Wäldern bedeckten Boden wird jedes kultivirbare Fleckchen Land mit Geschicklichkeit und Fleiß angebaut. Die Finnländer sind sehr gute Oekonomen; sie lassen sich weder durch strenge Arbeit, noch ungünstige Witterung, noch durch die ihre Bemühungen oft grausam täuschende Natur abschrecken. Sie haben den Pflug selbst über den Polarkreis hinausgebracht, und Gerste an den Gränzen Laplands geerntet. Wo ein urbares Feld ist, da findet sich auch eine Wohnung. Oft ist es nur eine armselige, wenige Fuß hohe hölzerne Hütte, die bloß durch eine Glasscheibe erleuchtet wird und mehr einem Taubenschlage, als einer menschlichen Behausung gleicht. Dennoch gewährt sie einer ganzen Familie Obdach; starke, an alle Entbehrungen gewöhnte und durch jede Arbeit abgehärtete Männer gehen aus ihr hervor, und Frauen, die trotz ihrer elenden Kleider ein Muster von Schönheit sind. Eines Tages verlassen die

mit saurer Milch und Kartoffeln aufgezogenen Jungen ihr Nest; Bursche und Mädchen treten in einen Dienst und ersparen von ihrem Salair ihren betagten Aeltern einen Nothpfennig, wodurch dieselben in den Stand gesetzt werden, ein unter Mühen und Sorgen begonnenes Leben gewissermaßen in Gemächlichkeit zu enden. Es bedarf wenig, um diese armen Leute glücklich zu machen, um sie für eine Gefälligkeit, einen Dienst zu belohnen. Geld haben sie sehr wenig; sie sind in ihren Forderungen billig und in ihren Wünschen bescheiden. Einige Rubel kommen ihnen als ein großer Schatz vor, und wenige Kopfen machen sie reich. Ich speiste einst in einem heiteren, kleinen Wirthshause, einem prächtigen See gegenüber; man bediente mich mit frischen Eiern, Fischen, einem halben Auerhahn, Milch und Kaffee: Alles zusammen kostete einen Franken. Ein anderes Mal gab ich einer Frau, die mir eine Tasse Milch gebracht hatte, zwei Silberkopfen: „Ach der gute Herr!“ rief das ehrliche Geschöpf in der respectvollen Form der schwedischen Sprache, welche nur in der dritten Person zu sprechen erlaubt; „der gute Herr kann viel Milch trinken für zwei Kopfen;“ und um ihr Gewissen zu beruhigen, holte sie noch eine zweite Tasse.

Ein einziges Mal während meiner ganzen Reise hatte ich mich gegen eine jener übertriebenen Forderungen zu wehren, welche in andern Ländern dem Fremden bei jedem Schritte zur Last fallen. Ein finnländischer Bauer, zu jener Klasse Menschen gehörend, welche wegen der Entlegenheit ihrer Wohnungen zugleich Wagner, Schmiede, Schuhmacher u. seyn müssen, hatte für mich den Sattler gemacht und das Geschirr eines meiner Pferde ausgebeffert, wofür er einen mir übertrieben scheinenden Lohn forderte: „Das ist nicht

recht," sagte ich in ruhigem und ernstem Tone zu ihm; „darin erkenne ich die Redlichkeit der Finnländer nicht.“ Der arme Mann erröthete, senkte den Kopf und antwortete stammelnd: „Es ist wahr, ich habe Unrecht; der Herr wird mir geben, was ihm billig scheint;" so ging er mit dem, was ich ihm in die Hand drückte, ganz beschämt, eine Forderung gemacht zu haben, deren sich ein englischer Arbeiter gerühmt hätte.

Am andern Morgen hatte ich mich zu schämen und Reue zu empfinden. Zu meiner eigenen Demüthigung muß ich diese Scene erzählen, aus der Sterne ein herrliches Kapitel gemacht hätte. Es ging durch eine monotone Ebene und ich saß in meiner Kalesche, den Kopf über ein Buch gebeugt. Plötzlich fühlte ich etwas Feuchtes an meiner Stirne, ich sehe auf und erblicke ein Kind, das neben den Pferden läuft und sein Gesicht mir zuwendet; ich glaubte, es hätte mich mit Kies oder Erde geworfen und mache ihm aus Zorn alle mögliche Grobheiten. Das arme Kind flieht erschrocken davon, und während ich wieder ruhig sitze, finde ich neben mir einen Anemonenstrauß; es waren die ersten Frühlingsblumen, die ersten Geschenke einer kalten Natur, welche das unschuldige Kind mir brachte, um ein kleines Almosen dafür zu erhalten. Ich warf mir meine Ungerechtigkeit vor; ich wollte das Fuhrwerk anhalten; es war zu spät. Als ich das Kind zurückrief, lief es noch schneller und suchte ängstlich eine Zuflucht in seiner Hütte.

Die Redlichkeit und Herzensgüte der Einwohner dieses Landes machen eine Reise in Finnland gleichsam zu einem glücklichen und leichten Spaziergange und als ich auf der nächsten Station vor Helsingfors ankam, däuchte mich der ganze Weg sehr kurz.

Ich hatte die alte und ehrwürdige Stadt Åbo gesehen, die von Schweden gegründet und veredelt wurde, aber von ihrer Höhe an dem Tage herabsank, wo man sie von dem Lande trennte, aus welchem ihr Leben und ihr Glück flossen; nun betrat ich die neue von Rußland adoptirte und bereicherte Stadt. So war auf einer Entfernung von wenigen Meilen alte und neue Geschichte, und die ganze Chronik des Landes auf zwei Seiten vereinigt.

Der Ursprung von Helsingfors geht nicht über das sechzehnte Jahrhundert hinauf; es wurde 1650 auf Befehl Gustav Wasa's erbaut. Seinen Namen erhielt es von einer Kolonie der Provinz Helsingland, die in der Nachbarschaft schon seit mehreren Jahrhunderten bestand. Im Jahre 1639 wanderte die ganze Stadt Gustav Wasa's aus, die Einwohner verließen den Ort, welchen ihre Vorfahren gewählt hatten, und errichteten ihre hölzernen Häuser da wieder, wo das gegenwärtige Helsingfors steht. Die neue Stadt erhielt denselben Namen, wie die alte, und Christine verließ ihr wichtige Privilegien. Kriege und Pest, Hunger und Feuer verheerten sie nach einander; ihr Aufkommen war mit großen Schwierigkeiten verknüpft und sie bereicherte sich nur wenig. Hundert Jahre nach ihrer Wanderung zählte sie bloß fünftausend Einwohner. Gegenwärtig hat sie um die sechzehntausend und nimmt eben so viel Flächenraum ein, als eine der großen Städte Frankreichs; es ist nun eine schöne, lebensvolle Stadt, welche vergnügt sich in ihrem neuen Glücke beschaut und einer hoffnungsvollen Zukunft entgegensieht, eine Stadt, welche in wenigen Jahren hundert Wohnungen, wie durch einen Zauber Schlag entstehen und glänzende Gebäude auf einem vor Kurzen noch öden und nackten Boden sich erheben sah. Ihre

Straßen sind breit, lang und schnurgerade, ihre öffentlichen Plätze viereckig und von einem Ende bis zum andern hat Helsingfors die Symmetrie der auf den Wink eines Souverains erbauten Städte: Es steht da, wie ein Soldat unter dem Gewehre, es ist kokett und gepuht, wie eine junge Dame, welche auf Eroberungen ausgeht. Wenn da und dort noch eine Bauernwohnung, eine ärmliche Hütte, als letzter Rest aus früheren Zeiten sich findet, so neigt sie sich furchtsam vor den danebenstehenden Gebäuden und verbirgt sich wie ein Armer, der über seine schlechte Kleidung mitten unter reichen Nachbarn erröthet.

Alles, was einer Stadt den Charakter von Würde und Reiz verleiht, Alles, was unterrichtet und gefällt, Alles, was die Bewohner eines Landes regiert und die Fremden anzieht, fand sich in kurzer Zeit hier auf den Wink eines mächtigen Scepters beisammen: Ein großer Gerichtshof und Senat, eine Universität und eine Kaserne, eine Sternwarte und ein Badhaus, Gartenanlagen und Promenaden. Helsingfors erinnert übrigens bei jedem Schritte an das ungeheure Reich, mit welchem Finnland vereinigt wurde und an die große Stadt, wo seine souverainen Gebieter residiren; die Nationalphysiognomie, welche in einigen andern Städten des Landes und besonders in den Provinzen Savolar und Carelien so markirt und lebendig hervortritt, verschwindet hier nach und nach unter dem Einflusse russischer Sitten und Autorität. Schon rasseln russische Droschkis durch die Straßen; die finnländischen Kutscher tragen den langen Rock, den Gürtel und weiten Hut russischer Kutscher. Die Schilde der Kaufleute und Handwerker sind gemalt, wie zu Petersburg; der Name dessen, der sie an sein Haus anschlagen ließ, ist schwedisch, der Titel seiner Profession aber



russisch. Russische Soldaten paradiren auf dem Blase, beim Schalle der Zinken und Trompeten. In Helsingfors selbst liegen sechstausend Mann Garnison und in seiner Festung ebenfalls sechstausend: dieß ist mehr als hinreichend, um einer Stadt von sechszehntausend Seelen ein ganz kriegerisches Aussehen zu geben. Die Helsingforser Beamten machen häufige Reisen in Rußland und jedes Jahr bringt eine ziemlich große Anzahl russischer Familien daselbst einen Theil des Sommers zu und verpflanzt auch ihre Sitten und Gebräuche hieher. Der aristokratische Luxus von St. Petersburg findet seinen Weg allmählig nach Helsingfors; die Hauptstadt Finnlands verläßt die gepriesene Einfachheit altfinnischer Sitten. Man beklagt sich über die stets zunehmende Theuerung der Lebensmittel und folgt doch dem allgemeinen Zuge. Die Adeligen und die hohen Beamten geben den Ton an und die Bürgerschaft ahmt ihnen immer mehr nach, wie dieß überall der Fall ist. Die Salons der Helsingforser Aristokratie sind eben so elegant, als die schönsten Pariser Salons, und die Gesellschaft, welche sie besucht, finnländisch im Herzen, russisch durch die Verhältnisse, französisch in Geist und Manieren, bietet dem Fremden ein seltsames Gemisch von Ideen, Sympathien, alten Traditionen, neuen Hoffnungen und verschiedenen Sprachen. In derselben Soirée kann man Volksmärchen von den Ufern des Torneo, Anekdoten vom kaiserlichen Hofe, und die letzten Neuigkeiten aus Frankreich erzählen hören; man rühmt bald einen Gesang von Lamartine, bald eine naive finnische Ballade, bald die schwedischen Verse Tegnér's oder die russischen Elegien der Frau Gräfin Rostopschin. Ein von einer entfernten Garnison angekommener Offizier wird über Sibirien oder die wilden Völkerschaften des Kaukasus sprechen; eine Dame

wird ihre neulich in Italien gemachte Reise erzählen; eine andere wird mit Begeisterung die Ufer der Neva schildern und dieses Gemisch von Thatsachen, Erklärungen und kosmopolitischen Berichten hat wirklich einen großen Reiz. Nur die Politik bleibt von diesen so lebhaften und bunten Unterhaltungen ausgeschlossen, sei es nun, daß die schönen Helsingforsker Damen sich nicht auf das felsige Terrain wagen, wo die Damen von Paris so leichtfüßig dahingleiten, oder daß sie die feinohrige Polizei und Censur fürchten.

Diese Gesellschaft ist übrigens ausnehmend geistreich und gebildet; sie übt die ihren Vorfahren so heilige Tugend der Gastfreundschaft mit völliger Uneigennützigkeit aus. Winters kommt man auf Soiréen und Bällen zusammen; Sommers werden Landpartien gemacht. Die ihrer Geschäfte wegen in der Stadt zurückbleiben müssen, trösten sich über ihre Einsamkeit mit dem beständigen Ab- und Zugehen der Dampfschiffe und mit der Ankunft der Fremden, welche das Badhaus und die heiteren Villas in der Umgegend der Stadt bevölkern. Eine dieser Villas verdient eine achtungsvolle Erwähnung. Sie wurde vor zwanzig Jahren von einer braven Frau erbaut, welche daselbst ein Kafé und eine Table d'hôte errichtete und die Verpflichtung über sich nahm, jeden ihrer gewöhnlichen Gäste, der in bedrängte Umstände gerieth, umsonst zu verköstigen. Hat ein solcher Gast seine Pension einige Zeit hindurch bezahlt und es trifft ihn ein Unglück oder seine Börse ist leer und sein Credit erschöpft, so bleibt ihm hier wenigstens an der Tafel seiner guten Wirthin ein sicherer Platz offen; er kommt, wie gewöhnlich, hat sein Couvert, wie vorher, wird mit einer stets gleichen Höflichkeit bedient, und so viel ich glaube, findet ein Raucher von Zeit zu Zeit neben seinem Teller eine feine Havanna-

cigarre. Die vortreffliche Stifterin dieser mildthätigen Restauration soll, wie es heißt, sich durchaus nicht bereichern, indem die unentgeltlich verspflegten Gäste mit ihren zahlenden Abonnenten immer zunehmen; aber wie viele Segenswünsche begleiten sie nicht jeden Tag, und wie viele Seufzer werden ihr in das Grab folgen!

Etwas entfernt von der Stadt ist das Irrenhaus, ein prächtiges, noch nicht lange inmitten eines großen Parkes am Meeresstrande errichtetes Gebäude. Der Weg dorthin geht längs der Kirchhofmauer, vorbei dem Zufluchtsorte aller Schmerzen; der Ein- und Ausgang führt durch die Kapelle, damit man Gottes Barmherzigkeit anrufen und ihm zur Stunde der Genesung danken kann. Von allen Seiten hat man eine ungeheure Perspektive, welche allein die Blicke der Leidenden zerstreuen muß. Hier sieht man den hohen Thurm der Kirche, der wie ein Hoffnungsgeanke sich über die Häuser der Stadt erhebt; dort ist der Golf, wo oft die arme Barke vom Sturm erfaßt schwankt und scheitert, gleich der menschlichen Vernunft unter den Stürmen der Welt.

Zwei Aerzte, deren Einer die besten Hospitäler Frankreichs und die der Hauptstädte Europas besuchte, widmen alle ihre Sorge dieser Anstalt, unter unmittelbarer Aufsicht Haartmanns, des Generaldirektors der medizinischen Institute Finnlands, welcher nicht wenig zur Gründung des Irrenhauses beigetragen hat. Es sind darin dreiundsechzig Narren: Männer und Weiber, Reiche und Arme; Einige zahlen selbst eine Pension, Andere werden von ihrer mitleidigen Gemeinde in dieses Haus geschickt. Für eine Summe von 500, von 400 und sogar 300 Franken nimmt das Hospital Verrückte auf; sobald sie aber sterben, beerbt es sie zugleich

mit ihren Kindern. Jeder von ihnen hat ein heiteres und gut möblirtes Zimmer. Ist das Wetter schön, so gehen die Einen im Freien spazieren, die Anderen arbeiten im Garten; für die Regentage haben sie geräumige Korridore, einen Spielsaal und ein Billard. Alles ist auf das Beste bestellt und das Hospital wird mit bewunderungswürdiger Sorgfalt unterhalten. Beim Anblicke dieses eleganten Hauses, dieser frisch decorirten Säle, dieser mit Bäumen und Rasen begrenzten Alleen, vergißt man beinahe das Elend, dem sie ein Asyl bieten; und dennoch welches Elend! Die meisten Fälle von Narrheit haben nach dem Berichte des Hospitales ihren Grund in Familiensorgen, Böllerei, einige in religiöser Ueberspannung und sehr wenige in Liebe. Ich sah eine unglückliche Frau, die einen berühmten französischen Namen führt, welche der schlechte Lebenswandel ihres Gemahls und der Verlust ihres Vermögens in dieses Asyl des Schmerzes gebracht haben. Eine andere, im niedrigen Stande geboren, verlor die Vernunft, indem sie bei dem Anblicke ihrer schönen Töchter an die Gefahren dachte, welche einer solchen Schönheit drohten. „Ach meine Töchter,“ rief sie unaufhörlich, „meine lieben Töchter, wie sind sie so arm und so schön!“ Alle Angst, aller Kummer, alle Bitterkeit, welche die Liebe erregen kann, zerreißen das Herz der zärtlichen Mutter. Eine Dritte, noch jung, hatte das Hospital in völlig verrücktem Zustande betreten; ein Mann hatte sie verführt und nachher verlassen; sie wurde Mutter und das Gefühl der Mutterschaft gab ihr die Vernunft wieder. Sie verließ die Welt, verlassen von ihren Freunden, aufgegeben von den Aerzten; sie kehrt nun wieder dahin zurück mit dem bleichen Kinde, das ihr Genesung gebracht hat.

In einem andern Theile des Gebäudes wurde mir ein Mann gezeigt, der eine tragische Geschichte erlebte. Er bekleidete eine ziemlich hohe Richterstelle in einem Distrikte Finnlands. Nun verliebte er sich in ein junges Mädchen und unterhielt mit ihr eine unerlaubte Verbindung. Eines Tages wird die Unglückliche vor ihn geführt und des Kindsmordes angeklagt. Das Verbrechen ist erwiesen; sie selbst gesteht es ein und das Gesetz war nur allzu bestimmt. Der Richter unterzeichnete das Todesurtheil mit zitternder Hand und sank auf das Parkett; als man ihn wieder aufhob, war er verrückt. — In dem Nebenzimmer schaukelte sich ein Student auf seinem Stuhle; sein Gesicht war bleich, sein Auge stier: Böllerei hatte ihn blödsinnig gemacht. Etwas entfernter murmelte ein armer Landpfarrer mit melancholischer Stimme Gebete und Bibelverse. Religiöse Ideen und Gewissensscrupel hatten das Gleichgewicht seines Geistes aufgehoben.

Nachdem man diese so viel Elend enthaltenden Bilder, diese Schiffbrüche des Herzens und der Vernunft gesehen hat, fühlt man sich gedrungen, in dem wohlthätigen Anblicke der Natur eine Zerstreuung für die peinlichen Gedanken zu suchen, welche ein solches Gemälde in dem Geiste erweckt. An diesem Tage wandelte ich daher mit neuer Lust an den flachen Sandufern von Helsingfors dahin, als ob die Gefangenschaft der Unglücklichen, die ich so eben gesehen, mir die Freiheit süßer machte, als ob beim Heraus-treten aus ihren Zellen der Himmel noch einmal so blau, die Bäume noch einmal so grün und der Raum noch einmal so groß wäre. Ich kenne übrigens nach der von Stockholm keine malerischere und schönere Lage, als die von Helsingfors. Diese Stadt liegt auf einer großen, mit

ländlichen Hügeln und reizenden Thälern bedeckten Halbinsel; von allen Seiten umgibt sie das Meer, wie ein goldener und silberner, mit Bäumen und Granitfelsen gezielter Gürtel. Hier erniedrigt sich die Sandküste bis zum Spiegel der Fluthen, welche mit sanftem Murmeln ihre Schaumspitzen, ihre Perlmutter- und Azur-Fransen daran werfen; dort ist sie mit einem Walle pyramidenförmiger Felsen verschanzt und weiterhin mit einem Tannenforste gekrönt. Auf der Esplanade, dem Kai, den öffentlichen Plätzen ist die Bewegung, das beständige Treiben der Leute, Pferde &c., und einige hundert Schritte weiter hinweg die wilde Einsamkeit, der ferne Horizont und kein anderes Geräusch, als das Seufzen der Fluthen und das Heulen des Windes. Gegenüber dem Seehafen erhebt sich die gewaltige Festung Sveaborg, welche mit ihren sieben mit Bastionen besetzten Inseln wie eine eiserne Schutzmauer quer über den Golf sich hinzieht, Stadt und Küste vertheidigt und den Kriegsschiffen eine weite Rhede öffnet. Der schwedische Feldmarschall Graf Ehrenswärd erbaute diese Festung und verlangte, man möchte ihn darin begraben. Kein ägyptischer König hatte ein schöneres Grabmal und ich kenne keine großartigere Leicheninschrift, als diese: „Hier ruht Graf August Ehrenswärd, umgeben von seinen Werken, den Wällen Sveaborgs und der Kriegsflotte.“ Der erste Stein zur Festung ward 1749 von König Friedrich, der letzte 1758 von Gustav III. gelegt. Beide Zeitangaben stehen auf dem Steine. Eine zweite Inschrift bezeichnet auch die Lage der Festung: „Sveaborg, welches auf einer Seite das Meer und auf der andern das Ufer berührt, verleiht seinen weisen Fürsten die Herrschaft über Land und Fluthen.“

Nach der Eroberung Viborgs und Ingermannlands durch Peter den Großen, war diese Festung der letzte schwedische Wall gegen Rußland, die Schutzwehr seiner finnischen Provinzen und der Vereinigungspunkt seiner Truppen und Kriegsfahrzeuge. Im März 1808 wurde es von den Russen belagert, und zwei Monate später kapitulirte Admiral Cronstadt, welcher die Festung vertheidigen sollte, mit sieben- tausendfünfhundert Mann Garnison, zwei Fregatten, drei- tausend Pulvertonnen, zehntausend Kartätschen, zweitausend Kanonenkugeln und einer ungeheuren Menge Kriegsmunitionen und Vorräthen aller Art. Die Russen hatten kaum Leute genug, um an der Stelle der vielen Tausende, welche das Gewehr vor ihnen streckten, die Bastionen und die Kasernen zu besetzen. Nie konnte man das Geheimniß dieser in der neuern Geschichte beispieellosen Kapitulation entschleiern. Admiral Cronstadt hatte sich bei verschiedenen Anlässen als ein wackerer Mann gezeigt; jeder hielt ihn für einen muthigen und erfahrenen Offizier; nichts beweist, daß er elend genug gewesen wäre, um sein Vaterland zu verrathen und seine Ehre für Geld zu verkaufen. Man kann eben so wenig glauben, er habe sich, obwohl Herr einer Festung und trotz eines zahlreichen Korps so wie aller möglichen Vertheidigungsmittel durch den Anblick einer an der Küste campirenden und minder starken Armee, als die seinige, abschrecken lassen. Das Ereigniß, welches die völlige Abtretung Finnlands an Rußland zur Folge hatte, ist ein Räthsel, das noch niemand zu lösen vermochte. Nachdem der Admiral die Festung geräumt, äußerte er anfangs die Absicht, sich nach Schweden zu begeben und dem Könige die Beweggründe seines Benehmens aus einander zu setzen, verzichtete aber bald auf einen Plan, der wirklich für ihn nicht ohne

Gefahr gewesen wäre und zog sich nach Helsingfors zurück. Hier entsagte er jedem Amte, brach seine alten Verbindungen ab, trennte sich gänzlich von der Welt und starb schon nach wenigen Jahren. Ein finnischer Beamter, der ihn genau gekannt hatte, versicherte mir, er sei aus Kummer gestorben.

Jeden Tag macht ein Dampfsschiff mehrere Male den Weg von Helsingfors nach Sveaborg und bringt die Passagiere bis an den Fuß der Festung. Beim Eintritte in die Außenwerke begegnet man nur Sträflingen, welche ihre Ketten schleppen, und Soldaten. Macht man Miene, sich vor einer Inschrift aufzuhalten oder eine Thürschwelle zu überschreiten, so kommt eine Schildwache mit Säbel und Gewehr herbei und schneidet vorweg mit einem kräftigen Kommandowort alle Fragen und Erkundigungen ab.

An den Ufern des Golfs, an den Rändern der Buchten, welche sich nach allen Seiten hin verzweigen, gibt es eine Menge bezaubernder Landhäuser und bewunderungswürdiger Lagen. Die, welche man so eben gesehen, wird für die schönste gehalten; man durchschneidet nun wieder einen Meeresarm, erklettert abermals einen Hügel und erblickt eine noch weit schönere. Es ist gleichsam ein Feenland, eine nur allzu unbekannte Gegend, an die man öfters dächte, wenn man ihre milde, melancholische Schönheit besser kennen gelernt hätte. Ich werde mich stets der Wälder von Standsvik, der einsamen Hügel von Mailand, der grünen Gärten von Traeskenda und der herrlichen Fernsichten von Lemsöholm erinnern.

Als ich zu Helsingfors ankam, war die ganze Stadt in Bewegung; man erwartete den Erbprinzen und bereitete ihm einen festlichen Empfang. Der kaiserliche Architekt



und seine Arbeiter verwandelten den großen Saal des Fremdenhotels zum Ballsalon; die Köche reicher Familien waren für die Zurüstung des Soupers in Anspruch genommen. In allen Salons hörte man nur von Schleiern und Spitzen sprechen; bei den Kaufleuten waren Lyoner Seidenzeuge und deutscher Sammet ausgehängt. Nur der Frühling, der träge Frühling des Nordens, von welchem man Blumen und Früchte verlangte, hatte ein taubes Ohr und setzte seinen gewohnten Schritt langsam fort.

Artilleriesalven donnerten endlich auf den Wällen Sveaborgs. Der Großfürst kam auf einem prachtvollen Dampfschiffe an. Er ging zuerst in die Kirche, nach dem Gebrauche russischer Souveraine. Alsdann besuchte er den Senat, die Universität, deren Kurator er ist, und die Wohlthätigkeitsanstalten; Abends erschien er auf dem schon seit vielen Tagen vorbereiteten Balle. Es ist ein großer und schöner junger Mann, von einem sanften und anziehenden Aeußeren. In der kurzen Unterhaltung, welcher der Großfürst mich würdigte, sprach er mit vielem Scharfblicke von einigen fremden Ländern, und mit besonderer Vorliebe von dem schönen Finnlande, das er zum ersten Male sah und dessen Anblick ihn bezauberte. Sein Begleiter war der Fürst von Mentschikoff, Generalgouverneur der Provinz, Reichsadmiral und einer der geistreichsten und gebildetsten Männer unter den hohen Beamten Rußlands. Jeden Augenblick wandte sich der Großfürst gegen ihn und schien sich bei ihm, mit der Ehrfurcht eines bescheidenen Zöglings gegen seinen Lehrer, Rath zu erholen. Am Abende des folgenden Tages begab er sich auf einen zweiten Ball, begleitet von einer Menge Studenten, Bürger und Handwerker, welche die Lust von ihren Jubelrufen erschallen ließen, so wie von

einer großen Anzahl Frauenzimmer, welche mit ihren Gaze-  
kleidern und ihren Blumenguirlanden nach dem Ufer ström-  
ten. Wenn die Hofluft und der Besitz des Scepters seine  
herrliche Natur nicht ändern, so verspricht der Großfürst  
Rußland einen Souverain von edlem Charakter und seltener  
Milde.

Ach! Frankreich hatte auch einen jugendlichen Prinzen,  
begabt mit den schönsten Eigenschaften, auf das Trefflichste  
gebildet, geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten.  
Er hatte bereits Proben seiner Ehrenhaftigkeit und seines  
Muthes abgelegt; er hatte ein Leben voll Studien, Erfah-  
rungen, edler Gedanken und zärtlicher Neigungen geführt.  
Wir sahen es gerne, wie er über uns, seine Altersgenossen,  
emporstrebte; wir sprachen mit Stolz von seinen Tugenden  
und mit froher Hoffnung von seiner künftigen Regierung.  
Der Tod hat ihn uns entrißen, und als man die Kunde  
von dieser furchtbaren Katastrophe vernahm, welche ganz  
Europa erschütterte, als ich in der Blüthe seiner Kraft und  
seiner Jugend den Erbfürsten Rußlands sah, da dachte ich  
an den, welcher so eben noch unser Erbprinz gewesen, ich  
dachte an die, über welche sein Tod unendliches Leid brachte  
— und wandte den Kopf mit schmerzlichem Gefühle hinweg.

---

**Universität**  
von  
**Selsingfors.**





## An Villemain,

Minister des öffentlichen Unterrichts.

---

Hier haben wir ein Land vor uns, das von den gebildetsten Theilen Europas getrennt, auf einer Seite von dem baltischen Meere, auf der andern von den wilden Bergen Lapplands begränzt ist, ein Land, worin ein friedliches und redliches Volk wohnt, welches sich durch kriegerische Stämme von den reichen Ebenen des Südens nach den düsteren Seestrichen des Nordens drängen ließ, das Jahrhunderte lang der Herrschaft zweier Nachbarvölker unterworfen und ihren Verheerungen ausgesetzt war, ein Land, das von den Schweden regiert, von den Russen überfallen, von diesen geplündert, von jenen ausgesogen wurde, und das trotz aller Kriege, unter denen es fortwährend zu leiden hatte, trotz seiner stets precären Lage und seines Elendes doch mit dem Anbaue der Wissenschaften, mit den Studien sich beschäftigte. Wenn man den Aufschwung der Bildung bei einer Nation, wo alles ihre Fortschritte begünstigt, mit forschendem Blicke zu betrachten liebt, so ist es gewiß noch weit interessanter, ihre Entwicklung in einem Lande zu verfolgen, wo sie jeden Augenblick gehemmt und von materiellen Hindernissen unterdrückt wird; es ist, sage ich, gewiß weit

interessanter, die ersten Keime des Unterrichts, wie den Samen im Evangelium unter Dornen und Felsen zu suchen und zu sehen, wie sie auf dem dürrn Boden Wurzel gefaßt, wie sie beim Brausen des Sturmes groß geworden und welche Früchte sie getragen.

Der Unterricht begann in Finnland sehr spät. Das Christenthum, die Grundlage jeder neueren Bildung, wurde erst im zwölften Jahrhundert durch den Glaubenseifer des heiligen Erichs, Königs von Schweden, in diesem Lande eingeführt; aber der königliche und erste Missionär, welcher an der heidnischen Küste landete, fand hier einen Martyrertod.

Noch zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fordereten die Päbste die Schweden zu einem Kreuzzuge gegen die gözendienerischen Völkerschaften Careliens und Ingermannlands auf, und das erste Kreuz ward 1249 in den Distrikten von Ostbothnien aufgerichtet.

Birger Jarl vollendete in Kurzem die Eroberung Finnlands. Die Predigt des Christenthums fand überall Eingang. Ein Kloster erhob sich über den Trümmern von Wäinemoïnens Altar. Die feierlichen Ceremonien der Kirche traten an die Stelle des barbarischen Kultus, und doch vergingen beinahe vier Jahrhunderte, ehe eine regelmäßige Schule entstand, und die durch das Christenthum in dem Lande gepflanzten Elemente der öffentlichen Erziehung weiter ausbreitete. Die erste lateinische Schule ward 1630 von Gustav Adolph zu Åbo errichtet. Bis dahin hatte es in Finnland bloß sehr dürftige Institute gegeben, die an bestimmte Klöster gebunden, sogar die nöthigsten Bücher entbehren mußten, und oft unter der Leitung von Leuten standen, deren Kenntnisse sehr beschränkt waren.

Unter der Regierung Christinens wurde 1640 die Åboer Schule, welche den Titel eines Gymnasiums führte, zum Range einer Universität erhoben. Ich habe in dem Akademie-Gebäude zu Helsingfors die Stiftungsurkunde dieser Universität, gegenwärtig der ältesten <sup>1)</sup> in dem russischen Reiche, mit frommer Scheu betrachtet; sie ist unterzeichnet von der Hand des berühmten Axel Orenstiern, seines Bruders Gabriel, und eines Mannes, der seiner Abstammung nach Frankreich angehörte, des Marschalls Jacques de Lagardie. Der Freimuth, welcher diese edlen Rätke der jungen Königin befeelte, hat ihnen folgende kluge Staatsgrundsätze eingegeben: „In Betracht, daß zu allen Zeiten die Schulen und Akademien als Pflanzungen und Baumgärten anzusehen sind, in denen die Wissenschaften, gute Sitten und Tugenden entstehen und sich entwickeln; ferner in Betracht, daß solche Institute den Monarchien und Republiken eine bestimmtere Richtung und festere Stütze gegeben haben, wollen Wir Christine, nach dem Vorgange unseres königlichen Vaters Gustav Adolfs, der die Universität Upsala verbessert und die Dorpater gestiftet hat, zur Ehre und Zierde unseres Fürstenthumes Finnland eine Universität an der Stelle des Åboer Gymnasiums errichten und daraus ein Werkzeug der Gelehrsamkeit und Tugend machen.“

Nichts wurde versäumt, um der Inauguration der neuen Universität einen feierlichen Charakter zu verleihen; alle Kirchen Finnlands mußten den Tag mit Gottesdienst

---

1) Die Dorpater wurde acht Jahre später gegründet, und war überdieß von 1710 bis 1799 geschlossen. (Grot., Minnen af Alexanders Universit.)

heiligen und die vornehmsten Beamten wurden sämmtlich zu dieser Feier eingeladen. Ich will, zumal es ein Gemälde der Zeit und des Landes ist, einige nähere Umstände jenes wissenschaftlichen Festes hier anführen.

Den 14. Juli 1640 verkündigten Trompeten und Tambours den Bewohnern Åbo's und den in der Stadt versammelten Fremden die Feierlichkeit, welche nun bald vor sich gehen sollte. Am andern Morgen früh um sieben Uhr kamen der Bischof der Diöcese und die Professoren, gefolgt von einer Eskorte Edelleuten, auf Barken den Fluß Aura herab und begaben sich nach dem Schlosse zu dem Grafen Brahe, dem Generalgouverneur Finnlands und dem Kanzler der neuen Universität. Eine Stunde nachher kehrte der ganze Zug in die Stadt zurück; voraus gingen zwölf Herolde und zwei Trompeter, die Tusch bliesen. An der Spitze der Versammlung befand sich der Marschall des Adels, begleitet von dreißig Edelleuten, die Paar und Paar, wie in einer Prozession, aufzogen. Dann kam der oberste Beamte des Grafen, gefolgt von fünf Männern, welche die Insignien der Universität, Schlüssel, Scepter, Siegel, das Register, in welches die Studenten inscribirten, und den rothsammetnen, mit weißem Atlas gefütterten Mantel des Rectors trugen; auf diese folgte der Graf, umgeben von seinen zwölf Gardisten; dann der Bischof und die Professoren. Hinter ihnen kamen die Beamten verschiedener Klassen, die Priester der Diöcese und die Lehrer; die neuen Studenten schlossen den Zug.

Dieser ging durch die Stadt beim Donner der Kanonen, beim Schalle der Glocken und Musikinstrumente, zwischen einem Spalier von Reitern, die man zu dieser Feierlichkeit aus allen Theilen Finnlands herberufen hatte. Das



Universitätsgebäude war mit Blumen- und Laubguirlanden geschmückt, die Wände waren mit Tapeten behangen, und die Bänke mit Purpur-Draperien überzogen. Graf Brahé bestieg den Katheder, proklamirte die Stiftung der Universität und übergab dem Bischöfe die Insignien eines Vicekanzlers, indem er eine lateinische Anrede an ihn richtete.

Der Vicekanzler bekleidete einen der Professoren mit dem Purpurmantel; hierauf begab sich die Versammlung nach der Kirche. Der Bischof hielt eine Rede, zu Ende welcher die enthusiastische Menge in solche Jubelrufe ausbrach, daß man, wie ein Geschichtschreiber dieses Festes sagt, das Kirchengewölbe erzittern sah. Die Inauguration schloß mit einer großen Mahlzeit bei dem Gouverneur und der Vorstellung einer moralischen Komödie, betitelt: Die Studenten.

Die junge, mit so vieler Pracht errichtete Universität, war jedoch sehr schlecht dotirt und ihre ersten Arbeiten wurden durch verderbliche Vorurtheile und materielle Sorgen, kurz gesagt, durch Elend verkümmert; sie sollte das Gymnasiumgebäude einnehmen, und in diesem ganzen Hause befanden sich nur fünf kleine Säle. Die jährliche für ihre Ausgaben bestimmte Summe betrug bloß 6,125 Daler <sup>1)</sup>; diese Einkünfte wurden theils in Geld, theils in Naturalien, d. h. in Gerste, Heu, Butter u. s. w., ausbezahlt, was oft bittere Klagen veranlaßte. Die schwedische Regierung hatte übrigens den Professoren den Genuß einiger Güter be-

---

1) Ein Daler war der sechste Theil eines Species oder eines Fünffrankensstückes. So erhielt die Universität kaum mehr als eintaufend Franken. Freilich hatte das Geld damals einen weit größeren Werth als jetzt.

willigt, aus denen sie nur sehr unbedeutende und ungenügende Einkünfte bezogen.

Die Buchdruckerei war in Finnland noch nicht eingeführt; der Universitätssekretär mußte die Verordnungen des Rectors, die Programme der Vorlesungen, die Dissertationen der Professoren abschreiben und einige Thesen wurden zu Stockholm und Dorpat herausgegeben. Die Akademie richtete indeß dringende Gesuche um eine Presse an den Grafen Brahe. In einer dieser Bittschriften heißt es, die Professoren hätten große Lust sich im Disputiren zu üben und ihre Thesen gedruckt zu sehen <sup>1)</sup>.

Endlich ließ sich 1641 ein schwedischer Buchdrucker, Namens Wald, in Finnland nieder, und der Rector schloß mit ihm einen Vertrag, welcher mehrere sonderbare Stellen enthält. Der Buchdrucker wird von jeder Abgabe und Frohne frei erklärt; man bezahlt ihm seine Reisekosten von Stockholm nach Åbo, gibt ihm eine Wohnung, 200 Daler jährlichen Gehalt und sechs Mark <sup>2)</sup> für den Druckbogen; er muß eifrig jeden Tag arbeiten, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage; es ist ihm ausdrücklich verboten, das kleinste Blatt, ohne daß es vorher von dem Rector durchlesen und approbirt worden, unter die Presse zu bringen <sup>3)</sup>. — Die Censur begann in Finnland mit der Buchdruckerei.

1) S. Pepping, historische Notizen über die Buchdruckerei in Finnland.

2) Ein Mark war der vierte Theil eines Dalers.

3) Der mit dem Censurrechte bekleidete Rector hatte genug Zeit, die verdächtigen Manuscripte zu lesen. Walds Schriftkasten enthielten so wenig Lettern, daß er nur einen halben Bogen auf einmal setzen konnte.

Die Bibliothek enthielt einundzwanzig Bände und einen Globus, ein Erbstück des Gymnasiums. Die Fakultät der Wissenschaften hatte weder mathematische Instrumente, noch ein Laboratorium oder Klinikum; ja sie hatte nicht einmal eine Apotheke oder einen Arzt; in Krankheitsfällen versah das Volk sich selbst mit traditionellen Heilmitteln. Gebildete Leute zogen die Doktoren von Reval zu Rathe <sup>1)</sup>. Die erste anatomische Section fand 1686 Statt. Die Neugierigen zahlten einen Mark, um dieses neue Schauspiel zu genießen.

Im Jahre ihrer Stiftung bestand die Universität aus vierundvierzig Zöglingen und elf Professoren, von denen sechs zur philosophischen Fakultät gehörten, die folgendermaßen zusammengesetzt war: 1) Politik und Geschichte, 2) griechische und hebräische Sprache, 3) Mathematik, 4) Physik und Botanik, 5) Logik und Poesie, 6) Beredsamkeit.

Alle Vorlesungen wurden lateinisch gehalten, und alle Wissenschaften, in welche die Professoren ihre Zöglinge einweihten, standen unter der Obhut der Theologie. Man folgte furchtsam und von ferne, Schritt für Schritt den Traditionen der Schule zu Upsala, und Alles, was noch nicht durch die Autorität einer alten Lehrmethode geheiligt war, Alles, was den geringsten Anstrich des Neuen hatte, flößte den würdigen Rhetoren von Åbo eine heilige Furcht ein. In einem der Consistorialprotokolle vom Jahre 1641 heißt es, jeder Professor solle sich wohl hüten, etwas bisher nicht Dagewesenes auf die Bahn bringen zu wollen, in der Hoff-

---

1) Ein kranker Professor unternahm diese Reise 1665 und starb an Verb des Schiffes.

nung, sich dadurch geschickter als die Anderen zu zeigen; denn solche Versuche führten nur zu Zwietracht und Neid.

Der philosophische Unterricht war besonders großen Beschränkungen unterworfen; er durfte nicht von System zu System, von Analyse zu Analyse schreiten; man erkannte nur zwei Philosophien an, die gesunde (*sunda philosophia*) d. h. die der Alten, und die neue, über welche man fromm die Augen schloß. Ebenso verhält es sich mit der Rechtswissenschaft. Als 1696 ein Lehrstuhl der Jurisprudenz vakant war, richtete das Consistorium eine Bittschrift an seinen Kanzler, in welcher es hieß, man dürfe diesen Lehrstuhl mit keinem neuen Meinungen ergebenden Ausländer besetzen, indem dadurch Verwirrung in den Köpfen der Studirenden entstände und die Einheit des philosophischen Unterrichtes, ohne welche die guten Principien an der Åboer Universität nicht bestehen könnten, gestört würde. Das Studium der schönen Wissenschaften war fast nichts Weiteres, als wörtliche Uebersetzung einiger lateinischer Schriftsteller. Aus dem Griechischen übersezte man nur das Neue Testament, und wer die Kühnheit hatte, in die poetischen Schönheiten des klassischen Alterthums eindringen zu wollen, wurde wegen einer solchen Geistesverirrung nur über die Achsel angesehen: die weisen Erklärer des kanonischen Rechtes, die gelehrten Kommentatoren des Aristoteles betrachteten sie von der Höhe ihres Katheders herab als Wesen untergeordneter Art und nannten sie schlechtweg: Wortfuchser.

Ein Jahr nach ihrer Inauguration zählte die Universität Åbo bereits mehr als dreihundert Studenten; und man glaube ja nicht, daß damals der Zutritt zu dieser Universität so leicht war, wie man gegenwärtig dieselbe beziehen

kann, d. h. indem die Studenten auf der Kanzlei inscribiren und ein unbedeutendes Immatrikulationsgeld entrichten; nein wahrhaftig, ein solches Privilegium ließ sich nur durch einen demüthigenden Akt erwerben. Am Tage ihrer Inscription versammelten sich alle angehenden Studenten in ein und demselben Saale. Ein Beamter der Akademie, welcher den Titel Depositarius führte, trat mitten unter sie und ein lachender und foppender Haufen stand ringsumher. „Alsdann,“ sagt ein französischer Reisender, welcher in naivem Style die näheren Umstände dieser burlesken Ceremonie beschrieben hat, „schwärzte man ihnen das Gesicht, befestigte lange Ohren und Hörner an ihren Hut, dessen Ränder herabgestülpt waren; steckte zwei lange Haken oder zwei lange Schweinszähne, die sie wie zwei kleine Pfeifen festhalten mußten, in ihre beiden Mundwinkel und hing ihnen einen langen schwarzen Mantel um die Schultern. Nachdem dieselben nun solchermassen gräulicher und lächerlicher verkleidet waren, als die, welche die Inquisition zum Scheiterhaufen führt, ließ der Depositarius sie aus dem Saale heraustreten und jagte sie mit einem langen Stabe, an dessen Spitze ein kleines Beil befestigt war, wie eine Heerde Ochsen oder Esel vor sich her, bis in einen Saal, wo Zuschauer ihrer warteten. Dann ließ er sie einen Kreis bilden, nachdem er zuvor mit seinem Stabe sie gleichgestellt und gemessen hatte, wie ein Unteroffizier die Soldaten mit seiner Hellebarde mißt, damit sie Reih und Glied beobachteten; hierauf schnitt er vor ihnen eine Menge Gesichter, machte stumme Verbeugungen und spottete über ihren seltsamen Anzug. Jetzt vom Lächerlichen zum Ernststen übergehend, zählte er die verschiedenen Laster und Fehler der Jugend her und zeigte, wie nöthig es sei, daß sie gebessert,

gezüchtigt und durch das Studium der schönen Wissenschaften verfeinert würde. Das Ernste mit dem Burlesken oder vielmehr Tragikomischen vertauschend, richtete er verschiedene Fragen an sie, auf die sie antworten mußten; aber die Schweinszähne in ihrem Munde waren schuld, daß sie die Antworten nicht deutlich und vernehmlich geben konnten, sondern im Gegentheile wie Schweine grunzten. Der Depositarius gab ihnen darnach den Namen, schlug sie einige Male mit seinem Stocke, wiewohl nur leicht auf die Schultern, oder beohrfeigte sie mit seinen Handschuhen unter strengem Tadel. Dann sagte er ihnen, die Zähne bedeuten die Unenthaltbarkeit und Böllerei junger Leute, welchen das übermäßige Trinken und Essen den Magen überlade und den Verstand beneble. Hierauf zog er aus einem Sacke, einer Art Taschenspiellertasche, hölzerne Zangen, die im Zickzack sich ausdehnten und zusammengingen; damit klemmte er ihnen den Hals und schüttelte sie so lange, bis die Zähne zu Boden fielen. Er sagte, wenn sie folgsam wären und sich die Lehren der Akademie zu Nutzen machten, so würden sie den Hang zur Unmäßigkeit und Böllerei verlieren, wie diese Zähne; hierauf riß er ihnen die langen Ohren weg, was so viel bedeuten sollte, daß sie dem Studium fleißig obliegen müßten, um nicht dem Thiere, das solche Ohren trägt, ähnlich zu seyn. Dann nahm er ihnen die Hörner, welche Wildheit und Roheit anzeigten. Endlich aus derselben Tasche einen Hobel hervorziehend, ließ er einen Jeden auf den Bauch sich hinlegen und hobelte sie in jeder Richtung an dem ganzen Körper, indem er sagte, daß die Wissenschaften und Künste ihren Leib auf dieselbe Weise poliren würden. Nach dieser pedantischen und lächerlichen Ceremonie füllte er ein großes Gefäß mit Wasser, goß dasselbe

über ihren Kopf aus und überschwenkte damit ihren ganzen Körper. Dann fegte er ihnen mit einem großen Wischlappen das Gesicht. Nachdem die Farce oder die Ceremonie mit dieser Abwaschung beendigt war, ermahnte der Depositarius den gehobelten, gestriegelten und gefegten Haufen zu einer neuen Lebensweise, und zur Bekämpfung schlimmer Gewohnheiten, welche ihren Geist entstellten, wie die verschiedenen Theile der Verkleidung ihren Körper entstellt hätten. Hierauf erklärte er sie für freie Studenten der Akademie, unter der Bedingung, daß sie sechs Monate hindurch lange schwarze Mäntel, ähnlich den bei der Ceremonie gebrauchten, trügen, und daß Jeder denjenigen seiner Landsleute, welche vor ihm als Studenten aufgenommen worden, täglich seine Aufwartung machte, sowohl auf ihrem Zimmer, als in dem Wirthshause, daß er den Befehlen älterer Burschen gehorchen und allen Tadel und Spott derselben, was man Strafen nannte, ohne Murren hinnehmen müßte <sup>1)</sup>."

Die Wahrheit dieses Berichtes wird von dem Verfasser einer lateinischen Dissertation über die Geschichte der Universität Abo bestätigt. Die groteske Einkleidung der Studirenden wurde 1691 aufgehoben; der Gebrauch der Strafen hingegen dauerte noch im folgenden Jahrhundert fort.

Im Jahre 1643 feierte die Universität die erste Promotion der Magister der freien Künste und Wissenschaften. Derselbe Geist strenger Moral, welcher ihre Lehrmethode leitete, offenbarte sich auch bei dieser Gelegenheit; mehrere

---

1) Reise des Herrn A. de la Mottraye in Europa, Asien und Afrika, Th. 2, S. 216.

Studenten verdienten ihrer Kenntnisse halber die Magisterwürde; aber das Consistorium, welchem sie in *vita et moribus* nicht rein genug vorkamen, erlaubte ihnen nur, um den Grad, nach dem sie trachteten, zu concurriren, ohne daß sie ihn erhielten. Ein Anderer, der das Unglück gehabt hatte, seine Gedanken manchmal in Versen auszudrücken, erhielt die Weisung, solch' nutzloser Sprache zu entsagen und nicht mehr in der Stadt Stenzen und Reime zu verbreiten, welche der Akademie wenig Ehre brächten. Hie und da lastete ein noch weit schwereres Verbrechen auf den Studierenden. Im Jahre 1661 wurde einer von ihnen der Zauberei angeklagt; man hatte ihn zwar nie ein Teufelsstückchen ausüben sehen; man hatte kein Zauberbuch und keine kabbalistische Chiffer in seinem Zimmer gefunden, kein Zeuge konnte bestätigen, daß er je auf einem Besen zum Herensabbath geritten wäre; aber er hatte so reißende Fortschritte in den orientalischen Sprachen gemacht, und einem seiner Kameraden in so kurzer Zeit das Latein gelehrt, daß man nicht anders annehmen zu können glaubte, als er habe, um solche Wunder zu verrichten, einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen; und das ganze Universitätsconsistorium, den Bischof an der Spitze, verurtheilte ihn zum Tode. Der Unglückliche entging dem Tode nur durch das Einschreiten des Grafen von Brahe, der, ohne die Weisheit der Richter in Zweifel zu ziehen, bemerklich machte, daß wenn der Angeklagte des ihm zur Last gelegten abscheulichen Verbrechens schuldig wäre, er durch die Schmach des Urtheilspruches sowie durch die strenge Haft genugsam bestraft seyn müßte. Neun Jahre nachher wurde ein anderer Student, den man desselben Frevels anklagte, bloß auf immer von der Universität verbannt. Die neuere Wissenschaft fand bereits all-



mällig Eingang in das Herz der Professoren und die Akademie wich von ihren früheren Grundsätzen ab.

Um wieder auf unsere Promotion zu kommen, erhielten die vollkommen reinen Studenten den Magistersgrad mit dem feierlichen Pompe, der noch gegenwärtig diese Universitätsceremonie zu Lund und Upsala begleitet; die Studenten spielten an solchen Tagen eine moralische, besonders dazu verfaßte Komödie, und der Rector gab ein großes vorschriftsmäßig angeordnetes Mittagsmahl. Ohne Butter und Käse durften bei diesem Mahle nicht mehr als sechs ordentliche Gerichte (*ordinarie rätter*) erscheinen; zum Nachtsche gab es keine Confituren, sondern bloß Käse; als Getränk wurde finnisches Bier und etwas französischer Wein aufgetragen. Der Rector konnte nach Belieben die Buchdrucker und Buchbinder einladen; aber kein Frauenzimmer, nicht einmal die Frauen der Professoren hatten bei der Tafel Zutritt, und das Bankett durfte nicht bis zum nächsten Morgen verlängert werden. Dieser letztere Umstand könnte ein zweideutiges Licht auf die Universitätsgäste werfen, zu gutem Glücke liegt aber kein Beweis vor, daß er jemals übertreten worden wäre.

Die in pekuniärer Hinsicht so schlecht dotirte und mit den Haupthilfsmitteln der Wissenschaft so wenig versehene Universität gedieh dennoch allmählig durch die unablässigen Bemühungen des Grafen von Brahe, eines der aufgeklärtesten Männer seines Landes und seiner Zeit, sowie durch den unermüdlichen Eifer einiger Professoren. Mehrere Privaten bereicherten mit ihren Beiträgen die arme Bibliothek; der Graf von Brahe schenkte ihr siebenundachtzig Bände, die er von der freigebigen Christine erhalten hatte, und

General Stalhandske dotirte sie mit tausend während des dreißigjährigen Kriegeß in Deutschland erbeuteten Büchern.

Professor Gezelius errichtete 1669 zu Åbo eine größere und bessere Buchdruckerei, als die von Wald, und bediente sich ihrer, um einige seiner Dissertationen zu veröffentlichen. Derselbe Professor ließ von Rubeck einen Buchhändler kommen, welcher der Universität die Bücher besorgte, deren sie so sehr nöthig hatte.

Im Jahre 1642 veröffentlichte der Rector Petreus eine Uebersetzung der Bibel in finnischer Sprache und eine finnische Grammatik. Dieß sind die zwei ersten gedruckten Bücher in einer Sprache, die bis auf die ältesten Zeiten zurückgeht und deren Ursprung oder Abstammung die Gelehrten bisher noch auf keine genügende Weise darlegen konnten.

Der erste von einigen unterrichteten und aufopferungsfähigen Männern den Studien gegebene Aufschwung ward plötzlich durch die Kriege Karls XII. gehemmt. Das Consistorium erhielt den Befehl, alle zur Universität gehörigen Leute, die Waffen tragen könnten, militärisch zu organisiren. Die Vorlesungen wurden suspendirt, die Studenten verließen ihre Bücher, um Säbel und Büchse zu ergreifen. Ein Professor der Mathematik war ihr Hauptmann und ließ sie exerciren. Peter I., aus den Fehlern seines Gegners Vortheil ziehend, bemächtigte sich Ingermannlands, der Festung Wiborg und bedrohte die Provinz Åbo. Um das Maaß des Unglücks voll zu machen, wütheten zu gleicher Zeit die Pest und eine Feuersbrunst in der Stadt und während sie feuchend unter dem Gewichte ihrer Geißeln sich hinschleppte, rückte die russische Armee gegen Helsingfors vor.

Alle Beamten flohen damals nach Schweden; die

Professoren wanderten ebenfalls aus und nahmen die Bibliothek, die Buchdruckerei, kurz Alles, was den bescheidenen Schatz der Universität ausmachte, mit sich. Den 28. August 1713 eroberte der Fürst Galizin Åbo und fand den Altar der Musen verödet, den Tempel verlassen; dreißig Studenten hatten sich nach Upsala begeben, die meisten aber setzten ihre Studien nicht mehr fort. Die Universität figurirte noch in den Ordonanzen; in Wirklichkeit aber existirte sie nimmer.

Der Friedensvertrag von Nystad (1721) verschaffte ihr wieder ihre Besitzungen, aber nicht alle der früheren Professoren nahmen ihren Lehrstuhl wieder ein. Einige hatten im Auslande eine bessere Anstellung gefunden, zwei waren gefangen worden und zwei gestorben. Man suchte sie so schnell als möglich zu ersetzen und Alle nahmen in kurzer Zeit bei bescheidenen Einkünften ihre bescheidenen Arbeiten wieder auf.

Zwanzig Jahre später feierte die Universität ihren hundertjährigen Stiftungstag mit Gesängen und Reden, aber ohne Pracht und Glanz; denn sie hatte sich von den Drangsalen des Krieges noch nicht erholt und die Regierung erwiederte ihre Gesuche nur mit leeren Worten. Im Jahre 1742 entspann sich ein neuer Kampf zwischen Schweden und Rußland; die Professoren ergriffen wiederum die Flucht und die akademischen Vorlesungen wurden abermals suspendirt.

Nach Beendigung der Feindseligkeiten kehrte die unglückliche, von Krieg und Feuersbrunst schwer heimgesuchte, durch Einquartirungen fremder Truppen verarmte und von ihren Königen und Ministern vernachlässigte Universität noch einmal muthvoll in ihren Bienenkorb zurück und nahm das

unterbrochene Werk wieder auf. Die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war für sie eine Zeit glücklicher Bestrebungen und glänzender Fortschritte. Um diese Epoche vermehrte sie ihre Bibliothek und ihre Sammlungen. Zwei ihrer Vicekanzler, Brovallius und Menander, gründeten ein naturhistorisches Kabinet. Professor Kalen durchwanderte die nördlichen Gegenden Europas und Amerikas, bereicherte nach seiner Rückkehr den botanischen Garten und veröffentlichte einen interessanten Bericht über seine Reise<sup>1)</sup>. Lxel zeichnete sich durch seine mathematischen Kenntnisse aus. Drei Männer, Namens Hartman, vererbten auf einander Gelehrsamkeit und Liebe zur Medizin; sie gründeten in Finnland eine jener friedlichen Gelehrtyndynastien, welche zum Throne den Katheder, von wo aus sie ihre Lehren verbreiten, zum Scepter das Buch, welches ihnen die Erfahrung dictirte und zum Siegeszeichen die unschuldige auf dem Felde der Musen erworbene Palme haben<sup>2)</sup>.

Unter jenen Professoren, deren Name der Universität Åbo einen Glanz verlieh, den sie nie zuvor gehabt hatte, zeichneten sich durch die Wichtigkeit und die Menge ihrer Arbeiten besonders zwei aus, die gewiß jederzeit in dankbarem und geehrtem Andenken stehen müssen, nämlich: Kalonius und Porthan.

Kalonius, der Sohn eines armen Landpfarrers, eröffnete 1764 einen Kurs der Oekonomie an der Universität, und ward 1778 zum Professor der Jurisprudenz ernannt.

1) Franklin, mit welchem er in Correspondenz stand, ließ seinen Brief über den Niagara ins Englische übersetzen.

2) Ein vierter Mediziner, aus derselben Familie, ist gegenwärtig Generaldirektor der ärztlichen Institute Finnlands.

Er starb 1817, ohne nur einen Augenblick von dem edlen Zwecke, den er sich vorgesteckt, abgewichen zu seyn; in den letzten Lebensjahren war er eben so thätig, seinen Studien ebenso obliegend, als in der Kraft seiner Jugend. Seine Werke <sup>1)</sup> sind ein Schatz von gelehrten Forschungen, scharfsinnigen Bemerkungen und fruchtbaren Analysen. Einige seiner Dissertationen, z. B. *De Praescriptione criminum*; *de Hypotheca*; *de Delinquentium ad publicam ignominiam expositione*, sind für die Juristen aller Länder brauchbar; andere, welche nur örtliche Gegenstände berühren, wie diejenigen, in denen er die Lage der Leibeigenen im Norden (*de price in patria servorum jure*) abhandelte, werfen ein helles Licht auf die alten Institutionen dieses Landes.

Gabriel Porthan, geboren wie sein berühmter College, in einem bescheidenen Landpfarrhause, ward von Kindheit auf der Fürsorge zweier Oheime anvertraut; denn sein armer Vater konnte ihn weder selbst unterrichten, noch besaß er die Mittel, ihn auf eine Schule zu schicken. In einem Alter von neunundzwanzig Jahren erhielt Porthan 1760 an der Universität Åbo den Magistergrad, ward 1771 Bibliothekar dieser Universität und 1777 Professor der Beredsamkeit. Zwei Jahre später machte er eine Reise nach Dänemark und Deutschland, von welcher er treffliche Kenntnisse zurückbrachte. Porthan besaß einen großen Scharfblick, einen unermüdlichen Eifer und eine glühende Vaterlandsliebe, er war Einer von den Männern, welche von Zeit zu Zeit aufstehen, um mit gewaltiger Hand eine vernachlässigte Furche zu öffnen, den Studien eine neue Bewegung mitzutheilen und über ihre Epoche ein unerwartetes Licht herein-

---

1) 5 Bände in 8., herausg. von Arvidson; Stockholm, 1829—1836.

brechen zu lassen. Vor Allem widmete er sich der Geschichte, den Alterthümern und der Literatur Finnlands und enthüllte seinen Landsleuten nationale Reichthümer, die sie nicht zu würdigen verstanden hatten. Er starb fünfundsechszig Jahre alt, mit Hinterlassung von mehr als zweihundert beinahe sämmtlich in lateinischer Sprache geschriebenen Dissertationen, die gleichsam den Ausgangspunkt und die wesentliche Grundlage der gegenwärtig von Lönnroth und einigen andern Finnländern mit Erfolg fortgesetzten philologischen Studien bilden. Unter Anderem verdankt man ihm eine Ausgabe der Geschichte der Bischöfe Åbo's von Paul Jansten, mit Bemerkungen und Kommentarien <sup>1)</sup>, eine Schrift über die Lage Finnlands, zur Zeit wo es der schwedischen Herrschaft unterworfen war, eine andere über die Geographie dieses Landes, über die verschiedenen mit den Finnen verwandten Stämme, über die Mundarten, die Poesie, und die ursprünglichen Wohnsitze jenes alten Volkes. Die meisten dieser einzeln herausgegebenen Dissertationen sind in dem Lande zerstreut, verbrannten zum Theil in der Feuersbrunst von Åbo und sind gegenwärtig so selten, daß die Bibliotheken sich glücklich schätzen, einige derselben zu besitzen.

In einem Zeitraume von anderthalb Jahrhunderten war also die Universität Åbo, fast ganz auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, gegenüber von tausend Hindernissen, unter dem Gewichte mehrerer Geißeln langsam aufgeblüht. Ihre Professoren erwarben sich auch im Auslande einen achtungs-

---

1) Der Originaltext nimmt bloß siebenunddreißig Seiten ein; Por-thans Werk bildet einen Quartband von mehr als dreihundert Seiten.

werthen Namen und ihre Arbeiten wurden an fremden Akademien citirt. Vermitteltst ihrer mäßigen Hilfsquellen, ihres beharrlichen Eifers und ihrer treuherzigen Opfer gelangten sie endlich zu einer ziemlich hübschen Bibliothek, einem naturhistorischen Museum, einem anatomischen Kabinet und einem botanischen Garten. Mit Ehre, wo nicht mit Glanz verfolgte sie ihre strebensvolle Laufbahn, als plötzlich ein politisches Ereigniß ihr eine andere Richtung anwies und neues Leben verlieh.

Der tolle Uebermuth Gustavs IV., der von seinem schwachen Königreiche aus zu gleicher Zeit den drei größten Mächten Europas den Krieg erklärte, beraubte Schweden seiner ältesten, besten Eroberung und lieferte die schöne Provinz Finnland in die Hände der Russen, welche seit Jahrhunderten darnach verlangten. Kaiser Alexander adoptirte liebevoll diese Provinz und behandelte sie mit einer ganz besonderen Milde und Großmuth. Anstatt sich wie ein mächtiger Gebieter gefürchtet zu machen, zog er es vor, sich die Liebe seiner neuen Unterthanen zu erwerben; er achtete ihre Geseze, ihre Einrichtungen und übernahm das Patronat ihrer wissenschaftlichen Anstalten. Im Juni 1801, d. h. in dem Augenblicke, wo seine Truppen die Eroberung Finnlands vollendeten, schrieb der Kaiser an den Bischof von Åbo, daß er alle Rechte und Privilegien der Universität bestätige und lud die Professoren ein, sich auf einer allgemeinen Versammlung über die zur Erhaltung und Förderung ihrer Hochschule dienlichen Mittel zu berathen. Zu gleicher Zeit schickte er eine Summe von 20,000 Rubeln für den Fortbau des Akademiegebäudes, wozu Gustav IV. den Grundstein gelegt hatte. Im folgenden Jahre reiste Alexander selbst nach Åbo, hielt zu Radelma bei dem Rector der Akademie an,

betrat am folgenden Tage die Stadt, ließ sich die Professoren und die Studenten vorstellen, betrachtete mit Aufmerksamkeit alle Einrichtungen der Universität und erkundigte sich über ihre Bedürfnisse. In Folge dieser Reise bewilligte er ihr eine Summe von 80,000 Rubeln und einen jährlichen Beitrag zur Vollendung des Akademiegebäudes. Ferner errichtete er sechs neue Lehrstühle für Professoren, zwölf Stellen für Adjuncten, vermehrte die Emolumente verschiedener Beamten, bewilligte dem ältesten eine Pension und gründete Stipendien für die Studirenden. Im Jahre 1816 machte er seinen Bruder Nicolaß zum Kanzler dieser Universität und verschaffte ihr auch eine Sternwarte.

Die schreckliche Feuersbrunst, welche 1827 die Stadt Åbo in Asche legte, vernichtete die Schätze der Universität; ihre Bücher, ihre Sammlungen, ihre Manuscripte verbrannten, und von dem Hause, welches sie einnahm, blieben nur die nackten Mauern stehen. Dieses Unglück, welches sie mit einem völligen Ruin bedrohte, unterbrach ihre Arbeiten nur ein Jahr lang. Sie wurde nach Helsingfors verlegt, 1828 in ein glänzendes Gebäude eingeführt und erhielt 1829 von dem Kaiser Statuten, welche die bisher gültigen zur Grundlage hatten und nur in gewissen Punkten abgeändert waren. Ich will die Hauptbestimmungen hier anführen.

Die Universität behält alle ihre Wahl-Verwaltungs- und Jurisdiction-Rechte.

Sie ist der Autorität eines Kanzlers unterworfen, den sie selbst erwählt und dessen Ernennung von dem Kaiser bestätigt wird <sup>1)</sup>.

---

1) Kanzler ist gegenwärtig der Thronfolger von Rußland, Vicekanzler ist General Theßleff, Militärgouverneur von Finnland.



Dem Kanzler muß sie alle ihre Berichte, Bittschriften, Ausgabenrechnungen und Programme der Vorlesungen ein-  
senden. Er bestätigt die Wahl des Rectors und Prorectors,  
ernennt auf den Vorschlag des Consistoriums die Secretäre,  
Adjuncten und Universitätslehrer, und billigt oder verwirft  
die Vertheilung der Stipendien unter Studirende. Er ist  
endlich der wahre Minister dieser Universität und das Con-  
sistorium ist sein Rath.

Unter dem Kanzler steht der von dem Consistorium  
auf drei Jahre erwählte Rector. Dieser muß die Verwal-  
tung der Universität regeln, über die Aufrechthaltung der  
Disciplin wachen, das Consistorium in regelmäßigen Ter-  
minen und in außerordentlichen Fällen zusammenberufen und  
seine Aufmerksamkeit auf diejenigen Fragen lenken, welche  
erledigt werden sollen. So lange der Rector seine Amts-  
geschäfte besorgt, ist er von den Vorlesungen dispensirt,  
und erhält einen jährlichen Besoldungszusatz von 1200  
Franken.

Das Consistorium besteht aus den ordentlichen Pro-  
fessoren; es ist der berathende Körper für die Verwaltung,  
die Prüfungen und die Studien der Universität; es regelt  
alljährlich die Verwendung der akademischen Fonds, be-  
stimmt den Ankauf der nöthigen Bücher und Instrumente  
und schlägt die Kandidaten für die Stelle eines Privat-  
docenten, eines Adjuncten, eines ordentlichen Professors,  
dessen Wahl von dem Kanzler bestätigt wird, so wie eines  
außerordentlichen Professors vor, der nur von dem Kaiser  
ernannt werden kann. Endlich bildet es das Tribunal, vor  
welches die Lehrer, die verschiedenen Beamten der Akademie  
und die Studenten gefordert werden, wenn sie der Ver-

nachlässigung ihrer Pflicht oder eines Vergehens gegen die Disciplin angeklagt sind.

Die Universität ist in vier Fakultäten getheilt; jede dieser Fakultäten steht unter der Präsidentschaft eines Dekans, den sie selbst auf ein Jahr erwählt.

Die theologische Fakultät zählt vier Professoren, die juridische drei, die medicinische drei und die philosophische elf; ferner gibt es einen Professor der russischen Sprache und Literatur, welcher unmittelbar von dem Kaiser ernannt wird, nicht an dem Consistorium Theil nimmt und keinen Universitätsgrad zu haben braucht.

Die Universität besitzt überdies fünfzehn Adjuncten: zwei für die theologische Fakultät, zwei für die Jurisprudenz, vier für die Medicin und sieben für die Philosophie; fünf Sprachlehrer, für das Russische, Finnische, Deutsche, Französische und Englische, welche den Lectorstitel führen; und vier Lehrer für Musik, Zeichnen, Fechten und Tanzen; im Ganzen also fünfundvierzig.

Die Zahl der Privatdocenten ist unbestimmt, gegenwärtig gibt es deren zwölf. Die Besoldung der Professoren richtet sich nach ihrer Anciennität und der Fakultät, welcher sie angehören.

Die eines Professors der Theologie, Jurisprudenz, Medicin und der neun ersten Professoren der Philosophie beträgt gegen 4,600 Franken jährlich, die der übrigen gegen 4000.

Ein jährlicher Zusatz von 1000 Franken wird dem ältesten Professor bewilligt. Die abgedankten Professoren behalten ihre ganze Besoldung, so lange sie leben; die Wittve eines Professors bekommt den Gehalt ihres Mannes von seinem Todestage an bis zum folgenden ersten Mai;

wenn er also unglücklicherweise am dreißigsten April stirbt, so erhält seine arme Wittwe gar nichts. Dieß ist eine fehlerhafte Einrichtung, welcher nächstens abgeholfen werden soll.

Jeder Professor muß wöchentlich vier öffentliche Vorlesungen von Einer Stunde halten. Wollen die Studenten noch außerdem vier wöchentliche Privatlectionen hören, so muß er sie ihnen für 14 Franken per Semester geben.

Die Sprachlehrer und Adjuncten vikariren im Nothfalle für die Professoren, halten aber sonst keine öffentlichen Vorlesungen. Sie sind bloß verpflichtet für einen schon festgesetzten Preis Privatlectionen zu geben, wenn die Studirenden es verlangen. Man rechnet sie gewöhnlich zu den Privatdocenten; ihr Gehalt beträgt 1,600 bis 1,700 Franken. Sie haben die Aussicht auf eine künftige Professorstelle, müssen aber oft zehn, fünfzehn Jahre, wohl auch ihr ganzes Leben lang umsonst warten; hie und da erhalten sie eine solche, schon als müde Greise, und die höhere Würde, welche Jugend und Thätigkeit verlangt, ist dann bloß ein ehrenvoller Rückzug. Die Einrichtung der deutschen Universitäten, welche Jeden, der sich in einem besonderen Fache ausgezeichnet oder der ein vortreffliches Buch geschrieben hat, nach Belieben als Professor berufen können, ist sicherlich dieser vorzuziehen. Aber zu Helsingfors ist es fast kaum anders möglich. Es existirt nur eine einzige Universität in dem Lande, und man kann keine Ausländer auf einen Lehrstuhl berufen, wo es unerläßliche Bedingung ist, die schwedische Sprache zu reden. Die Helsingforsker Akademie muß also von ihren eigenen Kräften leben und ihre Lehrer aus ihren ehemaligen Zöglingen rekrutiren. Bei einem solchen Stande der Dinge wäre es wenigstens wünschenswerth,

daß die Lage der Adjuncten verbessert würde und daß sie während ihrer langen Arbeitsjahre, in Erwartung einer Professorstelle, einen angemesseneren Gehalt bekämen.

Die Zahl der Studenten, welche die Universität besuchen, ist gewöhnlich vierhundert und vierzig bis vierhundert und sechszig.

Um als Student inscribirt zu werden, muß Jeder ein von dem Vorstand der Schule, welche er zuletzt besuchte, ausgestelltes Sittlichkeits- und Fähigkeitszeugniß vorlegen und einem mündlichen Examen vor einem aus dem Dekan der theologischen Fakultät und zwei alljährlich von dem Consistorium bezeichneten Adjuncten oder Privatdocenten zusammengesetztes Comité sich unterziehen. Es werden Fragen an ihn gerichtet über die Kirchengeschichte, die Prinzipien des Christenthums, die Logik, Moral, Arithmetik, Geometrie, Geschichte, Geographie und das Latein. In Folge dieser Prüfung muß er entweder *approbatur*, oder *approbatur cum laude*, oder *laudatur* erhalten, sonst wird er nicht aufgenommen. Die Prüfungs- und Inscriptions-Gebühren betragen bloß zweiundzwanzig Franken.

Die meisten Studenten dieser Universität sind arm, und führen ein bescheidenes und zurückgezogenes Leben. Man sieht sie keine Suiten und Ausritte machen, wie in Deutschland, sie versammeln sich weder auf der Kneipe, noch duelliren sie sich. Wie zu Upsala und Lund sind sie in mehrere Klassen getheilt. Jede Klasse hat ihren besonderen Zusammenkunftsort; dahin bringen sie Bücher, Collegienhefte und Musikinstrumente; sie lesen, spielen oder üben sich im Disputiren. Jede Klasse wählt sich unter den Professoren einen Inspector, der sie unter seinen Schuß nimmt und ihr mit seinem Rathe und seiner Autorität beisteht.

Die medicinischen Studien sind langwierig und kostspielig; sie dauern fast acht Jahre. Allerdings kann der, welcher nach achtjährigem Fleiße den Doctorgrad erhält, eine ziemlich vortheilhafte Anstellung bekommen, sei es nun in einem Hospital oder in einem Bezirk, wo die Aerzte sämmtlich von der Regierung ernannt und besoldet werden.

Die übrigen Fakultätsstudien können in drei bis vier Jahren absolvirt werden; aber sie bieten denen, welche sich ihnen gewidmet haben, nur eine sehr langsame Carrière und schlecht belohnte Geschäfte. Der ausgezeichnetste und am Besten empfohlene Jurist muß, wenn er in die Verwaltung eintritt, oft Jahre lang das unbelohnte Geschäft eines Ueberzähligen besorgen; nachher wird er Kopist und erhält als solcher 600 bis 700 Franken.

Ein Studirender der Philosophie wird, nachdem er den Magistergrad erhalten, Lector an einer Elementarschule, einem Gymnasium oder der Universität.

Der Theologe allein erhält am schnellsten, wiewohl nur eine sehr bescheidene, aber doch sichere Anstellung. Die Meisten, welche sich dieser Fakultät widmen, sind arme Landpfarrers- oder Bauernsöhne, die sich anfangs recht gerne mit einem Vikariate oder einer Kaplanei von 300 bis 400 Franken Einkommen begnügen, um später eine Pfarrei zu erhalten.

Alle Studenten, die drei Jahre auf der Universität zugebracht, können als Unteroffiziere in die Armee eintreten, und wenn sie die russische Sprache verstehen, wenn sie die Theorie und das Exercitium ordentlich begreifen, so sind sie gewöhnlich schon nach sechs Monaten Offiziere. Aber der Offiziersgehalt verschafft ihnen nicht die hinreichenden Existenzmittel. Um diese Laufbahn zu verfolgen, müssen sie

noch einiges Vermögen haben. So sind die Zöglinge von Helsingfors, nach welcher Seite sie sich auch wenden, immer auf Geduld und Entsagung angewiesen. Wie viele französische Studenten könnten hier ein heilsames Beispiel nehmen!

Seit mehreren Jahren wird eine Summe von 12,800 Franken unter mittellose Studenten vertheilt, welche sich durch sittliches Betragen und Fleiß auszeichnen; diese Summe ist indeß nicht hinreichend; viele Zöglinge müssen von 300 bis 400 Franken jährlich leben; andere treten, nachdem in zwei bis drei Semestern ihre schwachen Hilfsquellen erschöpft sind, als Lehrer in irgend ein Haus, sparen so viel als möglich und kehren dann zur Fortsetzung ihrer Studien wieder zurück. Ich habe den Sohn eines ehrenwerthen finnischen Seemannes kennen gelernt, der Alles zusammengenommen, was sein Vater, seine Tanten und seine Vettern ihm geben konnten, mit einer Baarschaft von 50 Franken die Universität bezog und mehrere Monate von diesem Gelde lebte. Wie er eines Tages seine Kasse öffnete, befand sich nur noch ein Fünzigkopfenstück (zehn Sous) darin. In dieser Noth verließ ihn die göttliche Vorsehung nicht; er erhielt zuerst Repetitionen, welche ihm monatlich 15 Franken eintrugen, hierauf eine Stelle als Lehrer auf dem Lande, wo er ein noch größeres Einkommen hatte. Freudig betrat er diesen Wirkungskreis und kehrte nach zwei Jahren zur Fortsetzung seiner Studien zurück. Man zählt ihn gegenwärtig unter die ausgezeichnetsten Männer Finnlands. Es ist wirklich etwas Rührendes, wie diese bescheidenen jungen Leute ihren Studien so eifrig obliegen, ihren Lehrern so gehorsam sind, und mit so viel Muth und Geduld ihre Bildungslaufbahn verfolgen im Hinblick auf

die dürftige Anstellung, den Preis so vieler Mühen und auf die bescheidene Zukunft, welche ihrer wartet.

Die finnische Universität ist indeß jetzt unvergleichlich besser dotirt, als sie es je war; sie hat gegenwärtig ein mit guten Instrumenten versehenes Observatorium, einen botanischen Garten, Münz- und naturgeschichtliche Sammlungen, ein anatomisches und physikalisches Kabinet, und eine Bibliothek von 80,000 Bänden. Ein Stipendium von 5000 Franken wird zwei Jahre lang von dem Consistorium demjenigen Studirenden bewilligt, welcher nach seinem letzten Examen der wissenschaftlichen Ausbildung halber eine Reise zu unternehmen wünscht; der russische Thronfolger hat ebenfalls eine Jahresrente von 4000 Franken gestiftet, die den gleichen Zweck haben soll.

Im Jahre 1840 feierte die Universität ihr zweites Stiftungsfest mit einer Pracht und einem Glanze, wovon ihre Annalen kein Beispiel kannten. Unter ihren verschiedenen Fakultätslehrern gibt es mehrere Männer, welche bedeutenderen und berühmteren wissenschaftlichen Anstalten Ehre machen würden. Ich nenne unter Anderen nur Hallström, Professor der Physik, dessen gelehrte Forschungen den wissenschaftlichen Gesellschaften Europas sehr wohl bekannt sind; Nordström, ein gelehrter Jurist, der ein ausgezeichnetes Werk über die Geschichte und Entwicklung der juridischen und administrativen Institutionen Schwedens herausgab; Lagus, der ein durch richtige Würdigung der finnischen Gesetzgebung bemerkenswerthes Buch schrieb; Schulten, Verfasser einer neuen Logarithmentabelle und mehrerer auf Mathematik bezüglichen Schriften; Tengström, ein trefflicher Biograph; Rein, Verfasser mehrerer brauchbaren statistischen und historischen Abhandlungen; Grot, der Tegnér's Frithiof-

Sage metrisch ins Russische übersezte und in verschiedenen Sammlungen interessante wissenschaftliche Dissertationen veröffentlichte; Gottlund, Verfasser von mehreren schäßbaren Schriften über Finnland; Castrén, der besonders dem Studium der alten Poesie seines Vaterlandes eifrig ergeben ist, und überall, wo er einige Reste derselben entdecken zu können glaubt, Untersuchungen anstellt. Er hat auch die von seinem Freunde Lönnroth gesammelten mythologischen Gesänge des Kalevala ins Schwedische übersezt.

Eine 1838 gegründete Societät der Wissenschaften veröffentlicht zweimal jährlich eine Sammlung von Dissertationen <sup>1)</sup>).

Eine andere 1821 gestiftete und aus Naturhistorikern bestehende Gesellschaft, arbeitet an der Sammlung der nöthigen Materialien, um eine finnische Fauna und Flora zu veröffentlichen. Eine dritte endlich, welche 1831 entstand, bestrebt sich Alles aufzusuchen und zu sammeln, was auf die Literatur, die Geschichte und die alten Sagen Finnlands Bezug hat.

Die Organisation der Schulen, welche sonst den noch in Schweden bestehenden völlig gleich waren, wurde, wie die der Universität, durch ein neues Reglement modificirt. Die Schulen sind jetzt in drei Klassen getheilt: 1) Elementarschule; 2) höhere Elementarschule; 3) Gymnasium. Ueberdies gibt es noch besondere Schulen für die Mädchen.

In den Schulen ersten Grades schreibt die neue Verordnung den Unterricht im Katechismus, in der biblischen

---

1) Acta societatis scientiarum fennicae, in 4., lateinisch, französisch und schwedisch.



Geschichte, Arithmetik, Geometrie, Geographie, allgemeinen Weltgeschichte, Naturgeschichte, sowie in den Anfangsgründen des Lateinischen, Schwedischen und Finnischen vor.

Die höheren Elementarschulen sind in zwei Klassen getheilt; man lehrt darin Religion, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, die Anfangsgründe der Algebra und Physik, das Latein, die Elemente des Griechischen und Hebräischen, die russische Grammatik, die Stylregeln, das Zeichnen und Singen.

Auf den Gymnasien setzt man die auf den vorhergehenden Schulen begonnenen Studien fort; hinzu kommt noch der Unterricht in der Statistik, Moral, Psychologie, Logik, im Französischen und Deutschen, und für die, welche sich dem geistlichen Stande widmen, in den Elementen der Theologie.

In den Mädchenschulen lehrt man den Katechismus, biblische Geschichte, Schreiben, Zeichnen, Handarbeiten, Arithmetik, russische, französische und deutsche Sprache.

In den niederen Elementarschulen ist ein Oberlehrer, der den Rectorstitel führt und eine Besoldung von 850 Franken erhält, und ein zweiter mit einer Besoldung von 450 Franken. In den höheren Elementarschulen gibt es einen Rector mit 2000 Franken Gehalt, einen Conrector mit 1600 Franken und vier Lehrer mit 900, 800 und 600 Franken. Die Gymnasien haben zwei Lectoren mit 2,800 Franken, zwei andere mit 2,400 Franken und drei Lehrer der russischen, französischen und deutschen Sprache mit 840 Franken.

In den Mädchenschulen gibt es drei bis vier Lehrer und Lehrerinnen mit 900 bis 600 Franken.

Die Zöglinge dieser Schulen müssen wöchentlich 42, die der Elementarschulen 36 und die der Gymnasien 48 Unterrichtsstunden erhalten.

Finnland hat vier Gymnasien, neun höhere und fünf- undzwanzig niedere Elementarschulen, drei Mädchenschulen und verschiedene Privatschulen. Die Zahl der in diesen Anstalten und auf der Universität befindlichen Zöglinge beträgt gegen 3080 <sup>1)</sup>.

Es bestehen hier noch nicht, wie in Schweden, wandernde Schulen für die Dörfer und vereinzelter Wohnungen. Die Aeltern lehren selbst ihre Kinder lesen unter der Aufsicht des Pfarrers, der von Zeit zu Zeit eine Prüfung mit ihnen anstellt. Kein Kind wird zur Konfirmation zugelassen, wenn es nicht lesen kann und seinen Katechismus nicht gelernt hat.

Alle Lehrer, welche an den Schulen mit dem Titel eines Lectors oder Rectors angestellt werden, waren auf der Universität und müssen den Grad eines Magisters in der Philosophie haben. Die meisten sind Geistliche oder wollen es werden und erhalten gewöhnlich nach einigen an einer Schule zugebrachten Dienstjahren eine bessere Pfarrei, als ihre Lehrerstelle.

Die finnischen Pfarreien sind in zwei Klassen getheilt: Gemeindepfarreien und kaiserliche. Die ersteren hängen von der Wahl der Gemeinden und der Ancien-

---

1) Da die Bevölkerung Finnlands 1,430,000 Individuen stark ist, so kommt auf 452 Ein Studirender.

nität ab; das Kirchenconsistorium, bestehend aus dem Bischofe der Diöcese und den Lectoren des Gymnasiums, schlägt einer Gemeinde drei Kandidaten vor; die Bauern wählen einen davon und das Consistorium bestätigt die Wahl. Die kaiserlichen Pfarreien werden unmittelbar von dem Kaiser vergeben, jedoch allemal nach einem von dem Consistorium ausgestellten Zeugnisse über die Fähigkeiten und das Betragen des Kandidaten. Diese Pfarreien sind eine Belohnung verdienstvoller Männer, welche nicht der allgemeinen Regel der Anciennität unterworfen werden können, sowie der in den Schulen Angestellten.

Arme Gymnasialzöglinge erhalten ein kleines Stipendium; sonst durften sie während der Vakanz von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wandern und um einen Beitrag zur Fortsetzung ihrer Studien bitten. Dieser Brauch ist abgeschafft; dagegen wurde eine zu jenem Zwecke bestimmte jährliche Steuer von wenigen Kopeken auf jeden Bauer umgelegt und in den Kirchen werden regelmäßig Collecten veranstaltet, um dadurch das Ergebniß der früheren Wanderungen zu ersetzen.

Ueberdies gibt es in jeder Stadt einen besonderen zur Unterhaltung der Bibliothek und der wissenschaftlichen Sammlungen des Gymnasiums bestimmten Fond.

Die Stadt Åbo brachte nach ihrer furchtbaren Feuersbrunst wieder eine Bibliothek zusammen, welche jetzt beinahe dreitausend Bände umfaßt; die des Gymnasiums zu Borgo enthält siebentausend, die zu Viborg viertausend fünfhundert und die der Universität Helsingfors bezieht eine Jahresrente von 12,600 Franken, wovon

1,200 Franken ausschließlich für den Ankauf russischer Bücher bestimmt sind.

Alles zusammengefaßt beträgt das Budget der finnischen Schulen jährlich 160,000 Franken, und das der Universität 280,000 Franken, im Ganzen also 440,000 Franken.

---

# Finnische Literatur.

---

Ältere Poesie.





## An Villemain,

Minister des öffentlichen Unterrichts.

---

Es gibt in Finnland zwei Literaturen und zwei Poesien. Die eine entstammt dem Schooße des Landes selbst, gleich einer tiefen Quelle, welche aus Granitsfelsen hervorsprudelt; die andere ist ein Produkt der Schule und einer ausländischen Zunge; die eine umschlingt mit ihren blühenden und starken Zweigen den traditionellen Glauben, die religiösen Mythen und die alten Sitten der Nation; die andere ist gleichsam der Reflex einer neueren Geschichte und einer neueren Bildung; die eine endlich ist der energische, naive, unwillkürliche Ausdruck des Volkes selbst, die andere ist gleichsam nur ein Schmuckartikel. Die erste ist finnische, die zweite schwedische Poesie. Jene geht bis in die ältesten Zeiten hinauf und pflanzt sich durch mündliche Ueberlieferung in der Hütte des Holzhauers und in der Pärte des Bauern fort; diese wurde von den schönen Geistern eingeführt, durch Bücher verbreitet und gehört hauptsächlich den wissenschaftlich Gebildeten an. Zuerst wollen wir von der finnischen Poesie sprechen und müssen einige Worte über die Mythologie, welche ein wesentliches Element derselben ist, vorausschicken.

Die verschiedenen Symbole dieser Mythologie sind sehr dunkel und sehr complicirt. Die meisten haben keine recht deutliche Verbindung unter sich und es ist schwer, sie eng zu vereinen, daß daraus ein homogenes Ganzes entsteht. Jahrhunderte wurden sie von denen, welche sie hätten sammeln und in eine bestimmte Ordnung bringen können, mißkannt und ignorirt <sup>1)</sup>. Die Tradition allein hat sie von Generation zu Generation fortgepflanzt und man begreift leicht, daß diese Tradition, von dem Oriente ausgegangen, in die südlichen Gegenden Scandinaviens verpflanzt, hierauf nach Norden gedrängt, dann von dem Christenthume angegriffen und geächtet und nur in Wohnungen, die von einander entfernt liegen, fortlebend, Aenderungen erlitt und von der Zeit, den Umständen und der Vereinzelung verrenkt wurde.

Diese ganze Mythologie, welche mehrere aus demselben Wurzelstocke hervorgegangene und denselben Weg durchlaufene Völkerschaften, namentlich die Lappländer und vielleicht auch die Ungarn mit einander gemein hatten, gleicht jetzt einer an mehreren Stellen verwischten, in mehrere Stücke zerbrochenen Medaille, oder wenn man lieber will, den von einander getrennten, auf den Feldern, im Wüstenlande und längs den Flüssen zerstreuten Gliedern des Osiris. Die deutlichste Idee, welche sie ausdrückt, ist der Natur:

---

1) Das älteste Werk über die finnische Mythologie, welches ich kenne, ist eine 1728 zu Upsala gedruckte Dissertation unter dem Titel: *De religione et origine Fennorum*. Eine andere: *De superstitione veterum Fennorum*, veröffentlichte Lennqvist 1782 und 1789 schrieb Gannander seine *Mythologia fennica*, ein sehr kurzes Namen- und Sachwörterbuch.



dienst, sowie er bei primitiven Völkern sich findet, die pantheistische Anbetung der Elemente, das Prinzip der Fruchtbarkeit und Fortpflanzung.

Der höchste Gott der alten Finnen ist Jumala, der Herr der Wolken und des Donners; nach Anderen hingegen Väinämöinen, der Gott der Lieder und der Harmonie. Der Riese Kawa zerreißt nach einem dreißigjährigen Schlafe in dem Leibe seiner Mutter selbst den Schooß, der ihn getragen, und tritt, den Helm auf dem Kopfe und den Panzer um der Brust, daraus hervor. Er zeugt Töchter, die Berge in einer Falte ihres Rockes tragen, und zwölf Söhne, welche die Welt durch ihre Kraft in Erstaunen setzen. Einer dieser Söhne ist Väinämöinen, ein anderer Ilmarinen, der König der Winde, des Feuers und Wassers, dabei der ausgezeichnetste Schmied. Unter diesen oberen Gottheiten stehen die Götter, welche einzelne Theile des Universums regieren. Tuopio ist der Herr der Wälder, Ahti der Seen, Tuoni des Todes. Rauna regiert über die Gräber, Sarakka steht den Geburten vor. Mehrere Nymphen leiten den Lauf der Sterne, andere den der Winde, wieder andere den des Mondes. Eine Menge guter oder schlimmer Geister bewohnen die Berge, die Thäler und Flüsse. Der Himmel wird als ein unermesslicher Wohnort dargestellt, getheilt in neun Regionen und bedeckt mit neun Dächern, unter denen der höchste Gott ruht. Die Sonne ist das Haupt des Gott, welches über diesen vergoldeten Dächern strahlt. Des Abends zieht er es aus seiner Luke zurück und daraus entsteht Dunkelheit.

Drei gewaltige Mädchen stellen die Naturkräfte vor. Die eine läßt aus ihrem Schooße schwarze, die andere weiße und die dritte rothe Milch springen. Die Milch

der ersten bildet das rohe, die der zweiten das Stangen-  
eisen und die der dritten den Stahl. Ein Ochse kam in  
Karelien zur Welt. „Er war,“ wie die alten Dichter sagen,  
„weder einer von den größten, noch einer von den kleinsten.  
Indeß reichte sein Kopf an die Wohnungen von Tavaste  
und sein Schwanz an die von Torneo. Eine Schwalbe  
brauchte einen ganzen Tag, um von einem Ende desselben  
zum andern zu fliegen und ein Eichhörnchen einen ganzen  
Monat, um den Raum zwischen seinen beiden Hörnern zu  
durchlaufen. Aus dem Schooße der Wogen trat ein kleiner,  
höchstens drei Zoll hoher Mann hervor, schwang sich auf  
den Kopf des Ochsen und tödtete ihn. Man erhielt von  
ihm sechs Tonnen Fett und Ströme von Blut, welche  
sieben Schiffe anfüllten.“

Wäinemöinen begibt sich mit einem Hanfneze auf seine  
Barke, um Feuer zu suchen. Er findet einen Fisch, kann  
ihn aber nicht fangen. Ein kleiner schwarzer Mann, der  
steinerne Schuhe, eine Felsenmütze, Haare, die bis auf die  
Ferse herunterhängen und einen dichten Bart hat, steigt  
aus den Wogen, ergreift den Fisch und findet in seinem  
Leibe einen Lachs, in dem Lachs einen Hecht, in dem Hecht  
einen Häring, in dem Häring einen rothen Knäuel und in  
dem Knäuel Feuer.

Der Sturm wird dargestellt unter der Gestalt eines  
Adlers mit glühendem Schnabel und funkelnden Augen, der  
mit einem seiner Flügel die Oberfläche eines Sees bedeckt,  
und mit dem andern das Azur des Himmels verhüllt. Die  
Heilung der Krankheiten kommt von einem kleinen Vogel,  
dem leichtesten und schwächsten aller Vögel, der über  
Meer das Getränk sucht, welches die Sinne stärkt, und  
den Balsam, der die Wunden schließt. Dieser Vogel heißt

Mehilöinen. Er ist das schönste Symbol der sonst völlig rohen und wilden finnischen Mythologie. Ein hochpoetischer Gedanke und eine rührende Melancholie liegt auch in den verschiedenen Mythen von Wäinämöinen. Er hat den Menschen die Harmonie des Rhythmus und des Gesanges geoffenbart. Er hat ihnen die Harfe als ein Instrument der Freude und des Trostes gegeben, um ihre Liebe zu feiern und ihren Schmerz zu stillen. Er ist der Schöpfer und Erhalter der Welt. Wir werden in der Analyse des Kalewala sehen, welche Eigenschaften und Begebenheiten der Volksglaube ihm beilegt.

Lange blieben die traditionellen Lieder, die kosmogonischen und theogonischen Gesänge des finnischen Stammes in der Wohnung des Bauern begraben. Der Greis lehrte sie Abends seiner um den Ofen versammelten Familie; der Fischer sang sie bei seiner Fahrt auf den Flüssen. Die Gelehrten, welche allein sie hätten sammeln und ihr Bestehen durch den Druck sichern können, die Gelehrten verachteten sie. Ihre Augen, bezaubert von dem Reize antiker Schönheiten, erkannten nicht mehr die bescheidenen Blumen des Gebirges und der Haide; ihr Ohr vernahm nur die Harmonie griechischer Jamben oder lateinischer Hexameter. Der Nationalgeist mußte, wie ein Wanderer, sich in der Fremde verirren, ehe er zu den in den Wäldern seines Heimathlandes, gleich den Schätzen Siegfrieds, aufgehäuften Reichthümern zurückkehrte. Er mußte, wie ein abenteuernder Student, alle Schulen durchlaufen, bevor er nach der großen und heiligen Schule sich wandte, wohin die Stimme seiner Väter ihn rief, wo die Harfe aus alten Zeiten, gleich der Ossians, in den Wolken der Vergangenheit

ertönte, wo die Muse des Volkes ihr feierliches Lied an ihrer Wiege sang.

Als Gannander sein mythologisches Wörterbuch schrieb, kannte er nur einen Theil der Volksagen, welche seinem Systeme zur Grundlage dienten, und Porthan selbst, dieser dem Studium der finnischen Sprache, Literatur und Poesie so ergebene Mann, hatte die Rinde des Baumes, wo er seinen Lebenssaft suchte, nur halb geöffnet. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts jedoch war, Dank der vorgeschrittenen Bildung und den Bemühungen jener beiden Philologen, welche den Anstoß gegeben hatten, der Weg offen, Finnland fing an sich selbst zu beobachten und die alten Götter der Nation, ihres Heiligenscheins beraubt, von ihrem Throne verbannt und von den scholastischen Verehrern homer'scher und virgil'scher Gottheiten als Barbaren geächtet, erhielten allmählig wieder einige Tribute ihrer früheren Macht und klopfen an die akademischen Pforten.

Herder, welcher nach allen Seiten die in seinen „Volksliedern“ vereinigten naiven Productionen suchte, sammelte mit geschickter Hand auch einige finnische Blüthen. Schröder veröffentlichte unter dem Titel „finnische Runen“ <sup>1)</sup> den Originaltext und die Uebersetzung einiger mythischen Traditionen, sowie einiger neueren finnischen Lieder. Rühß schrieb eine Geschichte dieses Landes und entwarf ein charakteristisches Gemälde seiner Mythologie und Poesie. Als Ausländer mit ihrem Beispiele vorangingen, so mußten die Eingebornen natürlich ebenfalls Hand an's Werk legen. Sie haben es mit Eifer gethan, sie sind in das Innere der

---

1) Upsala 1819.

so lange verlassenen Minen hinabgestiegen und haben Schätze zu Tage gefördert.

Eine Menge Dissertationen und Erläuterungen, welche in der letzteren Zeit veröffentlicht wurden, werfen ein neues Licht auf die von den finnischen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts halb enthüllten Fragen. Ich citire unter anderen die von Gottlund <sup>1)</sup>, Siögren <sup>2)</sup>, Arvidsson <sup>3)</sup>, Colan <sup>4)</sup> und mehreren Redactoren des *Suomi* <sup>5)</sup>. Topelius hat sich ein noch weit größeres Verdienst dadurch erworben, daß er eine Sammlung alter und neuer finnischer Poesien herausgab und die fernen Wohnörter bezeichnete, wo er sie auffand. Nach ihm kam Dr. Lönnrot, der die Winke seiner Vorgänger benützend, nach solchen Volksdichtungen und solchen mündlichen Ueberlieferungen forschte, welche bereits allmählig zu zerfallen und in Vergessenheit zu gerathen anfangen, und die vielleicht auf immer verloren gegangen wären, wenn man sich nicht beeilt hätte, sie zu sammeln und durch ein gemeinschaftliches Band zu verknüpfen. Jahre lang durchforschte Lönnrot die verborgensten Hütten, die entferntesten Bezirke Finnland's, er setzte sich an den Heerd des Bauern und des Fischers, befragte den

1) Forsaek att forklara C. C. Taciti Omdömen öfver Finnarne, in 8. 1834. — De Proverbiis fennicis, 1818; Ottava, 1838; Runola, 1840.

2) Ueber die finnische Sprache und ihre Literatur, 1821.

3) Verschiedene Artikel in finnischen wissenschaftlichen Journalen, und eine mit Anmerkungen und Kommentar versehene Uebersetzung des Werkes von Rûhs.

4) Verschiedene Artikel in dem Morgonblad, dessen Redacteur Colan ist.

5) Wissenschaftliche Monatschrift, welche zu Helsingfors erscheint.

Greis und das Kind, hörte mit aufmerksamem Ohre ihre Erzählungen, ihre manchmal unzuverlässigen und verworrenen Erinnerungen und sammelte mit einer vor Rührung und Freude zitternden Hand alle Aehren seiner glücklichen Aernste. Nach so vielen Wanderungen, so vielen einsichtsvollen und ununterbrochenen Bemühungen erreichte er endlich sein Ziel. Er fand die Aedes und wurde der Homer seiner Nation. Er sammelte und ordnete theils alle alten Gesänge, theils alle neueren, und so kamen zwei poetische Cyclus zu Stande, deren einer die kosmogonischen Ideen eines primitiven Heldenthums darstellt, während der andere die naiven Gefühle, die melancholischen Träume, den Charakter und das Leben des finnischen Volkes ausdrückt. Der erstere führt den Titel *Kalewala* <sup>1)</sup>, der zweite *Kanteletar* <sup>2)</sup>.

Der *Kalewala* ist die finnische Nationalepopöe, eine Epopöe von seltsamer Form und bis jetzt beispiellosem Charakter. Es ist weder das majestätische und prachtvolle Gemälde Homers, noch die gelehrte Schöpfung Virgils, noch die lange und abenteuerliche Schilderung Ferduci's, noch der feenhaft gefang Ariost's, noch die ritterliche und mystische Träumerei Wolframs von Eschenbach, noch das schauerliche Drama der Niebelungen. Es ist ein seltsames Gemisch religiöser Auffassungen und historischer Thatsachen, ein Gemisch von Wirklichkeit und Zauberei, gewöhnlichen Dingen und idealen Bildern. Man sieht Götter, welche die Welt erschaffen, und gleich schwachen Menschen unter der scharfen Spitze eines Pfeiles fallen, Riesen, welche Berge erschüttern können, und mühselig ihre Schiffe die

---

1) Von Kawa, dem Vater der Götter und Riesen.

2) Von Kantele, dem alten Musikinstrumente der Finnen.

Flüsse hinaufziehen; ein junges Mädchen, dessen Blick die Herren der Erde verwirrt, ein Weib, das durch seine Zauberei die Elemente beherrscht. Es ist eine Sammlung naiver und enthusiastischer Balladen, die jetzt zu den Gewohnheiten des alltäglichen Familienlebens hinabsteigen, dann wieder zu den höchsten Regionen der Poesie sich erheben; die mit ihren allegorischen Personificationen die Kriege der verschiedenen finnischen Stämme, den Kampf der Götter und bösen Geister, den Streit des Lichtes und der Finsterniß, diesen ewigen Streit, den die Menschen im Norden so gut begreifen müssen, in bunter Reihe darstellen.

Alle diese Balladen entstanden zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten, und vermischen oft in ihrem ungezügelter Lauf die widersprechendsten Ideen und die entgegengesetztesten Zeiten. Die Jungfrau Maria fährt auf demselben Flusse, wie der Gott Wäinämöinen, und die Zauberin Pohiola spricht zu ihrer Tochter wie ein christliches Weib. Wenn man eine Seite dieses Gedichtes nach der andern liest, kommt es uns wie eine lange mit allen möglichen Farben bedeckte, aber an verschiedenen Stellen unzusammenhängende und unterbrochene-Tapetenleinwand vor, die ein mehr fleißiger als treuer Arbeiter wieder aufnahm, der unbekümmert um einen gleichförmigen Plan nach Laune Schatten und Licht, neue Gestalten und unerwartete Ereignisse anbrachte; aber so unvollendet in ihren Details, so unzusammenhängend auch im Ganzen diese Leinwand seyn mag, so hat sie doch einen unbeschreibbaren Reiz, der anzieht und die Aufmerksamkeit fesselt. Wenn man einmal die ersten Arabesken davon gesehen hat, so ist es unmöglich sie zu verlassen, ohne sie abgerollt und in ihrer ganzen Ausdehnung betrachtet zu haben.

Eine gedrängte Zergliederung des Gedichtes wird den Charakter desselben besser darlegen, als Alles, was wir darüber sagen könnten.

Im ersten Gesange erscheint der Gott Wäinemoïnen, der dreißig Sommer und dreißig Winter im Schooße seiner Mutter zubrachte und vergeblich in seinem dunkeln Aufenthalt das Licht des Mondes, der Sonne und der Sterne anrief. Seiner Gefangenschaft endlich müde, zerbricht er selbst seinen Kerker mitten in der Nacht, läuft an das Gestade, verfertigt ein Pferd so leicht wie ein Strohhalme und begibt sich nach dem Meere. Ein Lappe, der seit langer Zeit die Erscheinung des Gottes geahnt und ihm einen tödtlichen Haß geschworen hatte, stand wartend an dem flachen Sandufer und schoß seine Pfeile auf ihn ab. Die beiden ersten gingen fehl; aber der dritte traf Wäinemoïnen und er fiel mitten in den Fluthen, außer Stand, seine Fahrt fortzusetzen. In seiner einsamen und verlassenem Lage schuf er Inseln, grub Buchten und bildete Sandbänke. Ein Adler flog in der Luft und ließ einige Eier auf den Schooß des Gottes fallen, der sie mit seinen Gliedern erwärmte und dann in das Meer rollen ließ. Aus diesen Eiern schuf Wäinemoïnen die Sonne, den Mond und die Sterne, die er doch schon vor seiner Geburt anrief, so wie die Erde, auf welcher er ging. Ueberhaupt ist der erste Gesang von Anfang bis zu Ende voll greller Widersprüche.

Alle von dem Gotte bewirkten Wunder rissen ihn nicht aus seiner peinlichen Lage. Er war fortwährend ein Spiel der Fluthen und Winde, und wußte nach Erschaffung der Erde nicht, ob er ein Haus auf das Wasser oder in die Luft bauen sollte. Während er über dieses wichtige Problem nachdenkt, führt ihn ein Windstoß in die Nähe der düstern



Wohnung Pohiola. Luhi, die Herrin des Hauses Pohiola, kommt ihm zu Hülfe, so daß er das Ufer wieder gewinnt, und gibt ihm zu trinken und zu essen. Wäinemöinen weint noch und denkt mit Schmerz an sein Vaterland. Luhi verspricht, ihn an den Ort seiner Sehnsucht zurück zu führen, wenn er ihr den Sampo mit Schwanenfedern, einem wollenen Faden, einem Getreidekorn und einem Stück von einem Spinnrocken verfertige. Kein Kommentator der finnischen Mythologie konnte je die Beschaffenheit dieses Sampo erklären, der in den alten Dichtungen so häufig erwähnt wird. Lönrot glaubt, es sei das Bildniß des Gottes Jumala; Andere machen daraus einen geheimnißvollen Schmuck oder eine Pandorabüchse; wieder Andere halten ihn ganz einfach für ein zum Mahlen des Getreides bestimmtes Werkzeug, für eine jener Mühlen, deren man sich noch täglich in isländischen, norwegischen und finnischen Häusern bedient. Wie dem auch sei, Wäinemöinen kann den Sampo nicht schmiden; aber er verspricht, ihn durch seinen Bruder Ilmarinen, einen geschickten Künstler, fertigen zu lassen. Die vertrauensvolle Wirthin läßt ihn fort. Indeß hat das Unglück Wäinemöinens noch kein Ende. Beim Weggange bemerkt er die reizende Tochter von Pohiola und ladet sie ein, sich neben ihn in einen Schlitten zu setzen. Die grausame Schönheit gibt jedoch nicht so bereitwillig nach; sie will Proben seiner Kraft und seiner Geschicklichkeit sehen; Wäinemöinen soll mit einem stumpfen Messer ein Pferdehaar spalten, auf ein Ei schlagen, ohne es zu zerbrechen, und ein Schiff auf einem Felsen erbauen, ohne daß die Art denselben berühre. Bei der dritten Probe verließ Wäinemöinen das Glück. Die Art drang ihm in sein Knie. Er versuchte selbst die Wunde zu heilen, hatte aber

unseliger Weise die Zauberworte vergessen, welche allein seinen Schmerz stillen konnten, und begab sich deswegen zu einem Zauberer. Dieser wußte, was der Gott vergessen hatte; er verstand sein Handwerk und übte es mit Geschicklichkeit aus, so daß Wäinemöinen, nachdem er sich der Operation unterworfen, weit stärker war, als vor seiner Verwundung. Der Gott kommt endlich in dem Vaterlande an und bittet seinen Bruder, sich nach Pohiola zu begeben, um daselbst den Sampo zu verfertigen. Ilmarinen will nicht in dieses wilde Land. Wäinemöinen führt ihn in den Wald und erregt durch Zaubergesang einen Sturm, der den Schmid nach Pohiola bringt. Die in die Zukunft blickende Herrin des Hauses empfängt Ilmarinen auf das Freundlichste und stellt ihm ihre mit den reichsten Kleidern geschmückte Tochter vor. Bei Tag arbeitet er an dem Sampo; bei Nacht versucht er, wiewohl vergebens, das Herz des Mädchens zu gewinnen.

Mittlerweile kommt ein anderer Freier, von einem dem der beiden vorhergehenden ganz entgegengesetzten Wesen, von einem eben so leidenschaftlichen, eben so unternehmenden Charakter, als der Wäinemöinens des Weisen, Wäinemöinens des Alten, wie ihn die Sagen nennen, klug und verschlossen ist. Er heißt Luminkainen und man weiß nicht, welchem Stamme er angehört; seine Mutter ist eine geschickte Zauberin. Sie sieht das Unglück, dem ihr Sohn entgegengeht, voraus, und will ihn nicht über die väterliche Schwelle lassen. Alle ihre Ermahnungen sind indeß nur verlorene Worte: Luminkainen liebt das fröhliche Mädchen von Pohiola und will um ihre Hand werben. Aber zuvor soll er ein Glennthier auf dem Gebiete Hiisi's tödten, des furchtbaren Riesen, der die Wälder regiert. Nach

Ausführung dieser ersten Probe muß er ein wildes Pferd fangen, dann einen Schwan auf dem Flusse des Todes holen. Hier wird er von einem Zauberer überfallen, der eine giftige Schlange gegen ihn schleudert. Er fällt in den Wassern des Flusses und die Strömung bringt ihn nach dem Reiche der Todten, wo die Söhne Tuonis ihn in Stücke hauen. Als seine Mutter ihn nicht mehr zurückkehren sieht, so fliegt sie mit Lerchenflügeln nach Pohiola, erfährt nach welcher Seite er gegangen, und sucht ihn viele Sommer und Winter lang. „Sie weiß nicht,“ sagt das Gedicht, „sie weiß nicht, die arme Mutter, was aus ihm geworden, mit welchem Fleische das Fleisch ihres Sohnes vermischt wurde, in welchem Blute sein Blut rollt, ob er sich noch auf den Wogen oder auf der Erde, auf den Felsen oder in den Wäldern befindet.“ Sie durchstreift die Wälder, wie ein wildes Schwein; sie stürzt sich in das Wasser, wie eine Wasserschlange; sie klettert an den Fichten hinauf, wie ein Eichhörnchen, und läuft über Felsen, wie ein Hermelin; sie sucht ihn unter dem Laube der Bäume, im dichten Grase und unter den Wurzeln der Haide. Sie fragt den Pfad des Berges, den Mond und die Sonne. Der Bergpfad und der Mond haben ihn nicht gesehen; die Sonne sagt ihr, er sei jenseits der Meere, im Flusse der Todten. Sie läßt sich nun einen stählernen Rechen machen, dessen Zähne hundert Klaftern lang sind; diesen steckt sie in die tiefen Wogen und zieht die Glieder ihres Sohnes nach einander herauf. Wie alle beisammen sind, ruft sie Mehiläinen um Beistand an. Der Zaubervogel fliegt über die Regionen der Sonne und des Mondes hinauf, bringt in die Quellen des Schöpfers, taucht seine Flügel in den Honig des Lebens und kehrt dann zu der armen

Mutter zurück, welche mit Hülfe des himmlischen Balsams ihren Sohn wieder ins Leben ruft.

Indeß will Wäinemöinen wieder nach Pohiola gehen und um die Hand des schönen Mädchens werben. Unglücklicher Weise jedoch sind seinem Gedächtnisse abermals die drei gewaltigen Worte, die drei Zauberworte entfallen, ohne welche er diese schwierige Reise nicht zu unternehmen wagt. Er will sie im Reiche der Todten suchen. Die Töchter Tuonis lauern ihm auf und werfen in dem Augenblicke, wo sie glauben, er schlafe, ihm ein eisernes Netz über den Leib. Wäinemöinen ist auf seiner Hut, verwandelt sich in einen Stein und rollt in den Fluß; dann wird er zur Schlange und friecht durch die Maschen des Netzes. Er weiß, daß er die ihm nöthigen Worte in dem Munde des alten Wipunen finden kann; aber der Weg ist lang und beschwerlich: er muß über die Nadelspitzen von Mädchen, über die scharfen Schwerter von Männern und über die Streitärte von Helden gehen. Er verfertigt sich Schuhe von Eisen, so wie eine eiserne Rüstung, macht sich auf den Weg und gelangt an den Ort, wo Wipunen liegt, und zwar schon so lange, daß ein dichter Wald über seinem Grabe sich erhoben hat. Wäinemöinen gräbt den Wald um, und senkt einen eisernen Pfahl in den Mund Wipunens, welcher erwacht und sich vergebens von dem rohen Instrumente, das ihn martert und zerreißt, loszumachen sucht. Endlich entschließt er sich, dem Wunsche seines furchtbaren Gegners nachzugeben, und singt einen Zaubergesang. Wie der Fluß und das Meer ihn vernehmen, so hören sie auf zu seufzen.

Im Besitze seines Geheimnisses wendet sich Wäinemöinen nach Pohiola und sein Bruder Ilmarinen langt

zu gleicher Zeit mit ihm an. Als Luhi ihn kommen sieht, so fordert sie ihre Tochter auf, Wäinemöinen zum Gemahle zu nehmen. Das Mädchen aber zieht Ilmarinen vor, der indeß ihre Hand nicht erhalten kann, ohne daß er noch drei Herkulesarbeiten verrichtet. Die erste ist, ein von Schlangen volles Feld zu bauen; die zweite, Bären und wilde Schweine zu zähmen; die dritte, ohne ein Fischergeräthe einen Hecht im Flusse des Todes zu fangen. Nach Bestehung dieser drei Proben ist die Heirath entschieden, und der arme Wäinemöinen kehrt traurig um.

Zu Pohiola wird die Hochzeit veranstaltet. Der große Ochse, dessen Kopf und Schwanz an beide Gränzen Finnlands reichen, soll auf der Festtafel servirt werden; einen ganzen Sommer und Winter hindurch ist man mit dem Brauen des Bieres beschäftigt, welches die Gäste erfreuen soll. Das Eichhörnchen und der Marter schaffen die Ingredienzen herbei, welche es zum Gähren bringen; der Zaubervogel bringt den Honig, den er über neun Meeren suchte. Luhi ladet zum Hochzeitfeste die Armen und Bettler, die Hinkenden und Lahmen ein; sie will auch Sänger haben, und Wäinemöinen, der seinen Schmerz überwindet, kommt mit seiner Harfe und singt drei Tage lang.

Nach beendigter Hochzeit weint das Mädchen nach einem alten Brauche, der noch in einigen Bezirken Finnlands und Estlands existirt. Sie weint und ruft: „Ich weiß es, ich weiß es, eine Stimme sagte mir in den blühenden Tagen meines Frühlings, du wirst nicht unter dem Schutze deiner Mutter, in dem Schooße deiner Amme bleiben. Ein Gemahl wird dich holen; einen Fuß wirst du auf der Schwelle deiner Wohnung und den andern in

seinem Schlitten haben. Dieß war der Traum meines Herzens, die Hoffnung meiner blühenden Jahre. Jetzt naht meine Abreise, meine Hoffnung verwirklicht sich. Ich habe einen Fuß auf der Schwelle meiner Wohnung, einen andern in dem Schlitten meines Gemahls. Indeß gehe ich nicht mit Freude, ich verlasse nicht gerne das goldene Haus, wo ich meine Jugend verlebte. Ich gehe und weine. Meine Mutter wird bald nicht mehr meine Stimme hören, mein Vater bald nicht mehr meine Thränen sehen. Wie können die anderen Bräute fröhlich seyn? Wie kann ihr Herz in diesem Augenblicke freudig seyn, gleich einer Morgenröthe des Frühlings? Ich bin traurig, wie das arme Pferd, das man verkauft, wie die arme Stute, die man fortführt. Mein Sinn ist düster, wie eine Herbstnacht, düster wie ein dunkler Wintertag!"

Die Mutter nimmt jetzt das Wort, tröstet sie und gibt ihr gute Ermahnungen. Dieser Gesang ist gleichsam eine reizende Idylle, bald voll von naiver Anmuth, bald mit häuslichen Scenen durchwebt, die ein wahres Gemälde von den gegenwärtigen Sitten Finnlands geben. „Betrübe dich nicht so sehr,“ sagt sie zu ihr; „man schleppt dich in keinen Morast, man führt dich in keinen Bach. Du hast einen wackeren Mann, einen kühnen Krieger, einen geschickten Schmid, einen Hausherrn geheirathet, der ein reines Brot ißt und seinem Weibe ein noch reineres gibt, einen Jäger, der auf die öde Haide, in die Wälder geht und seine Hunde nicht auf dem Stroh schlafen läßt. Dreimal schon dieses Frühjahr hat er das Dampfbad bereitet, dreimal hat er sein Haar gekämmt, dreimal hat er den Leib mit trockenen Zweigen abgerieben.“

„Betrübe dich nicht so sehr, fürchte dich nicht, deine

Mutter zu verlassen. Dein Gemahl besitzt große Heerden, hundert Stück Hornvieh, tausend Stück mit schweren Eitern und tausend andere mit Wolle bedeckt."

"Betrübe dich nicht so sehr, fürchte dich nicht, deine Mutter zu verlassen. Dein Gemahl hat keinen Acker, wo das Getraide nicht reift, keine Furche, wo der Haber fehlt, kein Feld, wo das Korn nicht geräth. Am Rande eines Baches hat dein Gemahl einen Speicher voll von Korn, Haufen von Samen an jedem Orte, einen Wald, wo er sein Brod verbirgt, einen anderen, wo der Weizen gelbt, und Geld in Menge."

"Betrübe dich nicht so sehr, fürchte dich nicht, deine Mutter zu verlassen. Dein Gemahl hat Auerhähne, die um ihn herumspringen, goldgelbe Kuckucke, die auf seinen Bäumen brüten, und Drosseln, die sich fröhlich auf die Zügel seiner Pferde setzen."

"Und jetzt höre, mein süßes Kind, meine junge Schwester, die ich verlassen werde, mein Liebeslied, meine grüne Pflanze, höre die Worte der alten Frau. Du gehst in eine andere Wohnung, du wirst eine andere Mutter finden. In einem fremden Hause, bei einer neuen Mutter, ist es nicht wie in dem väterlichen Hause, unter dem Schutze der Amme. Gehe Abends nicht leichtsinnig aus beim Mondenscheine; das Böse, welches geschieht, weiß man in dem Hause. Das Böse, welches geschieht, weiß dein Mann."

"Achtam mußt du auch auf die rauhen Reden des Alten merken, dessen Zunge scharf und schwer, wie ein Stein ist; auf die kalten Worte des Schwagers, auf die höhnischen Vorwürfe der Schwägerin. Ist der Alte jähzornig, wie ein Eber, und sein Weib wild, wie ein Bär, ist der

Schwager scharf, wie eine Schlange, und die Schwägerin spizig, wie ein Nagel, so mußt du dieselbe Geduld, dieselbe Demuth gegen sie zeigen, als stündest du vor deiner eigenen Mutter; du mußt die gleiche Unterwürfigkeit gegen den Alten, die gleiche Achtung gegen den Schwager haben."

"Höre, mein Kind, die Worte der alten Frau. Eine Hausmutter darf nicht immer auf demselben Platze bleiben; sie muß bald in der Scheuer nachsehen, bald in die Kammer gehen, wo das Kind schreit, das arme kleine Kind, das nicht reden kann, nicht sagen kann, ob es ihm zu kalt ist, oder ob es Hunger hat, bis ein Freund zu ihm kommt, bis die Stimme der Mutter zu seinem Ohre gelangt."

Die gute Mutter wendet sich alsdann zu dem jungen Ehemann und sagt: „Bräutigam, mein guter Bruder, du brauchst unsere liebe Taube nicht fortzunehmen, um sie Mangel leiden zu lassen, daß sie Brod von Birkenrinde oder Kuchen von Stroh knete. Du mußt sie in ein reiches Haus führen, wo sie Korn aus dem Schranke holen, Kuchen mit Rahm essen, ein Weizenbrod kosten und einen reinen Teig kneten darf."

"Bräutigam, mein guter Bruder, du darfst unsere süße Taube den Weg, den sie wandeln soll, nicht mit der Peitsche lehren; sie soll nicht seufzen unter der Schlinge, nicht weinen unter der Ruthe, nicht ächzen unter dem Riemen. Denke an ihre blühenden Jahre, denke an ihr junges Frauenherz. Ertheile ihr deine Unterweisungen mit Ruhe. Belehre sie, wenn die Thüre verschlossen ist, belehre sie das erste Jahr mit Worten, das zweite mit Blicken und das dritte mit einer leichten Gebärde. Wenn sie alsdann deinem Willen nicht folgt, so nimm eine Binse aus dem Sumpfe, eine trockene Pflanze von den Feldern, berühre sie mit der



Spitze einer Ruthe, züchtige sie mit einem Schilfrohre, mit einem wollebedeckten Baumzweige."

"Gehorcht sie auch dann nicht, so nimm eine Ruthe aus dem Walde, nimm einen Birkenzweig, verstecke ihn unter deinem Kleide, damit die Bewohner eines anderen Hauses ihn nicht sehen können; streiche ihr damit die Schultern und mache ihr den Rücken geschmeidig. Schlage sie nicht an die Augen, noch an die Ohren, sonst möchten beim Anblicke ihres entstellten Gesichtes der Schwiegervater und der Schwager sich erkundigen, ob sie von einem wilden Schweine angegriffen und von den Bären mißhandelt worden sei."

Das Mädchen indeß stößt tiefe Seufzer aus. Schmerz ist in ihrer Seele, Thränen quellen aus ihren Augen. Sie bricht in Schluchzen aus und sagt: „Sonst war ich nicht unglücklicher, als andere Mädchen, noch bleicher als die Fische des Sees. Jetzt bin ich unglücklicher als andere Mädchen, und bleicher als die Fische des Sees."

"Wie soll ich meine Mutter für die Milch, womit sie mich ernährte, und meinen Vater für seine Güte belohnen? Ich danke dir, mein Vater, für den Zufluchtsort, wo du mich erzogen, für die Nahrung, welche du mir gereicht hast. Ich danke dir, meine Mutter, daß du mich in meiner Kindheit gewiegt, so lange ich schwach war, in deinen Armen getragen und an deiner Brust ernährt hast. Ich danke euch, brave Hausleute, Freunde meiner Kindheit, mit denen ich gelebt habe, mit denen ich in meinen schönen Jahren aufgewachsen bin."

"Jetzt muß ich das goldene Haus, das Gemach meines Vaters, die gastliche Wohnung meiner Mutter verlassen."

„Der Segen sei mit dir, meine liebe, getäfelte Stube! Wie süß wird es für mich seyn, zu dir zurückzukehren, dich noch einmal wiederzusehen! Der Segen sei mit dir, Gemach meines Vaters, mit deinem hölzernen Fußboden! Die Ruhe möge immer in dieser Wohnung weilen, in den schönen Bäumen, welche sie umgeben, auf den Feldern, die ich verlassen muß, in den Wäldern voll schmachtender Früchte, in dem See mit seinen hundert Inseln, in dem Thal, wo ich mit dem Haidekraute groß geworden bin!“

Ilmarinen führt das Mädchen in einem Schlitten mit sich fort und ruft: „Lebe wohl, Haus von Pohiola, lebet wohl, Gebüsch des Baches, gewaltige Bäume des Forstes, Gesträuche des Feldes, Früchte des Thales, und ihr, Pflanzen des Sees, ihr Nester der Erle, Stämme der Birke, Wurzeln der Tanne, lebet wohl.“

So entfernt er sich, in der einen Hand die Zügel des Pferdes haltend, mit der andern den Leib seiner jungen Frau umschlingend, ein Knie außerhalb dem Schlitten, das andere neben ihr. Das Pferd läuft rasch, der Schlitten gleitet leicht über den Schnee. Bald erkennt Ilmarinen den Rauch seines Daches; er gelangt an die Thüre seiner Wohnung; seine Mutter kommt mit Zärtlichkeit den jungen Vermählten entgegen, die Festlichkeiten beginnen wieder; Wäinemoinen greift abermals zu der Harfe und verherrlicht in seinen Liedern die Gäste des Hauses.

Auf diesen Hochzeitgesang folgt eine Episode, deren Held der unverbesserliche Luminkainen ist, welcher bereits das Reich der Todten durchwandert hat. Er hat von den Heirathsplanen gehört, er will sie rückgängig machen, nach Pohiola sich begeben und selbst das Mädchen ehelichen. Umsonst stellt ihm seine Mutter tief bekümmert die Schmerzen

vor, welche sie bereits um ihn erlitten, die Gefahren, denen er sich von Neuem aussetzen würde. Der hartnäckige Finne fürchtet nichts, er will gehen und geht auch wirklich. Als er nun erfährt, daß die Heirath, welche zu hintertreiben er beabsichtigte, bereits geschlossen, daß seine Vielgeliebte fern ist, geräth er in eine solche Wuth, daß er alle, die ihn umgeben zum Kampfe herausfordert und den Hausherrn zuerst tödtet. Dann kehrt er zu seiner Mutter zurück und erzählt ihr das Vorgefallene. Die arme Mutter räth ihm, sich den Verfolgungen seiner Feinde zu entziehen; sie zeigt ihm einen Zufluchtsort auf einer Insel, wo er anfangs ein glückliches Leben unter einer großen Menge Mädchen führt. Man denkt hiebei an die bezauberte Insel der Circe und wahrscheinlich findet sich mehr als Ein Zug der griechischen Sage in diesen finnischen Volksgevängen.

Eines Tages merkt Luminkainen, daß sein Schiff verbrannt ist. Er erbaut alsbald ein anderes, überläßt sich von Neuem dem Meere und gelangt an das Ufer von Pohjola. Die schreckliche Zauberin sammelt eine Menge Reif und macht, daß die Barke des verwegenen Wanderers in dem Eise stecken bleibt. Er selbst entkommt nur mit Mühe der strengen Kälte, flüchtet sich in einen unbekannten Wald und ruft, seinen Leichtsinn bitter bereuend: „Ach ich Armer! In welche Gefahr habe ich mich gestürzt! Wie viele Tage, wie viele Jahre muß ich nun vergeblich umherirren! Jetzt weint meine Mutter an ihrem Herde, meine Amme ist tief bekümmert: — Wo ist mein Sohn, spricht sie, mein verlassenener Sohn? Ist er in den Gefilden Tuonis, in den dunkeln Ebenen der Todten? Ich armes Weib! Mein Sohn ergreift jetzt nicht mehr den Auerhahn in seinem Aufschwunge, die kleinen Vögel in ihrem Fluge, das

Hermelin in seinem Laufe und das Eichhörnchen in seinem Sprunge.“

„Ach nein, meine gute Mutter, meine zärtliche Amme. Du hast unter deinem Flügel eine Heerde Tauben und Schwäne erzogen. Der grausame Wind ist gekommen und hat sie zerstreut. Der Sturm hat die Barke der Brüder umgeworfen und zerschmettert. Wir bildeten sonst in besseren Zeiten einen zahlreichen Kreis; das Haus war voll von meinen Schwestern und das Schiff von meinen Brüdern. Jetzt ist nicht Einer mehr übrig.“

„Ich werde mich stets der schönen Jahre der Vergangenheit erinnern. Ich erstarkte wie eine kräftige Pflanze in unserem Hause. Ich war schön, wie die Blume des Feldes. Viele Leute lenkten damals ihre Blicke auf mich und bewunderten meine Kraft. Jetzt ist mein Gesicht schwarz, wie die Beeren des Waldes.“

„Ich kenne den Boden, wo ich geboren bin, und das Gemach, wo ich zur Welt kam; aber ich weiß den Ort nicht, wo der Tod mich ergreifen wird.“

Nach dieser Episode kehren wir zu den Haupthelden des Gedichtes zurück. Ilmarinen hat einen Sklaven gekauft, welcher, der Sage zufolge, schon drei Tage nach seiner Geburt die Windeln zerriß. Man gibt ihm ein Kind zu bewachen; der Sklave erdrosselt das Kind und verbrennt die Wiege. Man befiehlt ihm, einen Wald urbar zu machen; er behext denselben und nichts kann mehr wachsen. Die Gemahlin Ilmarinens verlangt, er soll ihre Heerden hüten, und um ihn für seine Schandthaten zu strafen, gibt sie ihm ein Brod, in welchem ein großer Stein liegt. Als der ruchlose Sklave den Stein findet, so schlachtet er die ganze Heerde und kommt mit einer Menge Bären und Ebern

heim, welche die Gemahlin Ilmarinens tödten. Der Slave entflieht. Ilmarinen beweint Tag und Nacht seine geliebte Frau, und dieselbe nicht zu ersetzen wissend, verfertigt er ein Weib aus Gold und Silber; aber er kann ihr die Sprache nicht geben, und als sie neben ihm liegt, findet er sie zu kalt. Er macht nun seinem Bruder ein Geschenk mit ihr; dieser nimmt sie freudig in seine Arme und ruft, nachdem er sie an sein Herz geschlossen: „O Kinder neuer Geschlechter, so lange die Welt bestehen, so lange die Klarheit des Mondes an dem Himmel leuchten wird, machet euch keine Braut von Gold und Silber. Gold und Silber verbreiten eine eisige Kälte unter den wärmsten Kleidern.“

Ilmarinen, untröstlich über seine Wittwerschaft, unternimmt eine neue Reise nach Pohiola, um daselbst abermals eine Braut zu holen, kehrt jedoch zurück, ohne daß er seinen Zweck erreicht hat. Nach seiner Rückkehr erzählt er seinem Bruder Wäinämöinen, welches Glück man zu Pohiola durch die magische Wirkung des Sampo genieße. Wäinämöinen fordert ihn auf, diesen kostbaren Talisman ihm holen zu helfen. Ilmarinen gibt seinen Bitten nach, schmiedet sich ein großes Schwert und eine prächtige Waffenrüstung, dann nehmen beide Pferde, um zu Felde zu ziehen. Aber Wäinämöinen hört ein Schiff, welches am Meeresufer seufzt und sich beklagt, daß man es unthätig liegen lasse, daß es die Wogen nicht mehr durchfurchen und nicht mehr kämpfen dürfe. Beide Helden, von seinen Klagen gerührt, nehmen das Schiff zu ihrer Reise. Wäinämöinen stellt sich an Steuer, Ilmarinen rudert. Unterwegs finden sie Luminainen, der Rache in Pohiola zu nehmen hat und sich ihnen gern anschließt. Plötzlich steht ihr Fahrzeug stille und ge-

horcht nicht mehr dem ungeduldigen Ruder. Wäinemöinen schaut um sich, woher dieses Hinderniß ihrer Fahrt kommen könne, und bemerkt, daß die Barke durch einen ungeheuren Hecht aufgehalten wird. Er tödtet nun den Hecht mit dem Schwerte, nimmt seine Gräte, formt sie zu einer Harfe, bespannt diese mit Saiten aus den Haaren der feurigen Pferde Hüßis, den Füllen Lempo's, des geheimnißvollen Geistes, und die Harfe ist fertig; die Harfe, welche in ihren tiefen Melodien bald den schrecklichen und felerlichen Donner der Wogen, wo der Gott das elfenbeinerne Gestelle seines Instrumentes geholt, bald das melancholische Seufzen der Wälder, wo er seine Saiten geformt, ausdrücken soll.

Wäinemöinen bietet diese Harfe den Greisen an; sie versuchen dieselbe zu schlagen, und ihr Kopf zittert: ein Akkord paßt nicht zum anderen, und ein fröhlicher Ton entspricht nicht dem anderen. Der Gott bietet die Harfe den Jünglingen an: sie versuchen dieselbe zu schlagen und ihre Hände zittern; die Akkorde, welche sie daraus ziehen, sind nicht richtig und ein fröhlicher Ton entspricht dem andern nicht. Jetzt nimmt sie der muntere Luminkainen, dann der geschickte Ilmarinen, und weder der Eine noch der Andere können ihr harmonische Töne entlocken. Wäinemöinen sendet sie nach Pohiola, und alle Bewohner des Hauses, Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen versuchen es nach einander mit derselben, bringen aber nur Dissonanzen hervor. Jetzt erwacht der Alte aus seiner Ruhe und ruft voll Ungeduld: „Hört auf, diesem Instrumente Seufzer zu erpressen, dieses Geräusch peinigt meine Ohren, die rohen Töne werden meinen Schlaf eine ganze Woche lang stören. Wenn die Harfe des finnischen Volkes nicht harmonievoller ist, so laßt sie in der Stille schlafen; werfet sie in die

Tiefe der Wogen oder gebt sie in die Hände des Meisters.“ Die Harfe antwortete: „Ich verdiene nicht, in die Tiefe der Wogen geworfen zu werden, ich werde harmonisch erklingen unter der Hand des Meisters.“

„Alsdann, sagt der Sänger des Kalewala, setzt sich der weise Wäinemöinen, nachdem er seine Hände gereinigt hatte, auf einen Felsen, am Rande der silbernen Wellen, legt die Harfe auf seine Kniee, hält sie unter seine Finger und ruft mit lauter Stimme: Wer noch nie die Süßigkeit des Gesanges, den Reiz der Melodie kennen gelernt hat, komme jetzt und höre. Er spielt nun ohne die mindeste Anstrengung und singt. Seine Finger gleiten über die Saiten der Harfe; der harmonische Ton rauscht in die Luft, ein fröhlicher Akkord folgt dem anderen. Herrliche Klänge entwinden sich der elfenbeinernen Harfe und den Saiten von Pferdehaaren.“

„Kein Thier in dem Walde setzt seinen Lauf fort, kein Vogel in der Luft verfolgt seinen Flug. Der Eber hört in seinem moorigen Lager zu, der Bär geht aus seiner Höhle hervor, aus seiner mit Tannen umgebenen Höhle; er springt auf die Bäume und wiegt sich auf den Ästen, während Wäinemöinen nach allen Seiten seine fröhlichen Akkorde verbreitet.“

„Der alte Herr des Waldes, der düstere Tuopio mit seinem langen Barte, nähert sich ebenfalls mit aufmerksamem Ohre, und alle Thiere, über welche er gebietet, folgen ihm. Sein Weib legt ihre blauen Strümpfe an, näht rothe Schnüre an ihre Schuhe, steigt auf eine Birke, wiegt sich auf den Ästen des Baumes und hört den Tönen der Harfe und der Melodie ihrer Saiten zu.“

„Es ist kein lebendes Thier im Walde, kein lebendes

Wesen in der Luft, kein noch so kleiner Vogel, der nicht herbeikommt und den Kopf neigt, um diese süßen Akkorde zu hören. Der Adler kommt aus hohen Regionen, der Geier steigt aus den Wolken herab, die Möve lauscht auf den Wogen, der Schwan verläßt die Seen; die kleinen Finken, Lerchen und Zeisige kommen herbei und setzen sich auf die Schultern des Gottes."

"Die Sonne mit ihren glühenden Strahlen, der Mond mit seinem sanften Lichte, bleiben am Himmel stehen und erleuchten die Harfe."

"Es ist kein lebendes Geschöpf in dem Wasser, das nicht seine Flossen bewegt und sich nähert, um zu lauschen. Die Salme und Forellen, die Hechte und Robben kommen mit einander herbei; die kleinen Fische schwimmen über den Saum der Wellen und bleiben stille, um den Gesang Wäinemoönens zu vernehmen."

"Atho, König der Wogen, der Alte mit grünem Barte, kommt auf seinem Perlmutterthrone; die schöne Königin der Wasser kämmt mit goldenem Kämme ihre Haare und wischt sie mit einer Silberbürste ab. Als nun der harmonische Gesang zu ihren Ohren gelangt, so entfällt der goldene Kamm ihren Fingern und die Silberbürste ihrer Hand; sie erhebt sich in aller Eile, kommt über die Fluthen herauf und hört die Brust gegen einen Felsen gestützt voll Entzücken den Tönen der Harfe, den wunderlieblichen Melodien des Gesanges zu."

"Es gibt nicht Einen Helden, nicht Einen Mann mit so verhärtetem Herzen, nicht Eine Frau, die nicht bis zu Thränen gerührt wären. Die Jungen und die Alten weinen, Verheirathete und Ledige, Jünglinge und Mädchen, so wie kleine Kinder; alle weinen, während sie die rührenden Har-



monien der finnischen Harfe hören. Wäinemöinen weint ebenfalls; die Quelle der Thränen öffnet sich milde in seinem Herzen, die Thränen sammeln sich an seinem Augenlide und rinnen zahlreicher, als die Früchte des Waldes, als die Köpfe der Lerchen und als die Eier der Auerhähne; sie rollen über seine breiten Wangen, über seine starke Brust, über seine Kniee und seine Füße; sie dringen durch seine fünf wollenen Westen, seine sechs goldenen Gürtel, seine sieben blauen Röcke, seine acht Gewänder von Badmel; sie rollen an das Meeresufer, fallen dann in die klaren Fluthen und verwandeln sich in Perlen."

Ich bedaure unendlich, in einer so schmucklosen Prosa diesen Abschnitt des Kalewala wiedergeben zu müssen; denn er ist bei seiner Melodie, bei dem Bilderreichthum der finnischen Verse ohne Widerrede eine der schönsten und zauberndsten Dichtungen der alten und neuen Zeit.

Nach beendigtem Gesange legt Wäinemöinen die Harfe in das Schiff, steuert nach Pohiola und erklärt, daß er die Hälfte des Sampo haben wolle. — Nein, erwidert ihm Luhi, man kann das Hermelin nicht theilen und das Eichhörnchen ist zu klein für drei. Wäinemöinen versenkt nun durch seine Zauberei alle Bewohner des Hauses in einen tiefen Schlaf. Die Helden nehmen den Sampo, tragen ihn in ihre Barke und fahren fröhlich über das Meer. Drei Tage später nahen sie ihrem Ziele und erkennen schon die Thore ihrer Wohnung. Wäinemöinen stimmt einen Jubelgesang an. Eine der Dienerinnen von Pohiola hört ihn, stößt einen Schrei aus und Alles erwacht. Luhi läuft nach dem Orte, wo ihr Sampo verborgen war und findet ihn nicht mehr. Die Zauberin ruft den mächtigen Ukko um Beistand an und bittet, auf den Weg der Reisenden

einen seiner schrecklichsten Stürme zu werfen. Ukko erhört ihr Flehen; der Sturm wühlt die tiefen Meereswogen auf und Wäinemöinen verliert seine geliebte Harfe. Der erschrockene Ilmarinen seufzt, daß er sich den Wogen anvertraut hat. Sein weiser Bruder tröstet ihn und sagt: — Thränen entreißen uns nicht der Gefahr, Seufzer erlösen uns nicht von schlimmen Tagen.

Indeß besteigt Luhi, nicht zufrieden durch ihre Beschwörungen den Sturm erregt zu haben, ihr Schiff, und verfolgt die Räuber des Sampos. Im Augenblicke, wo sie sich nähert, wirft Wäinemöinen einen Felsen auf ihre Barke, der dieselbe zerschmettert. Um ihre Rache zu fühlen, verwandelt sie sich in einen Adler, nimmt ihre Ruderer unter ihre Schwingen, fliegt über den Mast der Barke des Gottes, ergreift mit ihren Klauen den Sampo und bemüht sich, ihn hinweg zu nehmen. Vergebens schlagen Ilmarinen und Luminkainen sie mit ihrem Schwerte; sie klammert sich an ihre Beute und läßt nicht ab. Wäinemöinen bedient sich seines Schwertes nicht, sondern nimmt nur das Steueruder und theilt rechts und links so derbe Streiche aus, daß alle unter den Flügeln Luhis verborgenen Leute in das Meer stürzen, und ihr selbst die Finger zerschlagen werden, bis auf einen, womit sie den Sampo in die Fluthen wirft. Ein Theil des köstlichen Talisman fällt in die Tiefe der Wogen, einen anderen trägt die Strömung an das Ufer. Luhi hat nur noch den Deckel des Schazes. Die wüthende Zauberin verbreitet nun tödtliche Krankheiten um die Wohnung der Helden; aber Wäinemöinen jagt die Geiseln in ein anderes Land. Sie beherrscht die Sonne und den Mond und verbirgt ihr Licht. Ilmarinen und sein Burder steigen zu dem achten Himmelsgewölbe hinauf, um zu erfahren,

woher so tiefe Finsterniß komme. Hier lassen sie das Feuer ihrer Schwertspitzen leuchten. Ein Funke fällt auf die Erde und setzt sie in Flammen. Die Sonne und der Mond sind noch unsichtbar. Ilmarinen verfertigt zwei Gestirne aus Gold und Silber; aber sie verbreiten keine Helle. Wäinemoinen entschließt sich nun, noch einmal die Reise nach Pohiola zu unternehmen. Unererschrocken tritt er in das feindliche Haus, und fragt, wo die beiden Lichtkugeln seien, welche die Welt erleuchten. Man antwortete ihm, sie seien auf immer in einem Berge verborgen. Wäinemoinen fordert alle seine Feinde zum Kampfe heraus und schneidet ihnen den Kopf ab. Er kehrt zu seinem Bruder zurück, alle beide suchen in den Zauberberg zu dringen, aber ihre Bemühungen sind erfolglos. Ilmarinen geht in seine Schmiede um Werkzeuge zu verfertigen, mit denen er den Felsenwall erbrechen will. Luhi nähert sich ihm unter der Gestalt einer Lerche, und fragt was er mache. — „Ein eisernes Halsband für das Weib von Pohiola“ ist seine Antwort. Die erschrockene Zauberin befreit den Mond und die Sonne von ihren Fesseln und verkündigt diese frohe Botschaft Ilmarinen, der sie in aller Eile seinem Bruder ansagt; der Gott der Dichtkunst stimmt sogleich einen Jubelgesang an.

Man erwartet, daß die symbolische Epopöe Finnlands sich hier endigen müsse. Der Kampf des Bösen und Guten ist entschieden. Die Götter haben die schlimmen Geister besiegt, die schwarze Finsterniß hat sich halb den Strahlen des Tages erschlossen und die Klarheit der himmlischen Gestirne hat die Welt wieder belebt. Aber Wäinemoinen hat seine Harfe in dem Sturme verloren und das finnische Volk ist ein zu großer Liebhaber der Poesie, als

daß es sich seinen höchsten Gott ohne das magische Werkzeug denken könnte, welches die ganze Natur rührte.

Eines Tages ging er gesenkten Kopfes durch die Felder, und dachte, welche Freude es ihm gewähren würde, wenn er noch einmal die melodischen Saiten erklingen lassen könnte. Da sieht er eine einsame Birke, welche seufzt und weint; er fragt, woher ihre Traurigkeit komme, und die Birke gibt ihm zur Antwort: „Ich weine, weil ich mich an diesem öden Orte hilflos und verlassen sehe. Oft martern und zerreißen mich während des Sommers die unbarmherzigen Hirten. Sie ritzen meine weiße Rinde und schöpfen meinen Saft. Man schlägt an meinen Stamm, man schneidet meine Aeste ab. Dreimal schon im Laufe dieser Jahreszeit ist die grausame Art auf mein Haupt, meine Seiten und meine Krone gefallen. Dieß ist der Grund, warum ich weine, und ich werde mein ganzes Leben weinen, daß ich ohne Hülfe verlassen bin an diesem traurigen Orte, bei Annäherung des frostigen Winters. Jedes Jahr verwandelt mich der Schmerz, mein Haupt ist voll Bekümmerniß, und mein Gesicht wird bleich in den kalten Tagen, in der traurigen Jahreszeit. Der Sturm beraubt mich meiner Blätter, ich werde frieren, wenn der Winter kommt, ich werde schwach und nackt, dem Reif und dem Unwetter ausgesetzt seyn.“ — „Sei getrost, spricht der mitleidige Gott; ich will deinen Schmerz in Freude verwandeln, ich will deine Zweige harmonisch erklingen lassen.“ Und aus den Aesten der Birke verfertigt Wäinemönten eine neue Harfe; er irrt wieder durch die Felder und begegnet einem Mädchen, das seufzt und ein Liebeslied summt. — „Mädchen, spricht der Gott, mache mir ein süßes Geschenk; gib mir sechs deiner Haare.“ Lächelnd beugt sie ihr Haupt

und gibt ihm die schönen langen Haare, um welche er bittet. Wäinemöinen macht Saiten für seine Harfe daraus und stimmt bezaubernde Lieder an. Die Hügel neigen sich in das Thal, um zu lauschen, die Kupferberge zittern, die Felsen wiederholen seine Akkorde, die alten Baumstämme tanzen im Kreise um ihn. Seinen Gesang hört man in sechs Dörfern, in sieben Kirchsprengeln. Der Adler vergift, als er ihn hört, die Jungen in seinem Horste, und die Fichten neigen sich demüthig, während der Gott der Poesie unter ihren Zweigen vorüber wandelt.

Aber jetzt erscheint ein neuer Gott mit seiner reinen Glorie auf der Erde Wäinemöinens. Ein Gesetz des Friedens und der Liebe vertilgt das strenge Gesetz der Riesen; eine Schaar von Engeln und Cherubinen zerstreut durch ihren Hauch die letzten Wolken Pohiolas, die düsteren Nebel des finnischen Olymps. Die Dichter des Kalewala fügen ihrer heidnischen Epopöe einen frommen Hymnus bei: sie besingen mit idyllischer Anmuth, mit naiver Keßerei, mit einer seltsamen Mischung alter Erinnerungen unter den neuen Glauben, die Geburt des Erlösers, die Jungfrau Maria, das liebe Mariechen.

Mariechen ist eine junge und zarte Hirtin, welche unter einem fleckenlosen Himmel die grünen Thäler durchwandelt. Die Felder bewegen sich bei ihrem Anblicke, die Bäume rufen sie unter ihren Schatten, die Blumen blicken sie mit Liebe an, die kleinen Früchte der Aue lächeln ihr entgegen und sprechen: Komm, o komm und sammle uns. Mariechen steht bei einer schmackhaften Beere stille und sagt zu ihr: Steig auf meine Füße. Die Beere macht sich von ihrem Stiele los und setzt sich auf die Füße der Hirtin. Steig auf meinen Gürtel, spricht abermals die heilige Jung-

frau; komm an meine Lippen. Die Beere geht hinauf bis in den reinen Mund Mariechens, welche durch den Saft der kleinen Pflanze Mutter wird. Als sie sich dem Gebären nahe fühlt, bittet sie die Frau des Herodes, ihr ein Bad zu bereiten; aber das schändliche Weib weist sie auf rohe Art ab. Mariechen bittet nun ihr gutes Pferd, ihr mit seinem Hauche ein Dampfbad zu bereiten. Das Pferd gehorcht, und die süße Jungfrau, durch den Athem des treuen Thieres erwärmt, bringt ein herrliches Kind zur Welt. Ihr erster Gedanke ist, es dem Priester zu bringen, ihre erste Sorge, es taufen zu lassen. Jetzt tritt Wäinemöinen auf, Wäinemöinen, der in die Zukunft blickt, und ruft: „Man führe dieses Kind in den Sumpf, man zerschmettere ihm den Kopf, man zerschlage ihm die Glieder mit einem Hammer.“ Das kleine, zwei Wochen alte Kind sagt: „Schweige, alter Zauberer von Karelien; dieses Mal hast du das Gesetz unrichtig ausgelegt; du hast ein thörichtes Urtheil gesprochen.“

Der Priester tauft das Kind, welches nun König des Waldes und Herr der reichen und fruchtbaren Inseln wird. Der alte Wäinemöinen zieht sich traurig und bestürzt zurück, erbaut ein eisernes Fahrzeug, schifft in die Ferne und verbirgt sich in den unteren Regionen des Himmels, läßt aber beim Weggange Finnland seine wundervolle Harfe, seine Harfe, welche die Liebe besingt und das Herz erfreut.

So schließt die alte finnische Epopöe mit einem Gedanken der Hoffnung, mit einem christlichen Mythos, der innigen Verbindung der Natur mit der Gottheit Christi. Die Natur ist die erste Basis, das Hauptelement dieser Sagenpoesie. Die Schönheit, die Kraft, die Größe der Natur schildert der finnische Volksrhapsode in seinen Per-

sonificationen den Kampf und die Wirkung der Elemente stellt er durch symbolische Bilder dar. Dieser Rhapsode hat, wie man sieht, nicht in den Schulen studirt; kein hochweiser Professor hat ihn mit einer Doktorsmiene gelehrt, woher der Donner und die Sonnenfinsterniß kommt; kein geschickter Grammatiker hat ihm die wortreichen Phrasen, die wunderbaren Geheimnisse der bildlichen Sprache, noch die Wissenschaft der Abstraction enthüllt. Ein naives Kind der Natur, mit ihr lebend und für sie fühlend, hat er die Wirkung, welche sie auf seinen Geist hervorbringt, nicht durch rhetorische Figuren wiederzugeben gelernt. Er blickt nur um sich und bewundert. Er geht Abends die Thäler entlang, die Berge hinauf und hört das Seufzen des Windes in den Wäldern, das klagende Murmeln der Wogen, welche sich an dem Ufer brechen, und das Donnern des Wasserfalles; er betrachtet in seiner Melancholie die azurnen Schleier des fernen Horizontes, die dichten Nebel des Winters, die Purpurstrahlen des Sommers und erzählt mit Begeisterung Alles, was er in den Träumen seiner Einsamkeit gesehen und gehört hat; und wenn ein Gefühl der Liebe, ein Gedanke der Freude oder des Schmerzens, ein Reid oder eine Hoffnung in seinem Herzen erwachen, so bedient er sich der Farben, der Bilder seiner geliebten Natur, um diese Regungen zu schildern. Alle belebten und leblosen Wesen, welche ihn nun umgeben, den Boden, auf dem er zur Welt kam, die Bäume, mit denen er aufwuchs, den Bach, in welchem er seine Füße badet, die Wolken, die über seinem Haupte dahinziehen und die Gestirne, welche ihm leuchten, läßt er an seinen Freudengesängen oder an seinen Thränen Theil nehmen. Nicht eine panthäistische Idee leitet ihn; nein es ist ein noch

naiveres, innigeres Gefühl: es ist die enge Verbindung und so zu sagen die Vermischung seines Wesens mit den Elementen. Nicht die Gottheiten der Gewässer oder Wälder sucht und verehrt er: sondern die Natur selbst in ihrer Anmuth und Macht, in ihren süßen Harmonien und ihrer männlichen Schönheit.

Ein anderer nicht minder charakteristischer Zug des Kalewala ist die beständige Schilderung der Macht der Zauberei und ihrer furchtbaren Wirkungen. Der Sampo, nach dessen Besitz Wäinämöinen und Ilmarinen so begierig verlangen, während er zu Pohiola sich befindet, ist ein magischer Talisman, der über die Wohnung, die ihn hat, Segen und Glück verbreitet. Durch Zauberei ruft die Mutter Luminkainens ihren Sohn wieder ins Leben, durch Zauberei vollbringen die beiden Haupthelden des Gedichtes ihre gefährlichsten Abenteuer, regiert die Hexe Luhi über die Elemente, raubt die Sonne und den Mond und erschreckt sogar die Götter. Der ganze lange Streit, dessen Wechsel unsere Epopöe erzählt, findet eigentlich nicht zwischen den Riesensöhnen und den düsteren Bewohnern von Pohiola statt, sondern zwischen zwei geheimnißvollen geistigen Kräften, deren abstracte Idee sich durch Personificationen offenbart. Die eine sucht das Licht, die andere stürzt sich in die Finsterniß; beide greifen einander an, bekämpfen sich durch magische Mittel und die Zauberei ist es, welche den Sieg erleichtert.

In allen Sagen nordischer Völker findet man diesen abergläubischen Charakter, dieses Aufgehen der Realität in der Phantasie, der positiven Thätigkeit in dem wunderbaren Symbole. Die düstere und großartige Natur, in der sie leben, erweckt in ihnen diese natürliche Furcht, aus welcher



der Aberglaube entspringt. Die Nebel, die dichten rings um sie aufgehäuften Wolken zeigen ihnen tausend verzerrte Formen, tausend irrende Gestalten, denen ihre Einbildungskraft Leben und Geist leiht. Die launischen Elemente, deren Opfer sie jeden Augenblick sind, die sonderbaren Naturerscheinungen, welche ohne Aufhören unter ihren Augen vorgehen, mußten nothwendiger Weise vor den Entdeckungen der Wissenschaft ihrem Geiste einen unerklärlichen Schauer und übernatürlichen Glauben einpflanzen.

Die alten Isländer schrieben das Erdbeben den Leiden Lokis zu, wie die Griechen den Leiden der Giganten. Ihr Donner rührte von Thoes' ehernem Wagen her, wenn er über die Wolken dahinrollt und ihre Sagen erzähler sprechen beständig von Trollen, welche die Zukunft vorher sagen und von magischen Waffenrüstungen, welche durch die Zwerge gefertigt wurden. Odin selbst rühmt nach der Edda in dem Havemal die Macht der Beschwörungen, die furchtbare Wirkung der Runen. Bei ihnen jedoch trug die physische Kraft über die intellektuelle Gewalt den Sieg davon. In den Augen dieser abenteuerlichen Seeräuber war der Muth die schönste Tugend, die dem Feinde nach einer langen Schlacht abgenommene Beute die edelste Trophäe. Der Berserker erwarb sich einen Namen durch seine blutigen Zweikämpfe; der stolze Wikinger trockte auf sein Schwert gestützt, kühn der Macht der Fürsten und ein Ajax fürchtete nicht einmal die Götter.

Die Finnen, mit einem weniger kriegerischen Sinne begabt, auf allen Seiten von kriegerischen Stämmen beherrscht und ein zurückgezogenes, auf ihr Land beschränktes Leben führend, suchten in den Träumen ihres Geistes, in den geheimnißvollen Zusammensetzungen kabbalistischer Worte

eine Hülfe für die Zeit der Gefahr, eine Angriffs- und Vertheidigungswaffe, ein Element des Einflusses und des Glückes. Der Unwissende, sagt eines ihrer alten Sprichwörter, gibt sich viele Mühe und gelangt zu nichts, der Geschickte erreicht bald sein Ziel, und keinen Menschen hielten sie für geschickter als den, welcher entweder durch den Unterricht seines Vaters oder durch eigene Studien die Wissenschaft der Magie sich erwerben konnte. Während die Scandinavier auf alle fremden Küsten die blutigen Zeichen ihrer Tapferkeit trugen, machten die Finnen sich weithin durch ihre Zauberei berühmt. Der schwedische Geschichtschreiber Olaus Magnus bezeichnet sie mit sehr bestimmten Worten <sup>1)</sup>; Saxo Grammaticus und Snori Sturleson citiren mehrere dahin bezügliche Beispiele in ihren Schriften und Tacitus charakterisirt die Wirkungen dieser Zauberei sehr kräftig, wenn er von den Finnen sagt: *Securi adversus homines, securi adversus deos*. Die finnischen Zaukerer boten Erde und Himmel Troß; sie konnten eine Wolke über die Sonne ziehen, die Wogen des Meeres aufwühlen, den Sturm brüllen lassen, oder den Wind in einen ledernen Sack einschließen und ihn den Schiffern als Reisevorrath verkaufen. Wer sich dem ehrsamem Gewerbe der Zauberei widmete, stand in hoher Achtung und besaß eine ungeheure Gewalt; man suchte und man fürchtete ihn; er hatte wie alle Gelehrten der Schule, seine Zöglinge und Nachfolger, und wie alle Mächtigen der Erde, seine Schmeichler und Günstlinge. Wehe dem, welcher seine Erfahrung in Zweifel zu ziehen schien, welcher seinen Zorn

---

1) „*Aquilonis regio, Finnlandia et Lapponia ita erat docta maleficiis olim in paganismo.*“

herauszufordern wagte! Er konnte die Pest und Hungersnoth gegen ihn loslassen, grimmige Eber und hungrige Bären in seine Wohnung jagen, seine Barke auf den Wogen umwerfen, seine Aernten vernichten und seine Heerden zu Grunde richten. Ja er konnte sogar das Reich der Todten gegen ihn aufrufen, denn Erde und Luft, sichtbare und unsichtbare Regionen, Wasser und Feuer gehorchten seinen Beschwörungen. Aber wenn man recht mit ihnen umzugehen, sich ihre Gunst zu erwerben, besonders ihnen ein Stück Geld zu geben wußte, so waren die Herren der Elemente die besten Leute von der Welt. Sie leerten einen Krug Bier wie gewöhnliche Sterbliche und nahmen gerne ein greifbares Zeugniß der Achtung und Erkenntlichkeit an. Man durfte dann von ihnen alle möglichen erfreulichen Dienste erwarten. Sie heilten Krankheiten, fanden das in dem Walde verirrte Vieh, gestohlene Sachen und manchmal sogar den Dieb auf. Man zog sie bei verschiedenen Gelegenheiten zu Rathe und wenn sie sich vor der Thüre eines Hauses zeigten, so kam man ihnen mit Ehrerbietung entgegen.

Das Christenthum vertilgte diese groben Irrthümer eines unwissenden und leichtgläubigen Volkes keineswegs. Die von den Priestern verbannten Zauberer übten ihre Hexenkünste noch lange Zeit aus und Finnland bewahrte mehrere Jahrhunderte hindurch seinen alten Ruf in der Zauberei. Während des dreißigjährigen Krieges sagte man in Deutschland, Gustav Adolph hätte unter seinen Truppen eine Kompagnie Lappen, welche durch ihre Beschwörungen den Erfolg seiner Waffen sicherte. Voltaire, der sceptische, spöttische Voltaire erzählt in seiner „Geschichte Karls XII.“, die Russen schrieben den Verlust der Schlacht bei Narva

allgemein der Wirkung der Zauberei, der Macht des Teufels zu. In dem letzten finnischen Kriege von 1808 fanden solche Herenmärchen noch gläubige Ohren. Als die Russen zu Ende des Winters einige Kanonen auf die Küste von Helsingfors zu führen suchten, um die Festung Sanaborg zu belagern, sahen sie sich plötzlich durch eine solche Menge weicher und kothiger Erde aufgehalten, daß sie ihre Munition nicht weiter schaffen konnten. Die Soldaten schrieben diesen Umstand einem alten finnischen Bettler zu, dem sie morgens hart begegnet waren und der sich nun auf diese Art an ihnen rächte. Vielleicht wendet noch jetzt in einer rauchigen Pärte von Savolaxodo Carelien ein finnischer Zauberer seine Beschwörungen an, um den Erfolg einer Unternehmung zu sichern oder eine bessere Ernte, als seine Nachbarn, zu erhalten.

Der Kanteletar, von Lourot fast zu gleicher Zeit mit dem Kalewala herausgegeben, ist eine Sammlung lyrischer, größtentheils von Leuten aus dem Volke verfaßter und von dem Volke gesungener Poesien. Der Gott der Lieder hat wirklich seine melodische Harfe, seine Kantele, dem Finnen hinterlassen und sie spielen mit Liebe darauf. Wenn längs der Küsten, in der Nähe der Städte das Gefühl für die alte Nationalpoesie durch die Berührung mit Ausländern und mannigfaltige Handelsverbindungen allmählig erlischt, besteht es dagegen in dem Innern des Landes, in den Provinzen Carelien und Sanoler zum Beispiel, noch in seiner ganzen Stärke und ursprünglichen Naivität und es gibt dort vielleicht, nach Lourots Behauptung keine Pfarrgemeinde, welche nicht mehrere Dichter zählt.

Die Dichter sind einfache Bauern, noch weit ärmer als der arme Burns. Bald improvisiren sie ihre Lieder und singen sie plötzlich bei einem Feste, einer Ceremonie; bald erfassen sie dieselben langsam und mit Sorgfalt; sie moduliren sie in ihrem Geiste, Morgens, wenn sie an die Arbeit gehen und Abends, wenn sie um den Herd herum sitzen. Oft vereinigen sich mehrere zu einem gemeinschaftlichen Stücke. <sup>1)</sup> Können sie schreiben, was nicht immer der Fall ist, so verfertigen sie eine Abschrift von ihren Versen und bewahren sie sorgfältig; wo nicht, so behalten sie dieselben in ihrem Gedächtnisse. Finden sich in einer Pfarrgemeinde zwei einander befreundete Dichter, so vereinigen sie sich oft zu poetischen Uebungen, sitzen einander gegenüber, ergreifen sich bei der Hand und sich gegenseitig vor- und rückwärts wiegend, improvisiren und singen sie ihre Lieder. Einer von ihnen stimmt die erste Strophe an, der andere markirt jede Cadenz und wenn die Strophe zu Ende ist, wiederholt er sie ganz. Während dieser Zeit verfertigt der Improvisator die zweite; dann überläßt er die folgenden Verse des Liedes seinem Freunde und übernimmt selbst die Rolle des Wiederholens. Sind mehrere von fast gleicher Geschicklichkeit beisammen, so lassen sie sich, wie die Hirten

---

1) Lönrot citirt eines, welches so schließt: Man hat die ganze Woche an diesen Versen gearbeitet; der Grund wurde Sonntags gelegt; Montags kehrte man dazu zurück; Dienstags und Mittwochs wurde etwas hinzugefügt; Donnerstags war man auch nicht müßig; Freitag nahen die Verse ihrem Schlusse; Samstag waren sie fertig. Nicht ein einziger hat sie gemacht, sondern mehrere in der Kunst des Gesanges erfahrene und geschickte Dichter.

Virgils oder die Minnesänger der Wartburg, in poetische Wettkämpfe ein. Sie versammeln sich an gewissen Tagen unter dem rauchigen Getäfel des Bärte, ihre Freunde sitzen wie Zeugen bei einem Duell herum und der Kampf beginnt. Jeder Concurrent muß der Reihe nach ohne Unterbrechung das Wort nehmen. Die Leichtigkeit, womit er seinem Gegner antwortet, wird hauptsächlich bewundert und die Zuhörer zollen nicht dem, welcher am besten, sondern dem, welcher am längsten singt, ihren Beifall. Ein finnisches Sprichwort sagt: Die Nacht verlängert den Tag und der Gesang verlängert den Bierkrug. Manchmal dauert ein solcher Dichterkampf den ganzen Abend und sogar die Nacht hindurch. Sie feiern ihre Freude und ihr Leid, ihre Träume von Liebe und von Kummer; sie erzählen ihre Arbeiten und ihre Jagden und wenn ein Ereigniß in dem Lande vorgefallen ist, so machen sie es sogleich zum Gegenstande eines langen Berichtes. Sie bilden unter ihren Mitbürgern gewissermaßen eine sehr furchtbare und sehr gefürchtete volksthümliche und moralische Behörde. Wenn ein Mädchen einen schweren Fehltritt begeht, wenn ein Bauer wegen Diebstahl, Händel oder Mord dem Gerichte übergeben wird, so bringt der Dichter des Ortes sogleich die Geschichte in Reimen und sein kurzer Bericht verbreitet sich in dem ganzen Distrikte von Haus zu Haus, von Mund zu Mund. Jede ehrsame Frau kennt die näheren Umstände davon, jedes Kind kann durch Absingen solcher Verse den Schuldigen erröthen machen. Dieß ist die Landeszeitung, die Lästchronik, der Pranger des Verbrechers.

Manchmal belebt ein Gefühl persönlicher Feindschaft, ein Verlangen nach Rache das Feuer dieser ländlichen

Poeten; denn sie gehören auch zu der reizbaren Gattung, von welcher der weise Horaz spricht, und wehe dem, der sich ihrem Zorn aussetzt! Sie packen ihn mit ihrer derben und beißenden Satyre, sie martern und geißeln ihn; das auf eine groteske Weise herausstaffirte, mit einer häßlichen Maske bedeckte, an den Händen gebundene Opfer überliefern sie nun dem Gelächter der ganzen Gemeinde. Der arme Gequälte vertheidigt sich umsonst; die Spötter sind gegen ihn; die Pfeile der Dichterrache, die scharfen Bolzen des Epigramms verfolgen ihn überall. Er findet seine Verdammung an allen Orten, er liest sein Urtheil in allen Blicken.

Neulich wurde der Mefner einer Pfarrei auf diese Art geschmäht und gegeißelt. Da er seinen Schmerzen auf keinem andern Wege ein Ende zu machen wußte, so hielt er es fürs Beste, den Verfasser des Pasquills, welches er von allen Seiten in seine Ohren summen hörte, vor den Bezirksrichter zu ziehen. Die Verse waren Abends oft in Familienkreisen gesungen worden, aber niemand hatte sie geschrieben und kein Zeuge wollte sich vor Gericht an dieselben erinnern. Der Richter wurde gebeten, an das Gedächtniß des Angeklagten zu appelliren. Dieser aber improvisirte sogleich ein neues Lied, in welchem er den Mefner und sein Leben mit völlig untadelhaften Worten schilderte. Da man ihn nun deswegen nicht bestrafen konnte, so mußte der Mefner die Prozeßkosten bezahlen und seine nutzlose Klage wurde ein neuer Gegenstand des Spottes.

Diese Anekdote erinnert mich an eine andere, welche ein Beweis von derselben Geistesgegenwart ist. Ein Bauer wurde wegen Hexereien vor Gericht gefordert. — Nun,

guter Mann, sagte der Richter, welcher die Sache ernsthaft nehmen wollte, man sagt, daß du alle möglichen Hexenkünste ausübest und einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen habest. — Ach würdiger Herr, man darf nicht immer auf das Gerede der Leute gehen. Was sagt man nicht von Jedermann, von den angesehensten Leuten, von euch selbst? — Nun, was sagt man von mir? — Ich weiß nicht, ob . . . — Sprich doch — Man sagt, Herr Richter, daß wenn ich ein Hexenmeister bin, Ihr es nicht seid.

Bei gewissen Anlässen, bei althergebrachten Feierlichkeiten haben die Gefänge der Bauern eine dramatische Form, mit Dialogen und verschiedenen Pantomimen und lassen gewissermassen eine scenische Darstellung zu. Es gibt z. B. einige Gefänge, in denen man noch jetzt, wie zu alten Zeiten das Bären- und Jägerfest feiert. Dieß ist eine große Ceremonie, bei welcher sich alle Familien des Dorfes in Einem Hause versammeln, und deren halb lyrisches, halb burleskes Programm Alt und Jung, Herrn und Diener erfreut. Es ist eine Komödie, an der alle Anwesenden Theil nehmen, diese, indem sie einen Gesang anstimmen, jene, indem sie den Refrain wiederholen, andere schneiden allerlei Grimassen; eine Komödie, welche ihren regelmäßigen Gang, ihre Verwicklungen und ihre fröhliche Auflösung hat.

Wenn ein Bär in der Falle gefangen wurde, so verbreitet sich die Nachricht davon alsbald in der Gemeinde und das Fest beginnt. Zwei Männer holen das plumpe Thier in dem Walde und singen auf dem Wege:

„Jetzt muß man die Bären ergreifen, sich ihrer goldenen Haare in dem friedlichen Forste, in dem Reiche des wachsamten Turpio bemächtigen.“



„Ich war einst ebenfalls stark, stark und jung wie viele andere. Als man sich zur Jagd versammelte, schritt ich zur Höhle der Bären, folgte ich der alten Stumpfnase. Jetzt bin ich ein Greis, aber die Jagd gefällt mir noch und zieht mich in das Reich Turpio's, in die Höhle des Honigsäufers.“

„Ich verlasse meine Wohnung und gehe unter die Bäume. Milleffi, Königin der Wälder, lege eine Binde um die Augen des Bären, eine Matte auf seinen Kopf, bringe ihm Honig auf die Zähne und Butter in die Kehle, damit er die Jäger nicht riecht und sie nicht kommen sieht.“

Hierauf wenden sie sich an den Bären, der aber noch lebte und bitten ihn, ruhig zu seyn.

„O du Kind des Waldes, Kind mit der breiten Stirne und den schönen runden Gliedern, wenn du die stolzen Jäger kommen hörst, so verbirg deine Klauen unter den Tagen, deine Zähne in dem Kinnbacken! Nimm dich in Acht, daß sie sich nicht rühren und uns kein Uebel zufügen, mein guter Bär, mein guter Honigfresser, sei höflich wie ein Auerhahn, sanft wie eine Gans.“

Sie bitten ihn wegen seines Todes um Verzeihung und richten alle möglichen zärtlichen Worte an ihn:

„Mein schöner Freund, mein lieber Bär, weder ich, noch mein Bruder haben dich zur Erde geworfen; du selbst hast in deinem Laufe gewankt, du hast den Fuß ungeschickt hingestellt, du hast dein schönes Kleid zerrissen.“

Dann nehmen sie den Bären bei den Tagen, um ihn fortzutragen und bitten ihn, sich so leicht als möglich zu machen.

„Mein lieber Bär mit breiter Stirne, mein munterer Honigfresser, du mußt jetzt noch eine kleine Strecke Weges

machen. Erhebe dich leicht auf deine Tazen, schicke dich zum Gehen an, König des Waldes. Wir führen dich in eine zahlreiche Gesellschaft, in ein Haus, welches Pfeiler von Gold und silbernes Täfelwerk hat. Wir stellen dich als einen würdigen Gast vor, als einen edlen Fremden, und du wirst recht gerne da seyn, du wirst Milch zu trinken und Honig zu essen bekommen. Komm also, laß dich führen, sei leicht wie das Blatt, welches auf dem Wasser dahintreibt, wie ein kleiner Baumzweig, wie das Eichhörnchen des Waldes."

Wenn sie in die Nähe des Hauses kommen, so bläst einer der Jäger das Horn. Die ganze Versammlung hört es und fragt, was dieser fröhliche Ton bedeute. Einer von den Anwesenden geht den Jägern entgegen und fragt sie; der Jäger antwortet stolz: Wir bringen den König des Waldes. Alsdann wird ein Danklied angestimmt.

"Dank sei dir, o Gott, unser Schöpfer, der du uns das Thier mit den vollen Gliedern übergeben, der du in unsere Wohnung den Schatz des Waldes geführt hast! Heil dir Honigtage, die du über unsere Schwelle schreitest!

"Mein ganzes Leben hatte ich gewünscht, mein ganzes Leben hatte ich die Stunde erwartet, wo ich dich kommen sähe; ich sehnte mich nach dir, wie man sich nach einer guten Aernte zu Ende des Sommers sehnt, wie der Schlittschuh sich nach dem Schnee des Winters, wie das Mädchen mit Rosenwangen sich nach einem Manne sehnt.

"Ich blickte Morgens und Abends durch das Fenster und sprach zu mir: Hört man nicht den Lärm der Jagd, das Horn der Jungfrauen des Waldes? Bringt man nicht den großen Vogel?"

Die Jäger fragen hierauf, ob Alles zum Empfange dieses ehrwürdigen Gastes bereit sei. Man zeigt ihnen das Gemach, welches für ihn bestimmt ist; sie legen den Bären auf eine Bank und rühmen seine Stärke und seine Schönheit. Indes knistert das Feuer in dem Kamine; der Bär wird zerhauen und stückweise in den Kessel geworfen. Man steckt seinen Kopf auf einen Pfahl, man bewahrt seine Zähne als ein Siegeszeichen; des Abends versammeln sich die Dichter zum Gesange und gehen erst spät aus einander, nachdem sie zuvor als einen Beweis ihrer Dankbarkeit an den Herrn und die Herrin des Hauses ein neues Lied gerichtet haben.

Es gibt noch mehrere dergleichen Ceremonien für die Hochzeiten und Geburtstage. Dieß ist die Oper und das Vaudeville jener ehrlichen Leute, welche in ihrem Leben noch keinen Schauspieler oder ein Theater gesehen haben.

Oft improvisiren auch die Frauenzimmer Verse, um eine Heirath oder eine Geburt zu feiern, um den Tod eines ihnen theuren Wesens zu beweinen oder die Gedanken ihrer Liebe auszudrücken. Es wurden schon mehrere von einfachen Bäuerinnen in den Augenblicken der Rührung verfaßte Stücke herausgegeben. Hier folgt eines, welches man öfters in Finnland notirte, das von mehreren Reisenden übersetzt ward und das ich doch wieder anführen will:

„Ach käme doch der, nach dem ich sehnlich verlange!  
Erscheine doch der, den ich so gut kenne! Wie würde mein  
Ruß auf seinen Mund fliegen, selbst wenn er mit dem  
Blute eines Wolfes gefärbt wäre; wie würde ich seine  
Hand drücken, selbst wenn eine Schlange sich darum ge-  
wunden hätte! Warum hat der Hauch des Windes nicht  
einen Geist, warum hat er nicht eine Sprache, um meine

Gedanken zu meinem Geliebten zu tragen, um mir die feinigsten zu bringen, um freundliche Worte zu wechseln zwischen zwei Herzen, die sich lieben! Ich würde lieber auf den Tisch des Pfarrers verzichten, ich würde lieber den Schmuck seiner Töchter zurückweisen, als denjenigen verlassen, den ich liebe, den, welchen ich während des Winters zu fetten und während des Sommers zu zähmen suchte."

Ein Bauer hat selber neulich eine Sammlung Lieder herausgegeben, welche er in seinem einsamen Hause, bald bei der Feldarbeit, bald an einem schönen Ruhetage unter seinen Freunden verfaßte. Er hat einige Melodien ausgezeichnet, welche diese Lieder begleiten sollen. Es ist ein kleines durch die naive Einfachheit, womit es geschrieben ist und durch das Gefühl der Wahrheit, welches von Anfang bis zu Ende darin herrscht, ausgezeichnetes Buch. Von den verschiedenen Liedern folgt hier eines, dessen Gedanke gewiß nicht neu ist, dessen sich aber ein ausgezeichnete Dichter nicht schämen würde, wenn ihm die harmonische Anmuth und der Reiz des Originals bekannt wäre.

"Das Gefühl der Freude erwacht in meinem Herzen, die Lerche kehrt zurück und singt in unsern Thälern.

"Seht, wie sie sich in die Luft erhebt, ihre süßen Akkorde schmettert und mit Liebe den Gott des Himmels lobt.

"Als ich noch ganz jung deine Stimme zum erstenmale hörte, reizender Vogel, da glaubte ich die Stimme eines Engels zu vernehmen.

"Laß nicht ab zu zwitschern und zu singen; meine Ohren hören dich, meine Blicke folgen dir.

"Singe, mein kleiner Vogel, verfolge deinen Flug

nach den Wolken, trage zu unserem Schöpfer die Stimme meines Dankes.

„Sei willkommen jedesmal, so oft du in unseren Thälern erscheinst, dein Gesang beruhigt das Herz und erhebt den Geist. 1)“

Der Kanteletar ist das Krystallgefäß, wo die schönsten Blumen dieser Volkspoesie sich erschließen; er ist der goldene Reiz, welcher in Einem Bunde die Lieder des Greises und der Mädchen vereinigt; er ist der Romancero dieses Landvolkes, welches keine heroischen Annalen, noch einen Rittercyclus hat, welches nur zu lieben und zu arbeiten, zu leiden und zu singen weiß. Konrot hat fünf Jahre seines Lebens darauf verwendet, da und dort, wie zerstreute Aehren, die verschiedenen in dieser Sammlung vereinigten Dichtungen aufzusuchen. Einige rühren aus einer sehr fernen Zeit her und haben schon mehrere Generationen erfreut; andere wurden erst kürzlich in demselben Vermaße und demselben Geiste verfaßt, wie die alten; jedes Jahr und jeden Tag macht man neue, und jedes Jahr könnte der unermüdliche Sammler dieser Poesien einige schöne Seiten seinem Kanteletar hinzufügen.

— O Vorsehung! ruft Uhland in einem seiner Lieder, ich danke dir, denn du gabst mir ein Lied für jede Freude, ein Lied für jeden Schmerz. — Der finnische Bauer könnte dieselben Worte des Dankes an Gott richten; das poetische Gefühl ist so zu sagen ihm angeboren, und die Melodie des Rhythmus ist ihm fast eben so geläufig, als die gewöhnliche Sprache.

---

1) Huwi Lauuluja Haemehesta; Helsingfors, 1842. — Gottlund hat ebenfalls eine Auswahl Poesien von einem Duzend Bauern, mit der Lebensbeschreibung eines Jeden veröffentlicht.

Jede Rührung begeistert ihn, jedes Ereigniß leih't seinem Enthusiasmus Schwingen. Ist er glücklich, so muß er sein Glück in harmonischen Versen ausdrücken; leidet und weinet er, so drängt es ihn, wie Wäinemoinen, die Thränen auf seine Kantele träufeln zu lassen, seine Leiden dem Laube der Bäume, welche der Wind wiegt, dem seufzenden See und dem vorüberziehenden Vogel zu erzählen. Dieses arme Volk bewohnt einen undankbaren Boden; die Natur verdammt es zu harter Arbeit, zu langen Entbehrungen und oft leider sogar zum Elende. Die Harfe ist für dasselbe, was die heilige Harfe Davids für die kranke Seele Sauls war: sie stillt seine Furcht, sie lindert seine Schmerzen, sie läßt es den Sturm des Abends und die Armuth des andern Tages vergessen. Die Sage hat ihm den magischen Zauber desselben enthüllt, es ergreift diese Harfe mit Liebe und verläßt sie nur mit Schmerz.

In dem Kanteletar kommen Lieder für alle Gefühle des Herzens und alle Verhältnisse des Lebens vor, für die Verlobung und die Hochzeit, die Stunden der Ruhe und der Arbeit, Lieder für die Jagd und den Fischfang, für Reisen im Winter und im Sommer, Lieder auf die grünen Felder, die kühlen Wälder und die schönen Gewässer.

Die meisten dieser Lieder tragen den Stempel einer tiefen Trauer. Sie sind Eingebungen eines ernsten Gedankens und sind unter einem düsteren Himmel entstanden, am Gestade eines unbeständigen Meeres. Sie haben weder noch können sie den lachenden Glanz und den reichen Duft der Rosen des Südens haben; sie sind bleich, wie die bleichen Blumen, welche bei der Rückkehr des Frühlings ihre Kronen auf den Schneeflächen halb öffnen. Wenn sie, sonst klagend und furchtsam, manchmal einen gewaltigen

Ton anstimmen, so ist es eben der Schmerz, der ihnen denselben verleiht; es ist der grelle Schrei des Leidens, der ihnen eine energische Sprache gibt.

Das erste Lied des Kanteletar ist gleichsam der Prolog aller dieser melancholischen Hymnen. „Die Harfe,“ sagt der Dichter dieses Liedes, „wurde begonnen mit Sorge und vollendet mit Kummer. Ihre Griffe wurden gebildet in den Tagen des Schmerzes, ihre Flanken in den Tagen des Sturmes, ihre Saiten verfertigt mit Angst und ihre Schrauben in Trauer angelegt. Darum läßt meine Harfe keine freudigen Töne erklingen, darum verbreitet sie keine Fröhlichkeit um sich und bewegt die Zuhörer nicht zum Lächeln, denn sie wurde begonnen mit Sorge, und vollendet mit Kummer.“

Die mit einer solchen Bitterkeit begonnene Dichtung zieht sich durch tausend eben so klagende Töne fort. Bald ist es eine arme Waise, welche an alle denkt, die sie verloren hat und ausruft: „Warum sind meine Augen so matt? Warum ist meine Seele so düster? Meine Augen sind matt, meine Seele ist düster, weil ich so viel geweint habe über die, welche gestorben, weil ich Leid getragen habe um die, welche hinweggegangen sind.“

„Zuerst starb mein alter Vater: ich beweinte ihn ein Jahr lang; dann starb meine Mutter: ich beweinte sie zwei Jahre lang; dann starb mein junger Bräutigam, ich werde ihn alle Tage meines Lebens beweinen. Die Mauern der Kirche sind nicht mehr glänzend, der Friedhof ist nicht mehr schön, seit sie meinen süßen Schatz, meinen Vielgeliebten fortgetragen haben.“

„Nies verbirgt jetzt seine Hände, Sand bedeckt seine Zunge, Erde bedeckt sein schönes Gesicht. Er wird nicht

mehr herausgehen, er wird nicht mehr erwachen, mein junger Bräutigam. Er hat Steine auf dem Kopfe, Steine auf seinem Leibe, Steine auf jeder Seite."

Bald wieder ist eine Frau, die fern von ihrem Vaterlande sich unaufhörlich darnach sehnt:

"Bormals versprach ich zu singen, wenn ich kommen würde in dieses Land, zu singen mit Freude, wie der Vogel des Frühlings, wenn ich seyn würde auf der Halde, auf dem Sandufer oder in dem Schooße des Waldes."

"Wenn ich wiederkahre von der Quelle, höre ich die Stimme zweier Vögel. Wenn ich selbst ein Vogel wäre, wenn ich singen könnte, ich armes Weib, so würde ich singen auf jedem Aste, ich würde erfreuen jedes Gebüsch."

"Ich würde singen, wenn ein armes unglückliches Wesen vorüberginge, ich würde aber schweigen bei dem Anblicke der Reichen und Glücklichen."

"Wie kennt man den Schmerz? Ach der Schmerz ist leicht zu kennen. Der Leidende beklagt sich schüchtern, der Fröhliche aber frohlockt."

"Was hat man von mir gedacht, und was hat man gesagt, als man mich einen Mann außer meinem Lande nehmen, meiner Wohnung den Rücken kehren sah? Ohne Zweifel hat man gefragt, ob ich zu glücklich in meiner Wohnung lebte, ob meine Ruhe zu lang und mein Schlaf zu süß wäre."

"Jetzt bin ich in einem andern Lande, an unbekannten Dertern."

"Besser wäre ein wenig Wasser in meinem Vaterlande, als wenn ich auf einem fremden Boden das beste Bier in einem silbernen Krüge tränke."

"Hätte ich, wie so viele andere, ein Pferd und einen



Schlitten, hätte ich ein Geschirr und Zügel, so würde ich mit leichter Hand die Zügel ergreifen, in aller Eile davongehen und nirgends stille halten, bis ich die Felder von Savolar und den Rauch meines väterlichen Daches sähe."

Manchmal wechselt ein solcher Trauer- und Klagegesang mit einer leichten ländlichen Erzählung ab:

"Andreas, der junge Andreas, der Sohn eines reichen Bauern des Dorfes, legt ein Netz in dem Walde, eine Falle für den Fuchs auf dem Felde, eine Falle für die Mädchen in dem Dorfe. Ein Auerhahn fällt in das Netz in dem Walde, ein Fuchs in die Falle auf dem Felde, ein Mädchen in die Falle in dem Dorfe. Andreas, der junge Andreas tödtet den Auerhahn, verkauft den Fuchs in der benachbarten Stadt und behält das Mädchen bei sich."

Oft ist es eine naive Idylle, wie folgende:

"— Willst du werden meine kleine Geliebte? Willst du glücklich seyn mit mir?

— Welches Glück kannst du mir bieten? Deine Hände sind leer, deine Tasche ist leer.

— Mit diesen leeren Händen trage ich dich in den Schatten der Wälder, in die schweigenden Ebenen, fern von der Welt und den Blicken, um zärtlich über dir zu wachen.

— Wo ist der Ort, da wir hingen? Wo ist der Boden, da du unsere Wohnung bauest?

— Es gibt noch in unserem großen Suomi genug Raum zum Wohnen. Willst du gehen in die unbewohnten Felder? Willst du mir folgen in den Wald, wie der leichte und fröhliche Vogel? Bald werde ich dir eine Wohnung erbaut haben, wo der Wind dich wiegen wird, wo ich dich mit meinem Gesange erfreuen werde. Ich werde dir ein

Haus aus Fruchtbäumen machen, ein Bett aus Vogelbeerbäumen und meine Lieder werden dir süße Träume geben."

Aber Sorgen und Bedürfnisse machen dieser fröhlichen Begeisterung bald ein Ende:

"Es gibt noch Beeren im Walde, Heu im Thale und ich habe noch starke Glieder, noch starke Arme, um das Feld zu bauen und das Getraide zu ärnten."

Es findet sich auch ein Dialog, welcher einen der alten Landesgebräuche schildert. Ein Bauer will seine Tochter verheirathen; ein Bewerber setzt mit ihm die Heirathsbedingungen fest; dann sucht er das Mädchen auf, welches er ehelichen will, und sagt ihr, daß er die Einwilligung ihrer Eltern habe und Alles abgemacht sei. — Was hast du gegeben, um mich zu erhalten? sagt das Mädchen. — Ich habe deinem Vater ein Pferd, deiner Mutter eine Kuh, deinem Bruder ein Paar Ochsen, deiner Schwester ein Schaaf und deiner Stieffchwester eine Spange gegeben. — Das ist zu wenig, ruft das stolze Mädchen; um diesen Preis wirst du kein schönes und braves Weib erhalten. Dann entfernt sie sich.

Bald erhebt sich wieder der Klaggesang, die Thränen, kaum getrocknet, beginnen wieder zu fließen. Ein von seinem Geliebten getrenntes Mädchen kann nicht mehr singen, weil es ihn nicht mehr hört:

"Ich werde nicht singen in meinem Schmerze, ich werde nicht lachen in meiner Noth. Wozu nützt das Singen? Wozu dient das Lachen? Wenn meine Stimme in allen Thälern sich erheben, am Rande aller Seen seufzen, auf allen Bergen wehklagen und in allen Wäldern ertönen würde, so wären meine Seufzer nutzlos, meine Klagen verloren."

"Meine Stimme wird nicht gelangen zu dem Ohre

meines Geliebten, meine Seufzer werden nicht erreichen sein Herz. Die Tanne nur hört mich, der Baum nennt mich sein liebes Kind, der See seinen blauen Vogel, die Birke ihre Geliebte."

"Ich blicke nicht an die Tanne, ich neige meinen Kopf nicht gegen den See, ich biete meine Lippen nicht dem Baume, noch meine Hand der Birke. Aber wenn er käme, der, den ich liebe, o welche Freude! Ich beugte meinen Kopf über den seinigen, ich böte ihm meine Lippen und reichte ihm meine Hand."

"Sein Mund ist zart wie schmelzender Butter, seine Lippen sind süß wie Honig, sein Bart wie Thau und sein Kinn wie Sammet; die Sonne glänzt in seinen Augen, der Mond in seinen Braunen, die Sterne des Himmels strahlen über seinen Schultern!"

"Er ist schön, wenn er geht, aber noch schöner, wenn er zu mir kommt. Ich gäbe eine große Summe, um ihn wieder zu sehen, Stücke Goldes für jede Meile, die er zurücklegen würde, Stücke Silbers für jeden Schritt."

Dann ist es wieder eine Mutter, welche ihr Kind einzuschläfern sucht, und während sie es wiegt, mit Schmerz an seine Zukunft denkt.

"Ich singe gerne für mein Kind, ich suche freudig süße Worte für meinen kleinen Schatz. Soll ich singen ein Wiegenlied oder ein Hirtenlied, das meine Mutter schon kannte, das meine Mutter mich lehrte, als sie vor ihrem Spinnrocken saß? Ich war damals nicht höher als ihr Mädchen, ich reichte nicht an das Knie meines Vaters."

"Aber warum soll ich wiederholen die Lieder meiner Großmutter oder die meiner Mutter? Ich habe selbst mehrere gesammelt; auf jedem Fußpfade habe ich ein Wort

gefunden, auf jeder Haide habe ich an ein Lied gedacht, ich habe meine Verse von jedem Zweige des Waldes geholt, ich habe sie auf jedem Busche gesammelt."

"Das Haselhuhn ist schön auf dem Schnee, der Schaum des Meeres ist weiß an dem Ufer; aber noch schöner ist mein kleiner Junge, weißer ist meine kleine Liebe."

"Der Schlaf steht an der Thüre und fragt: Ist nicht da ein süßes Wickelkind, ein munterer Junge in seinem Bette?"

"Komm, glücklicher Schlaf, neben seine Wiege; umarme das Kind, lege dich zu ihm unter die Decke."

"Schaufelt die kleine Frucht der Felder, wieget das leichte Blatt der Wälder. Es ist ein Kind, das ich wiege, es ist eine Wiege, die ich schaukle."

"Aber ach, wie wenig weiß die, welche es zur Welt gebracht hat, ob das Kind, das sie wiegt, ihre Freude seyn wird in der Zukunft, ihre Stütze im Alter!"

"Nein, niemals, unglückliche Mutter, darfst du Hilfe von dem Kinde erwarten, das du erziehst."

"Bald wird es ferne seyn, es wird fortgehen mit deiner Hoffnung. Vielleicht rafft es der Tod frühzeitig hinweg. Vielleicht wird es Soldat und muß sich aussetzen der Schärfe der Waffen, dem Feuer der Kanonen. Vielleicht wird es ein Sklave der Reichen."

Während ich diese finnischen Dichtungen zu übersetzen suche, fühle ich jeden Augenblick, daß ich ihnen ihren Schmuck, ihren Reiz, ihre Schönheit nehme; es kommt mir vor, als halte ich in meinen Händen einen Schmetterlingsflügel, dessen Gold- und Purpurfarbe ich verwische, eine Blume, deren feine Schattirungen ich verderbe, deren leichte Krone ich entblättere, so daß am Ende nur noch der Stiel übrig bleibt. Die finnische Poesie verliert vielleicht unter allen

Poesien durch Uebersetzung in ein fremdes Idiom am meisten, sei es nun ein nordisches oder ein südliches. Die finnische Sprache ist eine ganz besonders harmonische und klangvolle, reich an Vokalen und Diphthongen, so geschmeidig und so biegsam, daß man aus einer einzigen Wurzel hundert abgeleitete Wörter zu bilden vermag. Durch eine einzige Endung verändert sie den ganzen Sinn eines Wortes; durch die leichteste Betonung bringt sie eine neue Gedankenschattirung zu Stande. Sie hat sogar sechs Diminutivgrade <sup>1)</sup>. Was sich in den germanischen und romanischen Sprachen nur durch ein Adverb oder eine Präposition geben läßt, das drückt die finnische durch Versetzung eines oder zweier Buchstaben aus. Es ist nichts leichter, als in dieser Sprache Wörter zusammen zu setzen, welche ein Bild geben oder einen Gedanken enthalten, den man nur durch eine lange Umschreibung in eine andere Sprache übertragen könnte. Sie zählt nur fünfzig einsilbige Wörter und hat dagegen zwölf- und sogar achtzehnsilbige. Dann ist sie reich an Eigenheiten und Klangnachbildungen, vermittelt welcher der Dichter seinen Liedern den Ausdruck gibt, der am besten mit seinen Gedanken harmonirt, und sogar die Stimmen der Natur, das Geräusch des Donners, das Seufzen der Wogen, das Zwitschern der Vögel nachahmt.

Die finnischen Verse sind meistens achtsilbig mit Alliteration <sup>2)</sup>. Niemals wird man in unserer Sprache den

---

1) *B.* pieni klein; pienninen kleiner; pienikainen sehr klein; pikkuinen weit kleiner; pikkuruinen äußerst klein; pikkurnikkenen fast unmerklich.

2) Man hat zu wiederholten Malen versucht, den Reim einzuführen, aber er gefällt dem Ohre der Finnen nicht so gut, wie die Alliteration.

musikalischen Charakter der Alliteration begreiflich machen können. Diese Verse haben übrigens größtentheils den Parallelismus, d. h. der zweite Vers einer jeden Strophe wiederholt mit andern Worten oder stellt mit andern Schattirungen den Gedanken oder das Bild des ersten dar, und es liegt manchmal in solchen Versen, die gleichsam das doppelte Echo desselben Gefühles sind, die einander verstärken, die auf der gleichen Linie stehen, ohne sich zu vermischen, ein unbestimmbarer und unmöglich auszudrückender Zauber. Man rechne zu diesen Schwierigkeiten noch eine Menge figürlicher Ausdrücke, Hyperbeln, welche dem Geiste der finnischen Sprache angehören, ganz örtliche Redensarten, von der Natur, den Gewohnheiten, den Sagen der Einwohner entlehnte Bilder hinzu, so wird man sich leicht vorstellen können, was von einem aus solchen Elementen bestehenden lyrischen Gedichte, wenn es in eine andere Sprache übersetzt und in ein anderes Land verpflanzt wird, noch übrig bleibt! Diese Lieder erschallen jeden Morgen, wie Lerchengesang an dem Ufer der finnischen Seen; sie erfreuen jedes Haus, sie beleben jedes Fest, und die Schwierigkeit, eine richtige Idee davon zu geben, wohl erwägend, hielten wir es für das Beste, einige charakteristische Stellen jener seltsamen, wilden, in den Erinnerungen der Nation fortlebenden Poesie zu sammeln. Es dünkte uns der Mühe werth, in dem Augenblicke sie zu sammeln, wo sich, gleich duftigen Blumen, diese alten Poesien erschlossen, diese Poesien der Natur, deren Quelle jetzt vertrocknet scheint und die man in unserm alten Europa kaum anders mehr findet, denn als eine todte Wissenschaft in Büchern und Traditionen.

---

# Neuere Literatur.







## An Sainte Benve.

---

Als die Schweden Finnland eroberten und dasselbe zum Christenthume bekehrten, führten sie darin auch ihre Sprache ein. Diese wurde nach und nach von allen Leuten, die sich der Macht der Eroberer unterworfen, von den Predigern der neuen Pfarrgemeinden und von den Schulen, wenn solche existirten, angenommen. Sie wurde die amtliche und wissenschaftliche Sprache des Landes, und es kam eine Zeit, wo Finnland in einem so genauen Verbande mit Schweden stand, daß die Schriftsteller beider Länder in engem geistigem Vereine den Ruhm der Poesie theilten. Die Gesänge, welche am Gestade des Mälär erschallten, wurden mit wahrhaft nationaler Begeisterung an den Ufern des Aura aufgenommen, und die Arbeiten der Universität Åbo gingen denen der Universitäten Lund und Upsala zur Seite. Dieselbe Thatsache entsprang aus den gleichen Gründen in einem andern Theile der scandinavischen Staaten. Die norwegischen Dichter Wessel und Holberg fanden eine Stelle in den Annalen der dänischen Literatur und drei finnische Dichter nehmen einen ehrenvollen Rang in dem Pantheon schwedischer Berühmtheiten ein. Diese sind Choräus, Franzén und Numberg. Das Land, das ihre

Wiege trug, spricht sie, und zwar mit Recht, als seine Kinder an; denn obwohl schwedische Bildung auf ihre Entwicklung einen Einfluß übte, obgleich ihre Gedichte in schwedischer Sprache geschrieben sind, so sind sie doch nichts desto weniger Finnen, dem Herzen und den Erinnerungen, dem besonderen Charakter ihrer Auffassung und ihrer Poesie nach.

Choräus, der am wenigsten ausgezeichnete unter den drei von uns angeführten Dichtern, war der Sohn eines armen Pfarrers und geboren zu Christinestad 1774. Da er seinen Vater im sechszehnten Jahre verlor und nirgends Hilfe und Unterstützung fand, so ging er an einem schönen Morgen nach Schweden, wie man in der Jugend gern reist, mit der Muse, die im Grunde unseres Herzens singt, und dem Engel süßer Träume, der um die herbe Gegenwart vergessen zu machen, einen goldenen Schleier über die Zukunft wirft.

Zu Westeras fand Choräus einen braven Vetter, der Mitleiden mit ihm hatte und sich seiner Erziehung annahm. Er studirte zu Upsala, hielt hierauf Vorlesungen über die Beredsamkeit an der Universität Åbo und wurde nachher Professor der Theologie an derselben Universität, wo er 1806 starb.

Choräus hinterließ einen Band lyrischer Gedichte von einer gerade nicht kühnen und erhabenen, aber zarten und rührenden Natur. Ein naives Kind des Volkes, dabei einfach und religiös, suchte er sich nicht über die bescheidene Sphäre, welche das Schicksal ihm angewiesen hatte, zu erheben; mit bewegter Stimme sprach er die Leiden des armen Volkes, die Trauer der Waise und der verlassenen Mutter, so wie die Tröstungen aus, welche die Religion

in die Seele der Weinenden gießt. Wir wählen aus seinen Gedichten eines, das nach unserer Ansicht die richtigste Idee von seinem frommen, melancholischen Charakter und von seinem Talente geben kann. Es führt die Aufschrift: Ein Gedanke über mein eigenes Grab <sup>1)</sup>).

„Wo ist mein Grab? Wo ist die düstre Wohnung, da ich allein ruhen werde? Schon oft habe ich an diese letzte Stätte gedacht und habe meinen Fuß ruhig darauf gestellt.

Ach nein! Vielleicht werde ich in ein fremdes Land geführt, vielleicht wird mein letztes Lager von unbekannter Hand bereitet.

Vielleicht ist im letzten Augenblicke kein Freund bei mir, um meinen Schmerz zu stillen und mit seinem Gebete dem letzten Schlage meines Herzens zu antworten.

Um durch seine Liebe die Zweifel zu zerstreuen, die mir das Licht einer glücklicheren Welt verhüllen würden, um meine Segenswünsche und mein Lebewohl zu empfangen.

Mein Lebewohl für die, deren Hand meine ersten Schritte auf dem Pfade der Tugend geleitet hat, für die, welche bei der Kunde meines Todes Thränen vergießen, für die ich ihnen nicht mehr danken kann.

Nun so sei es! Was liegt daran, welcher Ort meine sterbliche Hülle aufnehmen wird? Ich weiß, daß mir überall der Stern religiöser Hoffnung leuchtet.

Ich weiß, daß ich überall bei dir bin, o Vater, Gott der Gnade! Daß du überall meinen letzten Tagen eine milde Ruhe verleihen wirst.

---

1) En Tanke pa min egen Graf. Seine Gedichte erschienen zum erstenmale zu Dnrebro 1815; zweite Ausgabe 1826.

Ein Grabmal! Ach, ich habe keines nöthig. Ich überlasse es denen, welche ein solches verdient haben. Ein Monument trägt nichts zum Frieden des Grabes bei.

Ach, wenn ich nur in dem Gedächtnisse eines von denen lebe, deren Freundschaft mir theuer war, eines von denen, die mein Leben und meine Leiden gekannt haben. Dieß wird mein Ruhm seyn.

Möge er manchmal meinem Gesichte eine Thräne zollen, möge er manchmal meinen Namen aussprechen, weiter verlange ich nichts.

Und du, o theures Land, o meine gute Mutter, nimm mich in deinen Schooß auf, schließe meinen Körper in deinen Leib und umhülle meine Asche.

Bewahre sie bis zu dem Tage, wo die Stimme dessen erschallen wird, der die Todten erweckt. Süß ist der Glaube, groß ist sein Trost, und Gott, der ihn uns gibt, ist wahrhaftig.“

Franzen ward den 9. Februar 1772 zu Uleaborg geboren. Er studirte auf der Universität Åbo und wurde dann Professor. Nach einer Reise in Frankreich, gerade während der Schreckensherrschaft widmete er sich in seiner Heimath dem Priesterstande, erhielt den Doctoritel in der Theologie, und gelangte wegen seines edlen Charakters und seiner ausgezeichneten Geistesanlagen zur Bischofswürde. Gegenwärtig hat er den Stuhl zu Hernösand inne, das nördlichste Bisthum Schwedens. Hier hatte ich vor einigen Jahren das Glück, ihn zu sehen, inmitten seiner schönen und edlen Familie, inmitten der Armen, die er tröstet, der jungen Leute, denen er guten Rath ertheilt, der Greise, der Stütze und Führer er noch ist, inmitten eines redlichen Volkes, das ihn verehrt, wie einen Patriarchen, und ihn

liebt, wie einen Vater. Ich schrieb, ehe ich den Dichter in seinem fernen Aufenthalte besuchte, über ihn einige Zeilen<sup>1)</sup> nieder, die ich auch nach einer neuen Prüfung seiner Persönlichkeit und seiner Werke noch für richtig halte.

Franzén ist ein Dichter von zarter, träumischer, idyllischer Natur, der eine ganze Welt von Gedanken in sich trägt und sie wie Blumen auf seinem Wege ausstreut. In Frankreich könnte ich seinen Dichtungen Nichts an die Seite stellen, wenn nicht etwa einige der einfachsten Balladen von Milleroye. In Deutschland könnte man sie mit denen Hölty's und Matthison's vergleichen; in England möchten sie gewissermassen an die Elegie Burns' erinnern; Burns ist jedoch tiefer und mannigfaltiger, und Italien möchte etwa nur die Idylle Metastasi's dagegen halten können.

Zu der Zeit als Franzén als Schriftsteller austrat, regierte noch in Schweden die Literatur des verkünsteltesten Geschmacks. Man machte aus der Poesie eine feste und aufgeputzte Reimerei. Die Schöngeister besaßen eine Art lackirten Schrank, worin lauter schmucke Strophen, effectvolle Phrasen und pomphaste Reime aufgeschachtelt und numerirt waren. Wie durch Zauberei hatten die Dichter sogar die Natur in diesen Schrank spaziren lassen und sie führten ihn mit sich, wie jener ausgezeichnete Fürst, der Göthe in dem *Triumphe der Empfindsamkeit* geschildert hat. Jeden Augenblick konnte man die Natur unter Rasen und Geißblattbüschen sich zeigen sehen. Man legte ihr Rosabänder, Falbeln, Schönpflästerchen auf das Gesicht, ein wenig Puder in die Haare und stellte sie in den Salons als eine junge wohlherzogene Person vor. Franzén war der erste, welcher

---

1) Geschichte der Literatur in Dänemark und Schweden, S. 361.

sich von dieser erkünstelten Atmosphäre losriß, um die Natur da zu suchen, wo sie wirklich war, um ein rührendes Gebet und eine wahre Nührung auszudrücken. Mit seiner weichen, feinfühlenden, aber durchaus nicht kühnen Dichterseele vermochte er weder eine wissenschaftliche Revolution zu unternehmen, noch sich in die fernen Regionen zu erheben, deren Wege die deutsche Romantik hell zu erkennen begann. Er blieb auf der Schwelle jener wunderbaren Welt stehen, wo Göthe und Byron sich begegnen sollten, und sammelte mit fleißiger Hand die Blumen um sich her. Seine lyrischen Gedichte bilden eines jener Bücher, die man gerne bei sich hat und öfters darin liest. Jede Strophe trägt das Gepräge eines aufrichtigen Herzens, welche sich nur zu ergießen sucht. Auf jeder Seite bringt er einen Traum, der bezaubert, ein Gefühl, welches rührt, eine Hoffnung, die tröstet. Er erschüttert nicht, sondern beruhigt. Er gleicht jenen Seen, die uns in dem Thale durch die Durchsichtigkeit ihres Wassers und ihr Gemurmel anziehen. Das Wasser solcher Seen ist nicht tief, aber ein Fleck des Himmels spiegelt sich darin unter einer Reihe von Weiden. Oft ist diese Poesie nur ein Ruf der Seele, ein Gebet, oft nur ein flüchtiger, mit Geschick festgehaltener Traum. Wieder ist sie die Elegie des Mädchens, das sanft seinen blonden Kopf unter die Hand des Todes beugt und wie eine Blume fällt; dann die Elegie der armen Mutter, die ihr Kind mit ihrem von Seufzern unterbrochenen Gesange einschläfert, oder die Elegie des Liebenden. Hier folgt ein Gedicht, das ich oft in Schweden anführen hörte; es ist betitelt: Der einzige Kuß (Den enda kyssen).

Du willst auf immer also gehen,  
 Läßt weinend mich hier an dem Strand;  
 O laß noch 'mal dein Auge sehen,  
 Gib mir noch einmal deine Hand.

Dahin sind jetzt die frohen Stunden,  
 Wo jeden Tag ich zu dir kam.  
 Wo ich schon Seligkeit empfunden,  
 Wenn deinen Tritt ich nur vernahm.

Und trat ich öfters in dein Zimmer,  
 Wo dich nicht fand mein scheuer Blick,  
 So sagten deine Blumen immer:  
 Nur still, sie kehret bald zurück.

O Wonne, wenn vor Sehnsucht bange  
 Und schüchtern dir zur Seit' ich saß,  
 Und über deinem Zaubersange  
 Die ganze Welt um mich vergaß!

Wirst du mir einen Kuß versagen?  
 Der erste soll der letzte seyn;  
 Muß ich die flücht'ge Thräne fragen,  
 So sagt dein Auge nicht mehr nein.

All meine Liebe, all mein Hoffen,  
 Mag nun zu Grab auf immer gehn;  
 Schwer hat das Schicksal mich getroffen,  
 Ich werde nie dich wiedersehn.

Leb' wohl nun und vergiß den Fernen,  
 Kein Kummer quäle je dein Herz!  
 Ich will mein Leid ertragen lernen,  
 Der Liebe Trost ist ja der Schmerz!

Franzen ist ein durchaus lyrischer Dichter. Seine Versuche mit andern Dichtungsarten scheiterten. Er wählte eine Anekdote aus der Zeit Gustavs III. und machte daraus

eine Komödie in fünf Akten, welche niemals aufgeführt werden konnte. Er schrieb über die Vermählung Gustav Wasa's ein langes und monotones zwanziggesängiges Gedicht. Er schrieb ein anderes Gedicht über die französische Revolution, das nichts anderes ist, als eine ziemlich frostige, mit dogmatischen Reflexionen untermischte Episode.

Eines Tages kündigte man von ihm ein neues Gedicht unter dem Titel: Ein Abend in Lappland, an. Dieß war ein schöner Gegenstand, und das Publikum konnte eine originelle Beschreibung jener Gegenden erwarten, wo Franzén lange Zeit gelebt, jener nomadischen Völkerschaften, die er besucht hat, jener Hütten aus Rennthierfellen, die in der Einöde unter baumlosen Hügeln und auf Ebenen, wo kein Getraide wächst, zerstreut sind. Aber die Dichtung bietet nichts der Art. Es ist bloß ein philosophisches Gespräch zwischen einem Geistlichen, der in Lappland wohnen will, und einer Frau, welche erklärt, daß sie diese öden Felder, diese nackten Berge den Festen und dem Tumulte großer Städte vorziehe. Uebrigens scheint Franzén selbst gefühlt zu haben, daß nur die lyrische Poesie sein eigentliches Gebiet sei. Er hatte ein langes Gedicht über Christoph Kolumbus angefangen, es aber nicht vollendet.

Runeberg ward 1806 zu Borgo in einer dürftigen Lage geboren. Ohne Vermögen, und fast ohne irgend eine Unterstützung, bewältigte er durch seinen energischen Willen die Hindernisse, welche das Schicksal ihm in den Weg gelegt hatte. Arm und stolz half er sich auf der Universität Åbo dadurch, daß er Privatunterricht gab, und als diese Hilfsquelle nicht mehr zureichte, trat er als Lehrer in das Haus eines Beamten, und kehrte nachher mit der Frucht seiner Arbeit und Sparsamkeit zur Fortsetzung seiner Studien



zurück. Er ist gegenwärtig Professor am Gymnasium in Borgo. Dieß sind alle Ereignisse seines Lebens.

Wer könnte aber sagen, wie viele heftige Regungen dieses bescheidene Daseyn erschüttert, wie viele süße Träume den Dichter in seiner einsamen Wohnung umgaukelt haben; wie oft er in stillen Abendstunden das geflügelte Heer der Sylphen an sich vorüberziehen sah, und wie sie an seinem Ohre geheimnißvolle Lieder summten, denn dieß ist das Vorrecht und der Ruhm des Dichters. Oft gleicht sein äußeres Leben dem friedlichen Wasser eines Sees, dessen Oberfläche kein Wind kräuselt, und dieser See birgt in seinem Wellenschöße die schönen Pflanzen, welche nicht auf der Erde sprießen, die Seerosen mit den fleckenlosen Kronen. Wenn man den Dichter vorbeigehen sieht, so möchte man ihn oft für einen gewöhnlichen Menschen nehmen und weiß nicht, daß er die wunderbare Lampe Aladdins trägt, womit er Geister beschwört und Zaubergebäude errichtet.

Was uns an den Werken Runebergs besonders gefällt, ist ihre lokale Wahrheit, ihre ganz nordische und finnische Farbe. Würde man noch in der Poesie klassische Themen und konventionelle Gestalten verlangen, so hätte vielleicht Runeberg den Landschaften, welche er malt, eine erkünstelte Färbung, und den Personen, die er in Scene setzt, eine griechische Physiognomie gegeben; zur Zeit der Hirtenpoesie hätte er vielleicht die Bauern der Meierhöfe als kokette Schäfer verkleidet und den Mädchen Hüte mit Blumensträußen und albernen Devisen gegeben; aber Gott sei Dank, diese Zeit ist vorbei; jede Nation hat die Fesseln dieser blinden Unterwerfung unter conventionelle Regeln zerbrochen; jedes Land konnte wie zu Ende einer Masquerade seine geborgten Kleider ablegen und auf der Weltbühne in

seiner wahren Gestalt erscheinen; jeder Dichter hat das Recht wieder errungen, sich frei seiner poetischen Eingebung zu überlassen und ein Drama oder eine Epopöe zu verfertigen, ohne sich der von dem Vater Bouhours vorgezeichneten Maschinen oder des von Le Batteur zusammengeähten Trödelframes zu bedienen.

Das erste Werk, wodurch Runeberg die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war eine dramatische Geschichte, betitelt: Das Grab Perrho's, eine Geschichte von sechs jungen Brüdern, sechs Kindern Finnlands, die heldenmüthig eine Räuberbande angreifen. Fünf von ihnen fallen; ihr alter Vater kommt auf das Schlachtfeld, sieht seine vielgeliebten Söhne auf dem Boden ausgestreckt, vergießt eine bittere Thräne, dann fährt ihm plötzlich ein noch schmerzlicherer Gedanke, als sein Kummer, durch die Seele. Er hat die Todten und Verwundeten gesehen, aber Thomas nicht unter ihnen erblickt, seinen ältesten, den er im Grunde des Herzens Allen vorzog, und auf den er das größte Vertrauen setzte. Was ist aus Thomas geworden? ruft er, sollte dieser seine Brüder verlassen, die Schmach der Feigheit über mein Haupt gebracht haben? Mit diesem quälenden Zweifel kehrt er nach seiner Wohnung zurück, und die Furcht, den Ältesten seines Geschlechtes unwürdig zu erfinden, trägt in seiner Seele über das Unglück, die anderen verloren zu haben, den Sieg davon.

Thomas war abwesend, als der Kampf sich entspann. Er kam zu spät, um seinen Brüdern Beistand zu leisten; als er aber alle in ihrem Blute gebadet sah, da erhob er sich wie ein grimmiger Löwe zur Verfolgung der Räuber, holte sie ein, machte einen nach dem andern nieder, hieb ihrem Führer den Kopf ab, kehrte hierauf mit Wunden

bedeckt nach Hause zurück und warf denselben vor die Füße seines Vaters. Dieser starb, die herrliche Stütze seines Namens umarmend, vor Freude, wie ein Spartaner.

Die schwedische Akademie belohnte den Verfasser dieses Originalwerkes mit einer goldenen Medaille und Runeberg setzte seine finnischen Gemälde fort. Im Jahre 1832 und 1836 schrieb er zwei freie, naturgetreue Idyllen, wahrer als die Parthenais von Baggesen, anziehender als die Louise von Voß, und nur Göthe's Hermann und Dorothea nicht gleichkommend. Die eine ist der Liebesroman zweier Studenten, die während der Vakanz bei einem Landpfarrer zusammentreffen; die andere die Erzählung einer Elenthierjagd mitten im Winter. Alle beide liefern ein tief gefühltes und trefflich ausgeführtes Gemälde der finnischen Natur und eine Menge charakteristischer, wiewohl hie und da etwas geringfügiger Details über Sitten und Lebensart der Einwohner dieses Landes.

Die lyrischen Dichtungen Runebergs verrathen denselben Einfluß und tragen dasselbe Gepräge. Was oft in andern Ländern nur der Ausdruck eines augenblicklichen Gedanken, manchmal ein Traum und oft ein Irrthum ist, das ist leider hier Wirklichkeit. Diese Poesien sind eben dadurch wahr, daß sie düster sind. Es scheint, als sei dieser junge Schriftsteller frühzeitig von der Melancholie seiner Tannenwälder, seiner einsamen Seen und seines nebligen Himmels ergriffen worden. Wenn wir noch in den Zeiten des mythologischen Glaubens lebten, so würde man sagen, der Neck, jener Geist der Wasserfälle und Blumen, habe ihm in den Herbstnächten seine klagenreichen Melodien enthüllt, Hulda, die arme weinende Waldnymphe, habe ihn in ihre düstre Wohnung geführt und ihm Trauer-

lieder vorgesungen; denn alle seine Verse zeichnen sich durch den Character verhaltenen Leides und schmerzlicher Resignation aus. Man sieht es, dieses Leiden rührt nicht allein von der Natur des Landes, von dem atmosphärischen Einflusse her, wodurch, wie die Physiologen sagen, der Spleen der Engländer entsteht. Unser Dichter hat geliebt, er war unglücklich in seiner Liebe und er drückt sein Leid in schmerzlicheren Elegien aus, als die von Kirke-White sind. Nach diesem Schrei der Verzweiflung kehrt er in sein eigenes Inneres zurück und sucht sich zu beherrschen, sich die schmerzliche Ruhe der Resignation zu geben.

„Schlase,“ ruft er, „mein armes Herz, schlase. Vergiß, was du gesucht, was du geliebt hast in dieser Welt; keine Hoffnung störe deine Ruhe und kein Traum deinen Schlaf.“

Warum denkst du noch an die Zukunft? Was kannst du von ihr erwarten? Ein Heilkraut für deine Wunden? Ach! laß diesen Gedanken; du hast die Rosen des Lebens gesammelt, und die Wunde, welche dich heilen soll, blüht in dem Lande des Schlafes.

Schlase wie die von dem Herbstwinde geknickte Lilie, wie der von dem Pfeile getroffene Hirsch, welcher in seiner Ruhe blutet. Warum die früheren Tage beweinen? Warum dich erinnern, daß du glücklich warst? Deine Freude mußte mit deinen schönen Tagen verwelken.

Du hast auch deinen Mai gehabt, aber er sollte nicht ewig dauern. Suche nicht mehr seine süßen Strahlen in den Schatten des Winters. Es gab eine Zeit, wo das Glück mit dir war. Die Erde bekleidete sich mit Grün, die Vögel sangen und herrliche Wohlgerüche umflutheten deinen Liebestempel.

Erinnerst du dich der süßen Umarmungen, welche du gekannt hast? Erinnerst du dich des glühenden Herzens, das dich suchte, und des Kusses deiner Geliebten? Damals lasen meine Augen in ihren Augen und mein Gedanke spiegelte sich in ihrem Gedanken. Damals war es Zeit zu wachen, o mein armes Herz. Jetzt muß man vergessen und schlafen.“

Hier folgt ein anderes Gedicht, das mehr als Ein Leser für seine eigene Elegie nehmen könnte. Es hat die Aufschrift: Die Rückkehr des Alten.

„Wie der Zugvogel zu Ende des Winters seine Insel und seine Wohnung wieder besucht, kehre ich heim zu dir, o mein Vaterland, ich suche die entschwundene Ruhe der Tage meiner Kindheit.

Seit ich deine geliebten Ufer verließ, habe ich viele Meere durchreist, habe ich viele Jahre in Traurigkeit hingebracht. Oft habe ich in den fernen Ländern Freude genossen, oft aber auch bittere Thränen geweint.

Ich bin zurückgekehrt. Ich sehe das Haus wieder, wo meine Wiege stand; ich kenne die Wälder, die Fluthen, die Felder und Felsen, Alles aus meinen früheren Tagen.

Alles ist noch wie vormals. In demselben Thale erhebt sich der Baum mit derselben grünen Krone und derselbe Gesang erschallt in den Lüften und in den Wäldern.

Die leichten Wogen spielen noch wie früher mit dem Reef, und das Echo der Inseln antwortet dem freudigen Jauchzen der Jugend.

Alles ist wie vormalß. Aber ich bin nicht mehr derselbe, o mein geliebtes Land. Mein Gesicht ist bleich geworden, meine Adern schlagen weniger schnell und meine Freude ist erloschen.

Ich weiß nicht mehr Alles zu würdigen, was deine Schönheiten Süßes und deine Geschenke Gutes haben, ich verstehe nicht mehr das Murmeln deiner Bäche, noch die Sprache deiner Blumen.

Mein Ohr ist verschlossen dem Klange der himmlischen Harfen, welche auf deinen Wogen ertönen, und meine Augen sehen nicht mehr die Elfen, welche auf den Hügeln und den Wiesen tanzen.

Als ich abreiste war ich so reich, so reich und voll von Hoffnungen! Ich nahm aus deinem heiligen Schatten so viele glänzende Gedanken mit!

Ich nahm die Erinnerungen an deine schönen Frühlinge und den Frieden deiner Felder mit. Von meiner Kindheit an breiteten deine guten Genien ihre Flügel über mich aus.

Was habe ich nun aus der fernen Welt zurückgebracht? Weiße Haare, ein krankes Herz und die Sehnsucht nach dem Tode.

Ich verlange nicht Alles von dir, was ich verloren habe, mein liebes Vaterland. Gib mir nur ein Grab am Fuße der Pappeln, am Rande der klagenden Quelle.

Da will ich in Frieden schlafen unter deinem treuen Schutze, bis ich wiedergeboren werde, um ein neues Leben zu beginnen."

Nachdem die russische Regierung Finnland, nach welchem sie sich so lange sehnte, endlich unterjocht hat, sucht sie durch alle möglichen Mittel ihr Ansehen in diesem Lande zu befestigen, und eines dieser Mittel besteht darin, der russischen Sprache allmählig ein Uebergewicht über die schwedische zu verschaffen. Auf der Universität Helsingfors sind zwei Professoren der russischen Sprache und Literatur, und alle Studenten, welche um einen Dienst in der Armee oder in der Staatsverwaltung sich bewerben, müssen durch ein besonderes Examen darthun, daß sie der russischen Sprache völlig mächtig sind. Aber in einer Zeit von dreißig Jahren läßt sich keine seit acht Jahrhunderten in das Herz eines Volkes gepflanzte Sprache ausrotten. Die einzige amtliche und wissenschaftliche Sprache Finnlands ist noch die schwedische. In dieser Sprache erlassen die Richter ihre Urtheilssprüche und die Gouverneure ihre Verordnungen; in dieser halten die Professoren ihre Vorlesungen und die Geistlichen ihre Predigten. Dieser Sprache bedienen sich die jungen Schriftsteller, um ihre Gedanken in Prosa oder in Versen auszudrücken. In Finnland gibt es zehn Buchdruckereien, und ich weiß nicht, ob schon ein russisches Blatt daraus hervorging, wenn nicht etwa ein Ufas oder irgend ein Gelegenheitsstück. Einige Journale werden in finnischer, die meisten aber in schwedischer Sprache redigirt. Einer strengen Censur unterworfen, sind sie in politischen Sachen durchaus null. Sie wissen nichts von den launenhaften Debatten unserer ersten Pairs und dürfen fremde und einheimische Neuigkeiten mit Bewilligung ihrer Mentore ohne Kommentar nur einregistriren. Aber

sie veröffentlichen manchmal interessante historische und kritische Dissertationen. Das Morgonblad unter anderen, der Suomi und das Journal von Borgo zeichnen sich durch den Eifer aus, womit sie Alles sammeln, was sich auf alte Sagen, Sitten und den Charakter des Landes bezieht; in ihnen muß man auch die neuesten poetischen Produkte suchen. Unter den letzteren finden sich solche, die Finnland Dichter versprechen, auf die es eines Tages stolz seyn und deren Werke es sammeln wird.

---



R i b b g.





## An Michel Chevalier.

---

Die Dampfschiffahrt hat seit wenigen Jahren einen großen Aufschwung im Norden gewonnen, und kein Land möchte ihre Vortheile besser würdigen können, als jene fernen Provinzen Finnlands und Scandinaviens, die durch Meeresarme und Buchten von einander getrennt und mehrere Monate hindurch in eine Eismasse eingeschlossen sind. Das Dampfboot ist der wohlthätige Zauberer, welcher die vielen tausend Werste abkürzt, welcher jene auf einem unermesslichen Raume zerstreuten Völkerschaften einander nähert, welcher in wenigen Tagen, wie durch ein Wunder die Reichthümer eines andern Landes, die Blüthen des Südens herbeischafft. In diesen felsigen, gebirgigen, von so vielen Flüssen durchschnittenen Ländern ist eine Eisenbahn unmöglich und das Dampfschiff tritt an ihre Stelle. Mehrere Dampfschiffe kommen jede Woche in Helsingfors an, von denen die einen nach Stockholm, die andern nach Reval und Petersburg gehen. Es sind zwei große und schöne Fahrzeuge, die in England oder Amerika erbaut wurden und eine prachtvolle Einrichtung haben. Schon ihr aristokratischer Name kündigt zugleich ihren imponirenden Charakter und die Gewohnheiten des Landes an, dem sie

zugehören; das eine heißt der Großfürst, das andere der Fürst Mentschikoff; ein drittes, weit schwächeres und bescheideneres, trägt ganz einfach auf seinem Hintertheile den Namen Helsingfors. Es geht längs den Küsten von Stadt zu Stadt, und wenn der Wind und die Strömung mit seiner kleinen Maschine Mitleiden haben, so kommt es sogar bis nach Wiborg. Am dritten Juni schiffte ich mich auf diesem Fahrzeuge ein, und ich muß ihm den Ruhm lassen, es verschaffte mir eine angenehme und glückliche Reise. Es gibt nichts Schöneres, nichts Lachenderes, als wenn man an einem heiteren Sommertage bei der Abfahrt von Helsingfors die Gestade des finnischen Meerbusens überblickt. Der Küste entlang schifft man unaufhörlich zwischen Feldern und Hügeln, deren Umrisse, Gestalten und Farben mit jedem Augenblicke wechseln. Hier ist eine zugerundete mit Tannen bedeckte Insel, die gleichsam wie ein Grasskorb im Wasser liegt; dort ist ein langes Thal, mit Wohnungen übersäet und von Birken beschattet, deren Zweige wie die der Weiden herabhängen; weiterhin erblickt man Felsenketten, Pyramiden von rothem und geadertem Granit, aus dem die Säule Alexanders und das Piedestal zu der Statue Peters des Großen gehauen wurde. Manchmal erschien uns das von parallelen Inseln durchschnittene Meer von ferne wie ein Fluß, aber breiter als die Rhone, malerischer als der Rhein; dann erweitert es sich von Neuem und man erkennt kaum noch am fernen Horizonte, das in einen azurnen Nebel gehüllte Sandufer. Bald jedoch kommt man wieder in einen großen Archipels, und beim Anblicke der grünen Wälder, der Fichten-, Tannen-, Eschen- und Birkenzweige mit ihren verschiedenen Schattirungen, der von den Wogen umbrüllten

Vorgebirge und der geheimnißvollen Buchten, die sich in den Schatten flüchten, möchte man sich in einen ungeheuer großen, von Flüssen durchfurchten und von Seen bedeckten Park versetzt glauben. Ein leichter Wind kräuselte gleich einem Silberstreifen die Oberfläche der Fluthen, ein fleckenloser Himmel breitete sich über uns aus und das Meer widerspiegelte in seinem Schooße nach einander die Strahlen der Sonne, den Purpur der Felsen und das Grün der Wälder.

Ich schied nur ungern von der Stadt Helsingfors, wo ich so viele fröhliche Stunden verlebt hatte, und die Blicke nach dem Gestade gewandt, das allmählig aus unserem Horizonte entfloß, richtete ich an die, welche mich mit so vieler Güte aufgenommen hatten, in der Hoffnung auf Wiedersehen noch folgenden Scheidegruß:

Zu euren Ufern werd' ich wiederkehren —  
Ich sah, o Freunde, euch nur kurze Zeit,  
Und doch werd' ich stets eure Liebe ehren,  
Denk ich der Stunden, die ihr mir geweiht.

Mein Helsingfors, zu dir komm ich bald wieder,  
Zu deinen Gärten, deiner Feste Wall,  
Zu deinem Meer, wo einst der Gott der Lieder  
Ertönen ließ der Harfe süßen Schall.

Die Wasserfälle werd' ich wiedersehen,  
Die Lannenwälder, deren düstre Nacht  
Sich um die Wiesen schlingt und um die Seen,  
Daraus des Himmels blaue Wölbung lacht.

Carelien, dich halt' ich vor Allem theuer,  
Du bist des Finnenlandes heil'ger Heerd;  
Hier glüht noch rein der Dichtung göttlich Feuer;  
Noch reiche Aert' ist Könrot hier bescheert.

Auch werd' ich Abo's Kathedrale schauen  
 Nadelma, das die Wissenschaft beglückt,  
 Und Lemsöholm mit seinen schönen Auen,  
 Umine, das ein großer Name schmückt.

Auch Standevik mag uns noch einmal erfreuen,  
 Wo man so gern am stillen Abend träumt,  
 Und Mailand, das die schwarzen Sorgen scheuen —  
 Träskenda von dem Morgenroth umsäumt.

Ach, wenn der Dichter fleckenlose Blüthen  
 Der Poesie auf seiner Reise fand,  
 So gibt er sie nicht preis des Sturmes Wüthen,  
 Nicht welken läßt er sie in fremdem Land.

Zu jenen schönen zaubervollen Orten,  
 Ruft eine innre Mahnung mich zurück;  
 Zu jenen Freunden, die mir theuer worden,  
 Zu jener Tage ungetrübtem Glück.

Sechs Stunden nach unserer Abreise kamen wir zu Borgo an, einer armen kleinen Stadt, deren elende Häuser und krumme, dunkle Strassen einen seltsamen Kontrast mit dem glänzenden Schauspiel bildeten, das so eben an unseren Augen vorübergegangen war. Borgo ist indeß der Sitz eines Bischofs und hier wohnt auch Runeberg, der verehrte Dichter Finnlands. Glücklicherweise ist die Natur, die er liebt und mit einem seltsamen Talente besingt, nicht fern von ihm: er braucht nur einige Schritte vor seine düstere Stadt hinauszugehen, so findet er diese ernste und schöne Natur, und sie spricht mit ihm die süße Sprache, welche er in harmonische Verse übersetzt. Des andern Morgens betraten wir die Stadt Louise's, die mit recht einen Frauen-namen führt, denn sie ist lachend und reizend. Eine ihrer

Strassen geht bis an das Meeresufer hinab, andere erheben sich amphitheatralisch um die Seiten eines Hügels; das Alter dieser Stadt beträgt nicht über hundert Jahre; sie hat die Frische und Anmuth der Jugend.

Der Helsingfors, welcher uns von Station zu Station führte, ist das gefälligste Schiff, welches man sehen kann; seine Abreise- und Anhaltstunden sind ihm eigentlich bloß der Form wegen vorgeschrieben. Es ist ein Philosoph, der sich keine unnütze Mühe machen will; er läuft nicht, sondern spazirt nur von Insel zu Insel, ein glücklicher Sterblicher, der gerne frische Luft athmet und die Natur betrachtet. Wenn ein Passagier lange ausbleibt, so wartet er geduldig; wenn ein auf dem Meerbusen herumirrender Fischer seine Unterstützung anruft, so wirft er ihm ein Seil zu und nimmt ihn wohlwollend in Schlepptau. Anstatt wie das Programm besagte, um fünf Uhr in Frederikshamn anzukommen, war es, in Folge dieser Schiffslaunen, fast Mitternacht, als wir die Spitze seines Kirchenturmes auftauchen sahen.

Ein nach dem Veuban'schen Systeme erbauter Wall umgibt diese Stadt seit einem Jahrhundert; er muß auf einem sehr fehlerhaften Plane und in einer äußerst schlechten Lage errichtet seyn, da die Russen ihn zerfallen lassen, während sonst in diesem Lande überall, wo sich eine Insel oder ein Fels findet, der einen Fleck Erde vertheidigen könnte, sicherlich stets eine Bastion oder eine Besatzung vorhanden ist. Nach der gewaltigen Festung Sveaborg hatten wir auf unserem Wege eine Citadelle zu Svartholm, eine andere wenige Meilen weiter von da, an dem Orte, wo vor sechszig Jahren Gustav III. einen Seesieg über

die Russen erfocht, und eine dritte sechs Werste von Wiborg gesehen.

Frederiksham war vormalß die Residenz des Provinzialgouverneurs; ein massiver, mitten auf einem freien Platze erbauter Thurm beherrschte die Stadt, und am Fuße dieses Thurmes liefen alle Strassen, wie die Speichen eines Rades aus. Hier wurde den 5. September 1809 der Friedensvertrag unterzeichnet, welcher die Eroberung Finnlands durch die Russen sanctionirte. Eine Feuersbrunst verheerte vor wenigen Jahren die unter den Auspicien eines schwedischen Königs erbauten Strassen, so wie das Haus, wo die Bevollmächtigten eines seiner Nachfolger das so oft von den Russen gewünschte und angegriffene Land dem Czare abtraten; der Vertrag allein ist geblieben, und Gott weiß, welcher Feuersbrunst es bedürfte, um ihn zu vernichten! Es war indeß, ich gestehe es zu meiner Schmach, keine historische Erinnerung, noch ein poetisches Gefühl, welches mich um Mitternacht mit meinen Reisegenossen in diese Stadt lockte; es war einfach der Wunsch ein Stück Brot zu erhalten; denn der Restaurateur des Helsingfors, überzeugt, daß wir nach dem auf dem Schiffe üblichen Brauche bald da, bald dort speisen würden, hatte keinen andern Mundvorrath, als Thee und Branntwein, die unentbehrlichen Lebensmittel des Schiffsvolkes. Die guten Einwohner von Frederikshamm lagen bereits seit drei Stunden in tiefem Schlasse; nicht Eine offene Thüre, nicht Eine leichte Rauchwolke konnte man über einem Dache erblicken. Der Nachtwächter, seine Hellebarde in der Hand, ging allein hin und her, die Stunde aus vollem Halse schreiend, und wußte nicht recht, was er von unserer nächtlichen Invasion denken sollte. Vielleicht wären wir von



dieser wachsamem zur Beschirmung der Ruhe des Bürgermeisters und der Bürger aufgestellten Schildwache übel empfangen worden, wenn wir nicht einen finnischen Offizier bei uns gehabt hätten, dessen silberne Epauletten man im Mondenscheine glänzen sah. Die Epauletten sind in dem Gebiete des russischen Reiches das Symbol der Macht; Jedermann fürchtet und respectirt sie. Der Nachtwächter unterbrach seinen Refrain, als er uns vorbeigehen sah, und grüßte militärisch, wie ein Mann der seinen Postenbefehl weiß. Der Offizier nahm es über sich, uns eine Herberge zu verschaffen; er klopfte an die Thüre eines kleinen hölzernen Hauses, das mit dem Namen eines Hotels geschmückt war. Eine alte Frau streckte ihren Kopf mit verwirrtem Haare durch das Fenster, murmelte mit freischender Stimme einige wenig freundliche Worte, verschwand hierauf und Alles sank wieder in tiefe Ruhe. Während dieser Zeit blickten wir die Straße an, wo sich nicht Eine Seele mehr rührte, und die Sterne, die sich über uns lustig zu machen schienen. Nach einer Viertelftunde klopfte der Offizier, der seinen Stolz gekränkt sah, von Neuem mit gebieterischer Hand; nun kam die Alte selbst und öffnete uns die Thüre in einem Kostüm, das ich nicht zu beschreiben versuchen möchte. Sie führte uns durch ein Gemach, wo eine ganze Familie auf vier neben einander stehenden Britschen schlief, und von da in ein kleines Zimmer, wo sie bereits die Vorsicht gehabt hatte, ein Licht aufzustellen, was uns verhinderte, über ein auf einem Strohbunde ausgestrecktes Kind zu fallen oder gegen eine große Truhe anzustossen, die zur Hälfte den Weg versperrte. Wir setzten uns nun stillschweigend auf eine ländliche Bank, um die Ruhe der armen Leute nicht zu stören, die ihrer gewiß sehr bedurften. Die würdige

Alle öffneten ihren Schrank und trippelte mit leichtem Fuße in die Küche; der magische Anblick von Epauletten hatte ihr die Lebhaftigkeit der Jugend verliehen. Nach vielem Hin- und Herlaufen kam sie zurück und brachte Gerstenbrodfladen, der ausgezeichnet war, einige Gläser Milch und Butter. Die Hilfsquellen des Hotels reichten nicht weiter, und von Betten konnte keine Rede seyn. Alle Bettdecken des Hauses und ein Theil des Scheuerstrohs waren bereits besetzt. Uebrigens wollten wir auch unserer guten Alten nicht länger ihren Schlaf verkümmern, sondern dankten ihr sehr herzlich für ihre patriarchalische Gastfreundschaft, fügten unserem Danke einige Rubel hinzu und begaben uns wieder an Bord.

Das ganze Schiffsmöblement bestand aus vier hölzernen Bänken und einem Feldstuhle; die vier Bänke und die Brücke waren in Einem Nu von meinen Reisegefährten eingenommen. Der Kapitän saß auf dem Feldstuhle, wie ein Pascha auf seinem Teppiche. Zum Glück war die am Hintertheile des Schiffes aufgehängene Schaluppe noch leer; sie hatte in Folge ihrer Excursion bloß einige Gluthen Salzwasser aufgenommen. Ich warf meinen Mantel hinein und schlief in meinem lustigen Bette wie eine Möve von dem Nachtwinde gewiegt, trotz einer Wolke von Schnaken. Am folgenden Tage setzten wir unsere Fahrt durch ein weites Meer fort, dessen neblige Ufer man von Zeit zu Zeit erblickte. Nichts verzögerte mehr unsere Reise. Um vier Uhr Nachmittags kamen wir in dem Hafen von Viborg an. Dieser schöne und geräumige Hafen wird durch zwei große Inseln gebildet, welche das Meer wie zwei Dämme durchschneiden. Es befinden sich hier gegen hundert Häuser, die bloß von Kaufleuten, Handwerkern und Gastwirthen

bewohnt sind, so wie eine ungeheure Menge Bretter und Balken, die in einigen Monaten vielleicht die Mauern eines portugiesischen Hauses oder eines Palastes zu Kadix bedecken; denn Finnland liefert sein Holz bis in die entferntesten Gegenden Europas.

Die Stadt ist zwölf Werste vom Hafen entfernt, im Hintergrunde einer grossen Bucht, deren Gestade sie mit ihren alten Wällen und ihren zwei Vorstädten bedeckt. Ihr durch eine Feuersbrunst verwüstetes Schloß geräth gegenwärtig in Verfall; es ward 1293 von dem starken Torkel Knudtson erbaut, einem der berühmtesten Männer, deren die schwedischen Annalen gedenken; die Wälle schreiben sich aus dem fünfzehnten Jahrhunderte her. Wiborg war damals eine der wichtigsten Städte Finnlands, der Sitz eines Bischofs und der Hauptort einer der drei grossen Landesbezirke. Zu verschiedenen Zeiten wurde die Stadt von Russen angegriffen und leistete ihnen mehrmals tapferen Widerstand. Im Jahre 1810 belagerte sie Peter der Große und bemächtigte sich ihrer nach einem mehrwöchentlichen, hartnäckigen Kampfe. 1721 kam sie durch den Ny-stader-Vertrag, nebst dem angränzenden Gebiete, definitiv in seinen Besitz, und 1743 erweiterte noch der Åboer Vertrag diese erste Eroberung.

Ein Jahrhundert lang waren die unter dem Namen Alt-Finnland (gamala Finnland) bekannten Distrikte denselben Gesetzen und derselben Verwaltung unterworfen, wie die übrigen russischen Provinzen. Nach der völligen Eroberung Finnlands vereinigte sie ein kaiserlicher Ukas mit dem Lande, von dem sie bisher getrennt waren, und bewilligte ihnen dieselben Privilegien. Wiborg ist gegenwärtig der Hauptort eines Gouvernements und der Sitz eines obersten

Gerichtshofes. Es enthält dreitausend Einwohner und mehrere Tausend Mann Garnison. Man sieht es dieser Stadt, weit mehr als den übrigen finnischen Städten, selbst Helsingfors nicht ausgenommen, recht gut an, daß sie schon so lange unter der russischen Regierung stand. Wo ein freier Platz ist, da steht eine Kaserne; wo man um eine Straßenecke beugt, da erblickt man ein Wachcorps; ihr geht nur einige Schritte weiter, so kommt wieder eine Kaserne oder eine Bastion; überall von Morgen bis Abend Offiziere in Uniform, und überall Soldaten. Die Trompete erschallt zu jeder Stunde, der Tambour wirbelt auf allen Seiten; bald ist es eine Kompagnie donischer Kosaken, welche zu Pferde steigt, bald ein Bataillon Infanterie, das Parade macht, bald ein Ingenieurscorps, das exercirt, und bald eine Rotte Gensdarmen, welche manövriren. Und doch ist überall Friede.

Die bürgerliche Bevölkerung besteht aus vier verschiedenen Stämmen: Finnländer, welche zuerst diese Provinz bewohnten; Schweden, welche sie erobert haben; Deutschen, die sich zu verschiedenen Zeiten dort niederließen, und endlich Russen, welche das Ganze beherrschen. Jede dieser Völkerschaften hat ihre eigene Kirche, ihre besondern Priester und besondern Gebräuche. Aus Gefälligkeit gegen einander, und manchmal nothgedrungen, suchen sie alle vier in dem öffentlichen und Privatleben Wiborgs gangbaren Sprachen zu reden, und es entsteht dadurch eine unglaubliche Sprachverfälschung. Jedes auf diese Art barbarisch mißhandelte Idiom hat indeß sein besonderes Gebiet, und wenn es die Gränzen desselben nicht überschreiten wollte, so würde ihm kein Zwang angethan werden. Die schwedische Sprache ist die gerichtliche und administrative; die russische die der

Soldaten; des Deutschen bedienen sich besonders die Kaufleute und das Finnische wird von dem Volke und den Domestiken gesprochen.

Die Wissenschaft und die Studien werden zu Viborg von den Professoren des Gymnasiums repräsentirt, die eine Bibliothek von einigen tausend Bänden besitzen; die Kunst und Literatur von Musikern und Komödianten, welche von Petersburg herkommen und die Viborger ihrer Instrumente oder des Kothurnes würdigen.

Am Tage meiner Ankunft in dieser Stadt hatte ich das Glück, eine jener außerordentlichen Vorstellungen beizuwohnen, welche das Schicksal den würdigen Bewohnern von Viborg hie und da verschafft, um in ihrem Geiste den Geschmack an dem Schönen zu erhalten. Den Schauspielsaal von Außen gesehen, hätte man hier leicht den Generalstab vermuthen können. Alle Stufenstige waren von Offizieren und Soldaten eingenommen; ein Soldat nahm die Billets in Empfang, ein Soldat machte den Logenöffner; ein Soldat schritt in den langen Gängen auf und ab, um die Offiziere zu salutiren, damit sie auch noch in dem Heiligthume der Musen den ihnen gebührenden Ehrentribut fänden.

Vier Zuglampen erleuchteten die Rampe; ein Fortepiano, unterstützt von einer Baßgeige und einer Violine, diente als Orchester, und eine Leinwand, drei Bischöfe, die Inful auf dem Kopfe, darstellend, bildete den unbeweglichen Grund aller Decorationen. Wie kamen diese Bischöfe hieher? Ich konnte es nicht begreifen. Wahrscheinlich war die Leinwand, auf der sie abgemalt wurden, um in einer christlichen Tragödie zu figuriren, die einzige, welche schicklicher Weise die Perspective des Theaters schließen konnte,

und die ehrwürdigen Prälaten fanden sich so dazu verdammt, in effigie der Komödie, dem Drama, der Oper und dem Vaudeville beizuwohnen, denn alles dieß spielte man auf dem Theater zu Viborg, und Alles an ein und demselben Abend. Ich habe das Programm der Vorstellung, welche ich mit ansah, getreu kopirt, und es lautet also: 1) Eine große Scene aus der Oper Tancréd, 2) zwei Scenen aus Don Carlos von Schiller, 3) eine große Arie aus Figaros Hochzeit, 4) eine kleine Komödie von Saphir, 5) eine Komödie in einem Acte von Rozebue, 6) eine Scene aus Sargines, Oper von Bär, 7) die Eidescene in der Norma. Ferner in Gestalt eines Ballets die Cachucha, getanzt von Mlle. Rothmeyer. Es war ein und dieselbe, aus vier Individuen bestehende Familie, welche dem Publikum zu 1 Frank 50 Centims à Person dieses Muster so vieler Hauptwerke zum Besten gab. Der Vater spielte in der Komödie die großen Herren, die Alten, und machte in der Oper abwechselnd den Bass und Tenor; die Mutter figurirte bald als Duenna, bald als große Kofette. Die Töchter stellten an dem gleichen Abend Ritter, Prinzessinnen, Helden, majestätische Priesterinnen und weinende Verliebte dar. Zu Ende des letzten Stückes wurden alle Schauspieler nach einander gerufen; glücklicherweise waren es nur vier. Mlle. Rothmeyer legte die Hand aufs Herz und richtete an das Publikum eine kleine Anrede, welche nicht auf dem Theaterzettel stand und die Begeisterung der guten Zuschauer aufs Höchste steigerte. Ihr Vater versprach alsdann, nächsten Winter wieder zu kommen und Maßregeln zu treffen, daß das Theater geheizt würde. Das Publikum ging nun auseinander und segnete diese glückliche Aussicht.

Der Distrikt Viborg dehnt sich bis an die russische Gränze, etwa auf acht Meilen von Petersburg aus. Seine Bewohner erfreuen sich im Allgemeinen eines weit größeren Wohlstandes, als die der übrigen finnischen Provinzen; selten müssen sie zu Brot aus Birkenrinde ihre Zuflucht nehmen, wie dieß bei den armen Leuten im Innern des Landes sehr häufig der Fall ist. Viele leben von der Jagd und dem Fischfange, Andere gehen des Gewerbes wegen auf finnische Fahrzeuge. Sie verdienen monatlich nicht weiter als zwölf bis fünfzehn Franken, aber dieß reicht hin, um ihre bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen. Noch Andere, die ehrgeiziger sind, lassen sich auf englischen Schiffen anwerben, wo man sie sehr gerne aufnimmt, denn es sind ausgezeichnete Matrosen. Diese erhalten monatlich sechszig bis siebenzig Franken, und kommen einige Jahre später mit ihrem ersparten Vermögen nach Hause. Viele von ihnen gehören zu der Klasse der Torpars oder Pächter. Der Torpar baut auf eigene Rechnung eine gewisse Strecke Feldes und bezahlt seinen Grundherrschaft durch Handarbeiten, manchmal zwei, manchmal drei Tage in der Woche; hie und da verpflichtet er sich auch noch, für seinen Herrn jährlich eine bis zwei Reisen nach Petersburg oder Viborg zu machen. Dieß ist eine Art freiwilliger von einem Contracte geregelter Leibeigenschaft, aber doch ziemlich mühselig, wenn man bedenkt, daß der Torpar oft von den dringendsten Feldgeschäften hinweg fünf bis sechs Meilen weit gehen muß, um sich zur Disposition seines Grundherrschaft zu stellen; aber der Finne hat den geduldigsten und resignirtesten Character. Kein anderes Volk lebt gleich ihm nach dem Spruche der Bibel: „Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.“ Er arbeitet ohne Murren, und

leidet, ohne sich zu beklagen. So habe ich ihn vor drei Jahren in den düsteren Provinzen des Nordens kennen gelernt, so finde ich ihn hier auf diesen südlichen Küsten wieder und betrachte sein Leben mit hohem Interesse und vieler Theilnahme.

Trotz der in der Provinz Viborg durch die Eroberung und die Handels-Colonisationen entstandenen Racenmischung, hat der finnische Stamm doch noch mehrere alte Gebräuche bewahrt. Man trifft noch da und dort zahlreiche Familien, welche seit mehreren Generationen eine besondere kleine Welt bilden, dieselben Felder bauen, dasselbe Leben führen und sich mit keiner ausländischen Familie verbinden. Einer der Ältesten des Stammes hat über diesen eine patriarchalische Gewalt; er ordnet an und ertheilt Rath, er beschwichtigt die Streitenden und bestraft die Schuldigen. Sein Wort wird wie das eines Vaters geachtet und sein Urtheilsspruch hat mehr Gewicht als der eines Tribunals. Beim Anblicke einer dieser ehrsamten Familien, die auf ihren Gütern vereinigt an den gleichen Arbeiten und den gleichen Freuden Theil nimmt, könnte man sich unter einer Gemeinde mährischer Brüder zu befinden glauben, nur daß hier nicht jene strengen Regeln und vorgeschriebenen Tagesarbeiten stattfinden. Ueberall herrscht Liebe, Eintracht und Vertrauen; alle Glieder einer solchen Familie sind durch anererbte Zuneigung, durch die Bande des Blutes unter sich verschwistert. Der, welcher sie leidet, ist ihnen in Allem verwandt, ihr Vater, ihr Großvater, ihr Nestor an Alter, ihr Mentor an Erfahrung, ihr Herr durch ein gegenseitiges Gefühl des Zutrauens und der Liebe. Interesse und Stolz haben jedoch die Zwietracht in das Heiligthum dieser patriarchalischen Familien geführt. Von Tag zu Tag er-



schaffen und lösen sich ihre Bande auf. Ein altes finnisches Sprichwort sagt: „Besser ist ein guter Krieg, als ein schlechter Friede;“ wenn die Mitglieder einer solchen Gemeinde fühlen, daß die Grundlagen der Eintracht erschüttert sind, so sondern sie sich ab und suchen anderswo einen Aufenthalt. In Kurzem wird von diesen schönen Familienverbindungen nichts mehr übrig seyn, als ein verhülltes Bild und eine ferne Erinnerung.

Die sonst bei Verlobnissen und Hochzeiten gebräuchlichen Ceremonien bestehen noch in den meisten Pfarrgemeinden. Wenn ein junger Mann sich verhebelichen will, so sucht er unter seinen Verwandten oder unter den gescheitesten Bauern des Dorfes einen Redner, der sein Gesuch vorbringen muß. Alle beide gehen vor das Haus derjenigen, um deren Hand sie werben wollen; die von diesem Besuche unterrichteten Verwandten des Mädchens, so wie die Freunde und Nachbarn sind in Einem Zimmer versammelt. Der Redner nimmt das Wort und zählt in pomphaften Ausdrücken die guten Eigenschaften und Verdienste des Bewerbers, so wie alles das auf, was er bereits besitzt und eines Tages noch erhalten wird. Hat dieser seine Rede beendet, so tritt sein Klient vor und bietet den nächsten Verwandten des Mädchens Geschenke, dem einen Ring, jenem einen Gürtel, dem Vater und der Mutter aber einige Silberstücke. Werden die Geschenke angenommen, so ist er als Bräutigam zugelassen und erhält die Erlaubniß, in dem naheliegenden Gemache seine künftige Frau zu holen, welche während dieser Zeit allein geblieben ist. Die Verlobten werden gewöhnlich auf dem Kirchhofe zusammengegeben: ist es eine philosophische Idee, welche sie dahin führt? Ist es ein religiöser Gedanke? Beide wechseln

ihre Ringe über der Wohnung der Todten; müssen sie ihre Blicke zur Erde senken und sagen, daß hier das Ziel aller menschlichen Freuden ist, oder sie zum Himmel erheben und an jene ewigen Regionen denken, wo die, welche auf dieser Welt einander liebten, sich einst wieder finden, um nie mehr getrennt zu werden?

Ist diese erste Ceremonie vorüber, so geht die Braut mit einer Frau, welche ihre Fürsprecherin macht, in dem Kirchsprenkel herum. Die Rednerin nimmt das Wort und lenkt die Sympathie ihrer Zuhörer auf die, welche bald ihren glücklichen Mädchenstand verlassen wird, um sich den Sorgen und Aengsten der Gattin und Mutter zu unterziehen, und Jedermann gibt ihr alsdann ein Geschenk: der Eine Wolle, um ihre Kleider zu weben, der Andere Hausgeräth oder Linnen oder auch ein Stück Silbergeschirr. Dieß ist ein Supplement zu ihrer Aussteuer, der bescheidene Schatz, den sie mit Freude und Dankbarkeit sammelt, denn an jedes dieser kleinen Geschenke knüpft sich ein Herzenswunsch, ein Gefühl der Zuneigung. Auch reiche Mädchen stellen eine solche Heirathscollecte an; wenn sie die Geschenke, welche man ihnen gibt, nicht nöthig haben, so besitzen sie doch diesen freiwilligen Tribut der Freundschaft gerne in ihrer neuen Wohnung, gleichsam als schützende Regiden oder als Amulette.

Die Hochzeit wird mit vieler Pracht gefeiert. Man ladet alle Verwandte und Freunde, auf mehrere Meilen in der Runde, dazu ein. Die Neuvermählte erscheint unter den Gästen mit einer vergoldeten Krone, die ihr jedoch nicht angehört; sie entlehnt dieselbe Morgens und gibt sie Abends zurück. Ist es nicht ein rührendes und melancholisches Symbol des Glückes, das heute auf einer lachenden Stirne

glänzt und morgen seine himmlischen Strahlen über ein anderes Gesicht verbreitet? Zu Ende der Mahlzeit geht die Braut, wie eine Valkyre aus alten Zeiten, herum und schenkt jedem Gaste selbst Bier ein; dann übergibt man ihr nochmals Geschenke, um für ihre Gastfreundschaft zu danken und sie verläßt das Haus ihrer Aeltern und begibt sich in das ihres Gemahls.

In einigen Pfarrgemeinden herrscht der Glaube, die Todten erwachen aus ihrem langen Schlafe jährlich dreimal an hohen Festen, die sie während ihres Lebens im Schooße ihrer Familie feierten, nämlich an Weihnachten, Ostern und am St. Johannisfest. An solchen Tagen legen die nahen Verwandten gewöhnlich Milchnäpfe und Fischpasteten, gewöhnlich Piroguen genannt, auf ihr Grab, damit sie beim Aufheben der Erde, welche ihren Sarg deckt, ein Andenken an die Feste, an welchen sie einst fröhlich waren und an die geliebten Wesen finden, mit denen sie dieselben feierten.

Nachdem ich die Kasernen in Wiborg genug angeblickt, nachdem ich die an Bildern und Vergoldungen reiche griechische Kirche gesehen, die Umgebung der Stadt, welche sehr schön und malerisch ist, durchwandert, mit Beamten und Kaufleuten, mit Offizieren und Bürgern gesprochen hatte, da mußte ich auch an die Fortsetzung meiner Reise nach Petersburg denken und dieß war keine leichte Aufgabe. Die einzige Diligence, welche daselbst existirte, hatte seit einigen Jahren ihre Reisen eingestellt, und man rief vergebens die Hilfe eines Dampfschiffes an; es gab keines. Ich mußte also zu den Bauernkarren meine Zuflucht nehmen und mich dem Glende eines Marsches überlassen, der in ganz Finnland einen verdienten Ruf genießt. Zum Glücke traf ich einen Kaufmann aus Lyon, Namens Besson, einen

jungen Mann von Bildung, und fröhlichem, zutraulichem Humor, der denselben Weg machen wollte und ich schloß mich mit Vergnügen ihm an. In einer so weiten Entfernung vom Vaterlande, unter einem fremden Volke, ist es etwas Entzückendes, die Harmonien der Muttersprache wiederzufinden, die Hand eines Landsmannes zu drücken und von Frankreich mit Liebe und Begeisterung sprechen zu hören.

Wir stiegen also Beide auf einen offenen Wagen, mit vier Rädern, setzten uns, der Eine da, der Andere dort, auf unsere Felleisen, den Körper ohne Unterstützung, die Beine hängend und sehr beschäftigt, auf dem schwankenden Sitze das Gleichgewicht zu bewahren, und baten den Himmel, er möchte uns so viel als möglich gesund und wohlbehalten nach Petersburg kommen lassen. Wenn Scarron uns auf diesem Karren, die Hutschachteln auf der einen und die Nachtsäcke auf der andern Seite gesehen und unsere Schwingungen bei jedem Stöße beobachtet hätte, er würde ein weiteres Kapitel zu seinem komischen Romane hinzugefügt haben. Einige Meilen weit ging indeß Alles gut. Die Wagen waren ziemlich groß, die Postillone ordentlich und gefällig, die Landschaft malerisch. Abends waren wir abgereist und genossen eine jener schönen Nächte oder vielmehr eines jener reizenden Helldunkel, welche während des Sommers so herrliche Tinten von Schatten und Licht über nordische Landschaften verbreiten. Wir betrachteten auf unserem rauhen Sitze durch das Laub der Bäume bald die Purpurfarben des Horizontes, den die Sonne nur für einen Augenblick verließ, bald erinnerten wir einander mit Begeisterung an die schönsten Gegenden unseres Landes

und plauderten inmitten der düsteren Wälder Finnlands von unseren lachenden Thälern und Bergen.

Mein Reisegefährte hatte nur Eine Vorliebe, welche mich sehr ärgerte. Immer rühmte er die Ufer der Rhone und Saone, die grünen Auen von Dullens, die Hügel von Journieres, während es mein Wunsch war, daß er sich auch für die Ufer des Doubs und die Berge der Franche-Comté interessiren möchte; dieß gab Veranlassung zu einem langen Streite. Endlich schlossen wir Frieden und es wurde von beiden Seiten zugegeben, daß unsere lieben Provinzen die schönsten Länder wären, die man sehen könnte, und ihre Einwohner die ausgezeichnetsten Leute, welche auf der Erde existirten.

Die Beruhigung, deren unser Herz sich erfreute, als wir mit diplomatischer Weisheit alle Artikel dieses patriotischen Vertrags abgeschlossen und festgesetzt hatten, wurde bald bitter gestört durch den Anblick neuer Stationen, wo wir Pferde und Fuhrwerk wechselten. Anstatt der geräumigen Wagen, welche wir in der Umgegend von Viborg gefunden hatten, gab es hier nur Karren, wo wir bloß dadurch zu einem Sitze gelangen konnten, daß wir uns, das Kinn an den Knien, auf unserem Koffer zusammenkauerten. Anstatt unserer guten und offiziellen finnischen Postillone fanden wir hier nur Bauern, die Gott weiß welchem Stamme angehörten und die man leicht hätte für Wilde halten können; die Civilisation war noch nicht bis zu diesen Leuten gedrungen; ihren Bart hatte noch kein Rasirmesser und ihre langen dem Berg gleichen Haare noch keine Scheere berührt. Der Schneider kümmert sich nicht um ihre Kleidung. Sie tragen nur große Stiefeln und ein mit einem farbigen Gürtel zusammengebundenes Hemd;

einige ziehen eine leinene Weste über dieses Hemd an, betrachten aber, wie es uns vorkam, dieses weitere Kleidungsstück, als einen höchst überflüssigen Luxus. Die Häuser, wo wir anhielten, strömten einen abscheulichen Geruch aus. Um sieben Uhr Morgens bemerkten wir eines, dessen Aeußeres uns einladend schien. Wir traten in den Dehen; da lagen vier Bauern der Länge nach auf den Boden ausgestreckt. In dem nächsten Gemache beugte sich ein zur Hälfte nacktes Weib über ihre Bettdecke hin; wir wollten uns setzen, aber alle Stühle waren mit so dichtem Staube bedeckt, daß wir nicht wußten, wo wir sie anfassen sollten. Beim Eintritte war es unsere Absicht gewesen, eine Tasse Milch zu verlangen, aber man durfte nur einen flüchtigen Blick auf die zerbrochenen überall herumstehenden Geschirre werfen, um den brennendsten Durst sogleich zu verlieren.

Wie soll ich vollends den Weg, welchen der Postillon uns führte, beschreiben? In welcher Sprache, in welchem Wörterbuche findet man die bezeichnenden Ausdrücke, um diese von Spalten unterbrochenen und Geleisen durchschnittenen Strassenstücke, diese durch einander geworfenen Steinhaufen, die heftigen Stöße unsers Karrens und die immerwährenden Schwankungen zu beschreiben? Der beste Rutschenmacher in Paris könnte bei all seiner Geschicklichkeit nicht genug elastische Federn erfinden, um das Rütteln eines Landauer auf diesem abscheulichen Wege erträglich zu machen. Nun denke man, wie es erst auf einem Bauernkarren seyn mag! Jeden Augenblick mußten wir uns anklammern, um nicht in ein Geleis hinunter zu rollen, oder beide Hände über unser Gepäck ausbreiten, um dessen Hinabfallen zu verhindern. Nach einer halbstündigen Fahrt, oder vielmehr stürmischen Durchsegelung

dieser Felsen und Klippen war das Schloß eines unserer Reisekoffer in Stücke zerbrochen, eines unserer Felleisen beschädigt, einer unserer Nachsäcke zerrissen und eine Hutschachtel zerseht. Als wir zu Petersburg ankamen, war Alles, was wir mit seltener Sorgfalt gepackt hatten, durch einander geworfen, zerfnittert und mit Schmutz und Staub bedeckt.

Einige Bauern dieser Provinz, welche glauben, die Todten können zu gewissen Zeiten ihre Häuser besuchen, und welche keine Lust haben, sie wieder zu sehen, legen den Sarg auf den schlechtesten Karren und lassen ihn recht hin und her gerüttelt werden, damit die armen Todten in ihrem Grabe an die Beschwerden dieses grausamen Weges denken, und sich nicht versucht fühlen, ihn wieder zu betreten. Die Wege und Postkarren von Wiborg aus sind gewiß hinsichtlich der Fremden in derselben Absicht gemacht worden, und die, welchen diese Idee vorschwebte, haben ihr Ziel vollkommen erreicht. Ich bin überzeugt, daß kein Reisender, der den abscheulichen Weg von Wiborg aus durch Erfahrung kennt, sich zum zweiten Male, wenn es nicht absolut nothwendig ist, demselben preisgeben wird.

Acht Lieues vor Petersburg etwa hielt unser Kutscher seine Pferde bei einem großen hölzernen Schlagbaum, welcher quer über die Straße lief, an, zog ehrerbietig seinen Hut herunter und trat mit demüthiger Miene in ein von Schildwachen bewachtes Haus. Wir befanden uns an der russischen Gränze, und dieses Haus war die Douane. Finnland ist zwar seit mehr als dreißig Jahren mit Rußland vereinigt, aber wahrscheinlich setzt man nicht genug

Vertrauen in seine Kontrolle und seine Einsicht, um ihm die Visitation der Reisenden zu überlassen, welche in die Hauptstadt des Kaiserreiches kommen. Aus dem von Peter dem Großen eroberten Gouvernement Wiborg geht man in das Petersburger wie in ein fremdes Land.

Zwei Douaniers nahmen unsere Koffer und visitirten sie mit fast kleinlicher Sorgfalt. Die Bücher besonders erregten ihre Aufmerksamkeit; ich hatte die Vorsicht gebraucht, alle historischen oder literarischen Werke, welche ich während meines Aufenthalts in Finnland sammelte, nach Stockholm zu schicken; es war nun nichts mehr übrig, als ein russisches Dictionnaire und ein russischer Roman von Sagoskin; ein Oberbeamter nahm diese Werke, blätterte sie nach jeder Richtung durch, um sich zu überzeugen, daß sie keine Schmuggelsachen enthielten und zeigte sie dann einem seiner Collegen, wodurch jeder Verdacht vollends verschwand. Nach dieser doppelten Inquisition wurden mir meine unschuldigen russischen Bücher wieder zurückgegeben; aber ein unseliges aus einem französischen Journales verirrtes Blatt verlängerte die Visitation um eine gute halbe Stunde. Die Beamten nahmen einer nach dem andern meine Effekten, um sich zu überzeugen, ob nicht etwa noch ein Fragment dieser Unglücksblätter darin versteckt wäre, und da ich, Gott sei Dank, mich mit keinem weiteren versehen hatte, so entließ man uns sehr höflich, und wir begaben uns sogleich wieder auf unseren Wagen.

Nach den Mauthbeamten kam der Postmeister und verlangte unsern Podoroschna zu sehen. Der Podoroschna ist die amtliche Urkunde, in Folge deren ein Reisender Pferde erhält, oder wenn man lieber will, ein



Paßsupplement, um jedem Individuum, dem es einfällt, zu Wagen in diesem Lande zu reisen, eine zweite Gebühr abzupressen. Der Postmeister brachte uns unsern Podoroshna visirt, versteht sich, gegen Entrichtung einer neuen Taxe, und nöthigte uns vier Pferde zu bezahlen, was noch eine weitere Art von Tribut war; wir hatten bisher bloß drei Pferde gehabt, und wie es uns schien, war es hinreichend. Als er unsere Rechnungen nach Rubeln und Kopeken geregelt hatte, zeigte er mit dem Finger auf eine Kneipe hin, roth wie eine Säufernase, und fragte, ob wir nicht da hineingehen und eine gute Bouteille Wein trinken wollten. Ueberzeugt, daß er diesmal die gesetzlichen Vorschriften überschreite, glaubten wir, trotz unserer Achtung vor seiner Bortenmütze und seinem Kleide mit grünem Kragen, doch ohne ein Subordinationsvergehen sein Gesuch abschlagen zu dürfen.

Auf der folgenden Station gab es eine neue Visirung des Podoroshna und eine neue Taxe; wir waren bloß noch vier Lieues von Petersburg entfernt und doch sah es aus wie in düsteren und stillen Bezirken Nordlands; denn auf allen Seiten erblickten wir nur einen dichten Birken- und Fichtenwald, nirgends eine Thurmspitze, nirgends eine Wohnung. Endlich kommen wir an dem von einem halben Duzend Schildwachen und einem Bataillon Grenadiere besetzten Thore an; ein Douanier visitirt noch einmal von Grund aus unsere Effecten, und ein Offizier nimmt eine Inspection mit unseren Papieren vor; Gott sei Dank, die Untersuchung ist beendet, und wir sind in Petersburg. Doch nein, noch nicht ganz. Die mächtigen Gebieter von Petersburg, welche im Laufe eines

Jahrhunderts einen so ungeheuren Raum mit Gebäuden bedeckt haben, hoffen einen noch weit größern damit zu bedecken, und um nicht täglich die Thore ihrer Hauptstadt weiter hinausrücken zu müssen, haben sie dieselben wohlweislich eine gute Meile von ihren wirklichen Gränzen entfernt errichten lassen. Wir balancirten also noch eine starke Stunde wie Puppen auf unserm Wagen und ertrugen mit wunderbarer Resignation die unerwarteten Erschütterungen. Das Erste, wornach wir bei unserer Ankunft in der Hauptstadt des russischen Reiches verlangten, war, ich gestehe es, weder die marmorne Isaakskirche, noch der Winterpalast, noch irgend ein Gebäude, dessen Pracht uns der Fremdenführer in seinen officiellen Metaphern schilderte, sondern — ein Badhaus. Dieser erste Ausgang intra muros verschaffte uns, indem wir fünf Franken für eine Ruhestunde zahlen mußten, die Ueberzeugung, daß wir in derjenigen Stadt Europas uns befänden, wo das Leben am theuersten ist.

---

Petersburg.





## An Th. Greterin.

---

Ich begreife jetzt, welches Erstaunen die Rätke Peters I. erfassen mußte, als er ihnen den Plan eröffnete, die Hauptstadt seines Reiches von dem hehren Heiligthume des Kremels an die Gestade der Neva zu versetzen. Ich bewundere nun mehr als je den Divinationsgeist dieses großen Mannes, dem der Blick in die Zukunft jene edle Kühnheit und unerschütterliche Energie verlieh, womit er seine großartigsten Entwürfe ausführte. Man stelle sich auf einer Gränze Rußlands, an dem finnischen Meerbusen, eine ungeheure nackte und kalte Ebene vor, bespült von einem Flusse, den große Schiffe nicht passiren können. Als Peter I. diese Ebene zum Bauplaze seiner künftigen Residenz wählte, war sie nur ein kothiger, stets den Ueberschwemmungen der Neva ausgesetzter Morast; aber er hatte in Holland gelernt, wie man den feuchtesten Boden austrocknet und ihn vor den Verheerungen stürmischer Fluthen schützt. Was den Andern eine Riesenarbeit schien, war für ihn nur ein leicht übersteigbares Hinderniß, und er machte sich ans Werk. Er begann damit, eine Festung zu bauen, um die Neva gegen die Invasion der Schweden zu vertheidigen. Ehe aber dieser Bau unternommen werden

konnte, mußte man vorher den Boden fest machen und erhöhen. Die von allen Seiten des Reiches zu diesem Unternehmen herbeigerufenen Arbeiter hatten nicht einmal genug Hauen und Karren; sie trugen den Boden mit ihren Kleidern oder auf Strohmatte. Eine durch die Luftveränderung, strenge Arbeit und Feuchtigkeit des Klimas entstandene Krankheit raffte sie in Menge dahin; aber nichts beugte den unerschütterlichen Willen des Czars. Die Festung wurde in einem Zeitraume von fünf Monaten vollendet. Beunruhigt durch solche Anstalten rückten die Schweden mit einer Armee von zwölftausend Mann ins Feld; Peter zog ihnen entgegen, schlug sie und kehrte hierauf an sein Werk zurück. Kurze Zeit nachher standen um die durch einen Steg eingeweihte Festung schon eine doppelte Reihe kleiner hölzerner Häuser, eine Kirche, ein Arsenal, ein Wachthaus, eine Kanzlei und eine Apotheke. Jetzt fehlte noch eine Marine. Peter, der nach einander Soldat, Ingenieur, Architect und Matrose war, der durch sein Beispiel seine Nation Alles lehrte, was sie wagen sollte, errichtete an den Ufern des Ladogasees eine Schiffswerfte und erbaute fünfzehn Fahrzeuge; dann ging er bis an die Mündung der Nawa und bestimmte den Platz wo die Festung Cronstad erbaut werden sollte. Noch in dem nemlichen Jahre, wo er so viele Arbeiten unternommen und vollendet hatte, kam ein holländisches Schiff bis zu der neu entstehenden Stadt; es ward mit Jubel aufgenommen und seine Offiziere kehrten reich beschenkt zurück.

Um die Ausführung seiner Pläne zu beschleunigen, nahm Peter seine Residenz an dem Ufer der Nawa. Er bewohnte ein kleines hölzernes Haus, das nur aus zwei Zimmern, einer Hausflur und einer Küche bestand. Dieß

war der erste kaiserliche Palaß zu St. Petersburg; es ist das heilige Monument, das jeder Fremde zu sehen verlangt, und vor dem sich jeder wahre Russe voll Ehrfurcht niederwerfen sollte. Nicht weit von dieser bescheidenen Wohnung erbaute Mentschikoff eine andere für sich, gleichfalls von Holz, aber geräumiger und eleganter. Hier erteilte Peter I. seine Audienzen.

Indessen zog das Beispiel ihres Souverains eine Menge Familien auf eine kurz vorher noch völlig öde Küste. Handwerker und Kaufleute kamen, in der Hoffnung, in einer neuen Hauptstadt vieles zu erwerben, schaaarenweise herbei. Es kamen Leute aus Finnland und Liefland, aus der alten Stadt Nowgorod und den tatarischen Steppen. Man gab ihnen einen Bauplatz und Holz; dann errichteten sie sich eine Wohnung. Nicht zufrieden mit dieser ungewollenen Kolonisation, bediente sich der Czar, um sie zu vermehren und zu regeln, auch seiner absoluten Gewalt, und ohne diesen unbeugsamen Willen hätte er wahrscheinlich nie einen seiner kühnen Pläne ausführen können. Er befahl dreihundert fünfzig adligen Familien, sich zu Petersburg niederzulassen, den Kaufleuten und Gewerbtreibenden, dreihundert Häuser zu bauen, und den am Ufer der Newa Wohnenden, einen Kai zu errichten. Alle Fahrzeuge und Schiffe, welche den Fluß herauf kamen, mußten als Ballast eine bestimmte Zahl Bausteine mitnehmen. Im Jahre 1714 zählte diese durch den Willen Peters I. entstandene Stadt bereits mehrere tausend Häuser. Welche Freude und welcher Stolz würden in den glühenden Blicken des genialen Mannes leuchten, wenn er sehen könnte, wie weit sein Werk jetzt gediehen ist! Als er sein Schwert und sein Scepter an die Gränze seiner Staaten brachte, war sein

Plan kein anderer, als die Eroberung Finnlands zu vollenden, sein Reich bis an das baltische Meer auszudehnen und es mit den gebildetsten Nationen Europas in Berührung zu bringen. Dieses Ziel ward von seinen Nachkommen mit Beharrlichkeit verfolgt und mit Glanz erreicht. Ganz Finnland gehört jetzt zu Rußland und die Civilisation ist mit vollen Segeln in St. Petersburg eingezogen.

Man muß es gestehen, Rußland macht ungeheure Fortschritte. Seine öffentlichen Anstalten, seine Manufacturen, seine Strassen und Kanäle, Alles kündigt in diesem Lande eine Entwicklung der Ideen und der Industrie an, welche noch läugnen zu wollen, lächerlich wäre. Bloß die Regierung befindet sich jetzt in einer seltsamen Stellung. Sie hat den Fortschritt gewünscht, sie hat der Civilisation die Hände gereicht, ihr die Thore von Cronstadt und die Wälle ihrer großen Städte geöffnet; jetzt, wo sie dieselbe genauer ansieht, jetzt, wo die Bildung ihren Fuß auf den russischen Boden gesetzt hat, und stolz sogar in die kleinsten Flecken einzieht, ohne sich um Schildwachen zu bekümmern, kommt sie ihr wie das gigantische Phantom vor, welches in seiner weiten Hülle den diabolischen Geist des Mephistopheles verbarg und Faust erschreckte. Trotzdem citirt sie dieselbe, wie der deutsche Zauberer die Geister einer anderen Welt citirte, um die Forderungen seiner unruhigen Seele zu befriedigen und um seiner ehrgeizigen Macht einen neuen Aufschwung zu geben. Sie liebt und will diese Civilisation; aber sie möchte dieselbe unschuldig und rein, wie am Tage ihrer Geburt, nicht mit dem furchtbaren Apparate von Ideen und liberalen Constitutionen, sie sollte sich wie ein Kind allen Artiteln ihrer Ulfase unterwerfen und wie ein



Mädchen in der Kasankirche für das Wohl des Czars und seiner Familie beten. Die Regierung hat sie mit dem Gedanken des Absolutismus, gleichsam als ein Werkzeug ergriffen, das ihrer Leitung nicht widerstehen sollte; sie möchte sie in ihren Händen halten, wie die militärische und kirchliche Macht, sie möchte sie leiten wie einen Popen, sie discipliniren wie einen Rekruten, sie in ein Sieb bringen wie das Korn, welches gereinigt werden muß und selbst sie nach Gutdünken in kleinen Gaben wie eine gefährliche Arznei verbreiten. Daher gibt sie sich so viel Mühe, dieselbe nicht ohne ihre Aufsicht in den Geist ihrer Völker eindringen zu lassen, daher werden so viele Journale von ihren unbarmherzigen Censurscheeren an gefährlichen Stellen beschnitten, so viele Bücher auf den Index gesetzt; daher gibt es so viele Polizeidiener und Censoren, die gleich Schildwachen an den Gränzen wissenschaftlicher und literarischer Regionen aufgestellt sind, um jedem zu exentrischen Ausdrücke und jedem zu verwegenen Gedanken den Eintritt zu verwehren. Wahrlich, eine Komödie von Beaumarchais! Eine unnütze Vorsicht! Der weise Doctor trägt die Hausschlüssel an seinem Gürtel, und man stiehlt sie ihm. Er schließt die Thüre seiner Wohnung, und man geht durch das Fenster hinein. Er glaubt seine Pflegetochter für sich zu bewahren, und man entführt sie ihm. Alle unsere politischen Broschüren und die meisten unserer Journale sind in Rußland strenge verboten; aber eine Menge Romane und literarische Werke, die man duldet, sind mit Ideen geschwängert, welche die periodische Presse beherrschen. Kein russisches Lesekabinet erhält den National, dagegen aber die Gazette de France, das Organ eines Liberalismus, den

man wohl buchstäblich nehmen kann<sup>1)</sup>. Die Russen erhalten nur mit Mühe die Erlaubniß nach Frankreich zu reisen, und dieses Verbot macht ihre Neugierde erst recht rege. Wenn sie in Deutschland oder Italien sind, so suchen sie Alles eifrig, was aus Frankreich kommt. Man will den Grundsätzen der Prüfung, der Erörterung, des Liberalismus den Eingang in das Reich versperren, und doch bringen die Bewohner des Landes selbst, so wie die Reisenden, diese Grundsätze in ihrem Herzen und Gewissen, wo weder die Hand der Polizei, noch die Scheere der Censur hindringen kann, aus dem Auslande mit. Die Ideen, welche man fürchtet, die durch so viele Erlasse proscribirt und mit so vielen Schranken umgebenen Ideen kommen doch, trotz aller Hindernisse, welche sie überschreiten müssen. Sie überschiffen die Meere, wandern auf allen Strassen, und verbreiten überall ihre Keime, wie jener leichte Saame, den der Wind auf seinen Flügeln von einem Lande zum andern trägt. Kein Sanitätscordon kann ihren Lauf aufhalten.

Bis jetzt sind der Unterricht, die Wissenschaft, die Werke der Kunst und Civilisation auf die hohen Klassen der Gesellschaft beschränkt. Die Regierung, die Adelligen,

---

1) Man findet auch in mehreren Petersburger Cafés und bei reichen Familien das *Journal des Débats*; aber die Post liefert es nur zu hundert Thalern jährlich, und gibt davon oft bloß ungestaltete Fetzen; denn jedes fremde Journal wird bei seiner Ankunft in Petersburg einer strengen Censur unterworfen, und man kann sich denken, welche Verheerungen über unsere ersten Pairs ergehen, wenn ich sage, daß manchmal sogar unschuldige deutsche Blätter verstümmelt werden.

die reichen Partikuliers sind die alleinigen Besitzer dieser neuen Domaine, wie sie die alten Grundherren sind. Das Volk liegt noch in einer tiefen Unwissenheit, in dem Schlafe des Indifferentismus und der Finsterniß des Aberglaubens. Seine Güter und die Güter seines Herrn bauen, sein Brod im Schweisse seines Angesichts erwerben, entweder durch Karrenarbeit oder durch irgend ein Handwerk, vor jeder Kirche und jedem Kreuze niederfallen, dieß ist all sein Wissen und seine ganze Religion. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß vier Fünftel von den russischen Bauern weder lesen noch schreiben, ja zum großen Theile nicht einmal ein Gebet in ihrer Kirche hersagen können. Das Kreuzeszeichen ersetzt ihnen alle Ausrufungen. Die Priester, welche sie aufklären und unterrichten sollten, sind gewöhnlich selbst sehr unwissend oder bekümmern sich gar nicht um die Erfüllung ihrer edeln Mission, und die prekäre Lage, in welcher sie leben, oder vielmehr ihre Armuth, gestattet ihnen auf ihre Pfarrkinder nicht den legitimen Einfluß, welcher die Folge eines ehrbaren Wohlstandes ist. Und doch hat dieses so unwissende, sich selbst überlassene Volk von der Natur eine wunderbare Fassungskraft erhalten. Elend und Noth, welche oft die Entfaltung der Geisteskräfte hemmen und ganz unterbrechen, wecken im Gegentheile die des russischen Bauern, und der Gehorsam ist für ihn ein mächtiger Hebel. Bei den fern von den Städten cantonirenden russischen Truppen macht der Chef aus seinen Soldaten Alles, was er will. Zu dem Einen sagt er: Du mußt ein Schuhmacher seyn; zu dem Andern: Du ein Schneider; zu dem Dritten: Du ein Hufschmied; diese Leute nehmen nun die betreffenden Handwerkszeuge und werden das, was man ihnen befohlen hat, geduldige und fleißige Arbeiter, öfters

geschickte Künstler. Auf dem Lande gibt es Leute, die aus Zufall ein Buch gefunden, lesen gelernt, sich dann weitere Unterrichtsmittel verschafft und so bedeutende Kenntnisse erlangt haben, wobei sie jedoch nicht unterließen, den Boden zu bauen und ihre Lebensmittel herbeizuschaffen. Ich kenne einen jungen Leibeigenen, der aus freiem Antriebe sich dem Studium der Medizin widmete. Durch wiederholtes Lesen der Bücher, die er nöthig hatte, und mit der größten Mühe zusammensuchte, gelangte dieser junge Mann so weit, daß er ein sehr ehrenvolles Examen bei einer Fakultät bestehen konnte. Gegenwärtig ist er als Arzt bei der herrschaftlichen Besizung angestellt, zu welcher er gehört. In den Städten gibt es eine Menge Leibeigene, die ganz jung mit Erlaubniß ihres Herrn ihre Hütte verließen und sich durch Fleiß und Geschicklichkeit ein bedeutendes Vermögen erworben haben. Scheremetieff zählt unter seinen Leibeigenen mehrere Millionärs. Der Gouverneur einer der ersten Festungen des Reiches und der erste Tabaksfabrikant Rußlands waren Leibeigene. Einer der reichsten Kaufleute Moskau's kann die Wechsel, welche er honoriren muß, nicht einmal lesen; nie wurde ihm ein Unterricht zu Theil: der merkantilitische Geist hat sich in ihm durch eine Art angeborenen Instinctes, durch täglichen Handelsbetrieb entwickelt, und er macht jährlich für mehrere Millionen Geschäfte.

Ich hatte schon im äußersten Norden diese Geschicklichkeit des Russen für alle möglichen Arbeiten und Handwerke bemerkt. Hier werden die Völkerschaften, mit denen er Verbindungen anknüpft, bald abhängig von ihm; er beherrscht sie durch seine Geduld, seine Erfahrung und oft auch durch seine Schlaueit. Der russische Schiffer wagt sich auf das Eismeer mit Fahrzeugen, die ein guter nor-

weg'scher Matrose keines Tauwerks für würdig halten würde, und zu einer Zeit, wo die andern Seefahrer nach dem Hafen eilen. Der russische Fischer wirft da große Netze aus, wo sich der Fischer von Finnmarken fortwährend, wie seine Väter, einer nutzlosen Angel bedient. Der russische Kaufmann holt mit einigen Säcken Mehl und einer kleinen Anzahl kurzer Waaren in zwei Wochen Alles, was der arme norwegische Bauer und der nomadisirende Lappe während des Sommers und Winters mit großer Mühe in dem Wasser gefischt und auf ihren Felsen erlangt haben.

Zu Petersburg fand ich nach einem größeren Maßstabe unter dem gemeinen Volke, den Handwerkern und den Kutschern, welche auf den öffentlichen Plätzen sich aufhalten, dieselbe Ausdauer in der Arbeit, dieselbe Gewinnsucht und dieselbe Geschicklichkeit in ihren Verrichtungen. Die Klasse der Kutscher oder *Ischwoosky* ist ein ganz besonderer und ausnehmend charakteristischer Menschenschlag. Man könnte ein interessantes Buch über ihre Sitten, ihre Lebensart und die täglich vorkommenden dramatischen oder komischen Scenen schreiben, deren Haupthelden sie sind. Die meisten dieser Kutscher sind Russen und von Geburt Leibeigene; jung kommen sie nach Petersburg, treten zuerst in einen Dienst, bis sie genug Geld erspart haben, um ein Pferd, ein Droschky und einen Sack Haber zu kaufen; dann sind sie glücklich und stolz, Herren einer Equipage, bewegen sich frei in der großen Stadt herum, und führen von einem Viertel zum andern bald den Bürger, bald den fremden Reisenden, bald den Offizier, bald die Modehändlerin, oder auch den großen Herrn, der sich seines eigenen Wagens nicht bedienen wollte, und den Handwerker, den ein Geschäft irgend wohin ruft. Mitten in der Kaiserstadt

führen diese Kutscher ein nomadisches Leben, noch mehr als die Tartaren in ihren Steppen oder die Lappländer; auf ihrem Gefährte verbringen sie die Stunden der Ruhe, an einer Strassenecke kaufen sie ein Stück Brod, ein Glas K'vas, und machen sich bei dem ersten Winke zum Fahren bereit. Ihre Pferde sind wie sie, an Hunger, Durst, Strapazen und alle Widerwärtigkeiten eines unbeständigen und strengen Klimas gewöhnt. Ihr kleines Fuhrwerk ist gewöhnlich in sehr gutem Stande, und die meisten von ihnen gleichen mit ihrem langen Barte, ihrem blauen durch einen farbigen Gürtel zusammengehaltenen Kastran ziemlich den Kutschern von gutem Hause.

Tag und Nacht ist der Ischwoosky auf den Rats und Strassen, indem er bald in kurzem Schritte fährt, bald da und dort einen Fußgänger anruft. Wenn ihr auf einem Trottoir stille stehet, so kommt er herbei; wenn ihr ohne ein Wort zu sagen vorübergehet, so verfolgt er euch noch mit dem Blicke; wendet ihr euch nach ihm um, so gibt er seinem Pferde einen Peitschenhieb, und schon ist er bei euch. Seid ihr endlich entschlossen, sein Droschky zu besteigen, dann beginnt die große Unterhandlung. Da er an keine regelmäßige Tare gebunden ist, so fordert er gewöhnlich für die Fahrt oder die Stunde dreimal mehr, als er erwarten darf, und wenn man über die unmäßige Forderung sich beklagt, so hat er alle möglichen schon seit langer Zeit eingelernten Vorwände und zählt sie mit unglaublicher Geläufigkeit auf. Er spricht von dem weiten Wege, dem schlechten Wetter und dem schlechten Pflaster; er rühmt die Lebhaftigkeit seines Pferdes und die Eleganz seiner Equipage. An einem Festtage hat er ein anderes, weit längeres und weit schwieriger zu beseitigendes Thema,

als an gewöhnlichen Tagen. Während dieser Verhandlungen kommen zum Unglücke für ihn andere Kutscher herbei, die ebenfalls nach einigen Rubeln schnappen. Er sieht die Gefahr der Concurrenz, gibt nach, und sobald der Handel abgeschlossen ist, steht der Ischwoßky mit seinem Pferde und seinem Gefährte wie ein rechter Leibeigener euch zu Dienst. Er horcht mit gesenktem Kopfe auf den kleinsten Wink, den ihr ihm gebet. Wenn er mit euch spricht, so zieht er ehrfurchtsvoll den Hut ab, wie wenn er mit seinem Herrn und Gebieter reden würde. Er hält nach eurem Willen kein Pferd an, arbeitet sich durch das Gedränge der Wagen, und wendet rechts oder links mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit. Sein Droschky ist indeß nicht sehr bequem. Man sitzt rittlings darin, wie auf einem Pferde, man erhält oft derbe Stöße und ist weder gegen Wind noch Regen geschützt; aber es ist ein Gefährt von ausnehmender Leichtigkeit, mit dem man rasch die langen Strassen von Petersburg durchfliegt.

Wenn der Kutscher auch eure Sprache nicht versteht, so ist dieß gleichgültig; ein Blick, ein Wink genügt ihm. Er erräth eure Wünsche, er kommt euch in eurer Verlegenheit zu Hülfe. Man nenne ihm nur den Namen der Straße und des Hauses, wohin man gehen will, so fragt er selbst die Vorübergehenden oder den Butschnik, um die Personen zu finden, welche ihr besuchen wollt. Einmal hatte ich einen Ischwoßky gedungen, um mich in die Liteinia zu führen. Am folgenden Tage begegne ich ihm wieder an einem andern Ende der Stadt, ich nenne ihm dieselbe Straße, und ohne ein Wort zu sprechen, führt er mich vor dasselbe Haus, wo ich den Abend vorher ausge-

stiegen war. Zwei auf einander folgende Fahrten hatten ihm die Gewohnheiten der Freundschaft enthüllt<sup>1)</sup>.

Die Pflasterer und Zimmerleute besitzen, wie diese Kutscher, einen seltenen Instinkt und eine angeborene Resignation. Die meisten haben keinen anderen Handwerkszeug, als eine Art; mit dieser verfertigen sie Möbel und Getäfel; sie behauen das Holz damit und erbauen Häuser und Schiffe. Den ganzen Tag hindurch arbeiten sie geduldig und schlafen Winters unter ihrem Zimmerholz, Sommers an Strassenecken. Das nackte Pflaster dient ihnen zum Bette, ein Stein ist ihr Kopfkissen, und ihren Schafpelz gebrauchen sie als Decke. An dem Winkel der eisernen Brücke, welche zum Palaste des Großfürsten führt, sah ich jeden Tag eine arme Frau auf einer Steinbank sitzend schlafen, den Kopf an einen Korb gelehnt. Es war eine Kuchenhändlerin, welche des Sommers keine andere Herberge suchte. Mit einbrechender Nacht kam sie dort hin und erwachte dann Morgens früh, um ihrem bescheidenen Gewerbe auf allen Seiten nachzugehen. Zu Ende des Winters kehren die meisten jener Arbeiter, welche aus dem Innern des Landes gekommen sind, mit der Frucht ihres Fleißes und ihrer Sparsamkeit zu ihrer Familie zurück. Ich habe auf der Straße von Moskau oft ganze Schaaren derselben gesehen, wie sie den Schnappsack auf dem Rücken

---

1) Wer sich mit den Kutschern zu verständigen weiß, kommt in Petersburg ziemlich billig. Eine Fahrt von einem Viertel in das andere kostet gewöhnlich bloß einen Rubel Papiergeld (1 Fr. 50 Cent.) Diese Kutscher übernehmen auch Commissionen und geben Briefe und Pakete ab, die man ihnen anvertraut.



und Kindenschuhe an den Füßen fröhlich dahin wanderten, gleich Leuten, die sich nach dem Boden sehnen, wo sie geboren sind, und nach dem Hause, das ihnen werth ist.

Man betrachte mit Unparteilichkeit die natürlichen Anlagen, die physische Kraft, die Geduld und die verwaltschaften Reime bei diesem Volke, dem wir täglich noch den Namen Barbaren beilegen; man bedenke, zu welcher Entwicklung es auch bei dem beschränktesten Unterrichte gelangen kann, so wird man leicht seine Fortschritte ahnen, wenn es erst die Hand an den Baum der Wissenschaft legt und seinen Geist in die lebendige Quelle der Civilisation taucht.

Durch seine natürlichen Anlagen und seine Politik hat das eigentliche Rußland, welches vor dreihundert Jahren sechs Millionen Einwohner enthielt, nach und nach die unzähligen Völkerschaften, welche es umgeben, bezwungen, mit sich vereinigt und die Hälfte des Erdkreises erobert. In seiner groben Unwissenheit machte es seine geistige Superiorität über die Horden der Tataren und Kosaken geltend; es hat sie durch seine Geschenke verführt, durch Unterhandlungen angelockt und durch seine geistigen und materiellen Kräfte gefettet. Den finnischen und deutschen Provinzen des baltischen Meeres an Bildung weit nachstehend, wußte es dieselben durch zeitgemäße politische und administrative Concessionen, so wie durch eine klug angewandte Großmuth an sich zu fesseln. Seine große Kunst bestand darin, den Charakter der Völker, die es besiegen wollte, zu studiren, ihre anererbten Gebräuche, ihren Kultus und ihre Lebensart zu achten, sein Regierungssystem ihren Bedürfnissen anzupassen und sich dieselben allmählig durch gemeinschaftliche Aussichten und Interessen zu assimiliren; dieß ist mit Einem Wort, man

kann es nicht läugnen, eine sehr milde und manchmal fast väterliche Regierung. Nur darf keines jener Völker, die mit so viel Schonung behandelt werden, einen Ruf der Empörung vernehmen lassen, sonst hört das Assimilations-system plötzlich auf. Das eiserne Schwert fällt in die Wagschale und dann wehe den Besiegten!

Ich komme wieder auf Petersburg zurück, und muß sagen, daß ich während meines Aufenthaltes in dieser Stadt nie jene Verkäuflichkeit der Beamten wahrgenommen, noch jene Nachspürungen der Polizei zu erdulden hatte, welche man mir in der Ferne wie ein Gespenst darstellte. Es ist indeß nur zu wahr, daß diese zwei Geißeln im Schooße der russischen Staatshaushaltung existiren; die Russen selbst machten vor mir kein Geheimniß daraus. Aber ich kann doch versichern, daß die Bureaukratie mir nicht die Hände reichte, und daß ich zu keiner Bestechung meine Zuflucht nahm, um das zu erlangen, was ich wünschte. Die niederen Beamten haben bloß einen beschränkten Verstand und einen zugleich demüthigen und hochfahrenden Sinn. Die Natur des Leibeigenen und des Freien ist in ihnen verschmolzen. Sie nehmen die vorgeschriebenen Verordnungen wörtlich, gehorchen wie Kosaken ihrem Postenbefehl, bücken sich wie Bediente vor ihrem Chef, und richten sich wieder in ihrer ganzen Höhe vor dem auf, welcher ihrer bedarf. Die höhern Beamten sind meistens sehr zutrauliche Leute, die mit Leichtigkeit mehrere Sprachen reden und sich gegen den Fremden äußerst höflich betragen. Ich würde mehrere derselben hier anführen, wenn ich nicht mit gutem Grunde glauben dürfte, daß es ihnen nicht lieb wäre, ihren Namen gedruckt zu lesen. Und wie kann ich vollends die Artigkeit und Freundlichkeit der Polizei schildern? Sie ist die

Anmuth und Höflichkeit selbst. Sie ist kokett, wie ein Mädchen, und honigfüß, wie ein Madrigalendichter; sie trägt ein grünes Kleid, das Symbol der Hoffnung, und einen Kragen, blau wie der Himmel. Ich suchte immer unter ihren goldenen Borden, ihren Mohrbändern, eine verborgene Krallen, eine Hellebardenspitze, aber auf welche Seite ich mich auch wenden mochte, begegnete ich nur einer sammetweichen Miene und einem liebkosenden Lächeln. In der Kanzlei des Grafen von . . . . befindet sich ein kleiner General, welcher die Fremden empfangen muß und der wie ein Buch spricht. Er hat Komplimente, wie die von Badius, und Epigramme, die in Weihrauchsluthen getaucht sind. Wenn man ihn hört, so sieht er nichts lieber, als daß die Franzosen nach Rußland kommen und lange da bleiben; ihre Bemerkungen interessiren, ihre Reiseberichte entzücken ihn. Nach Beendigung einer so schönen Rede fertigt er einen oder zwei Agenten in Angelegenheit dieser Franzosen, welche zu sehen er sich so glücklich schätzt, ab, damit der Domestike, welcher dieselben bedient, und der Besitzer des Hotels, in dem sie logiren, ihr ganzes Betragen überwachen und über all ihre Handlungen Bericht erstatten, was mir wenigstens sehr wahrscheinlich schien; aber diese tägliche Inquisition geht in der Stille vor und ohne daß man Etwas davon merkt. Die Federn der Polizei sind wie die einer Uhr unter einem emailirten Zifferblatte verborgen; man weiß, daß sie existiren, daß sie regelmäßig ihren bestimmten Lauf vollenden; aber man erkennt ihre Bewegungen nicht und man möchte sie manchmal für stillstehend halten, bis eines Tages die verhängnißvolle Stunde schlägt, und ein Mann, den ihr zwanzigmal auf der Perspective gleich einem Pflastertreter wandeln oder die Jour-

nale im Kafé Böranger lesen gesehen habt, sehr höflich den Fremden ersucht, innerhalb vierundzwanzig Stunden abzureisen oder den russischen Bürger, in eine Ribitka zu steigen, welche ihn über den Ural nach Sibirien führen wird, wo es sehr schön seyn soll.

Die Strassenpolizei wird mit derselben Stille verwaltet, wie die im Innern der Häuser. Nirgends begegnet man Stadtsergeanten, noch Gensdarmen zu Fuß oder Pferd. Von Strecke zu Strecke sieht man bloß die kleine Hütte des Butschniks. Hier befinden sich drei Mann in militärischem Rocke, welche abwechselnd vor ihrem Wachthause mit einer Hellebarde und einer Peise, deren sie sich bedienen, um den nächsten Posten zu Hilfe zu rufen, auf und ab spazieren. Selten indeß müssen sie zu diesem äußersten Mittel greifen. Ihr gewöhnlichstes Geschäft ist, die Trunkenbolde von der Straße aufzuheben oder einige unvorsichtige Fiaker zur Ordnung zu weisen. Die übrige Zeit können sie friedlich in ihrem Quartiere schlafen oder sich bequem in die Sonne setzen. Ihre Stelle ist für sie gleichsam eine Versetzung in den Ruhestand. Die meisten von ihnen dienten unter dem Militär, und man gibt ihnen nach zwanzig bis dreißig Dienstjahren diese Stelle bei der Polizei, wie man solche Leute bei uns in das Invalidenhaus aufnimmt. Und warum sollten sich auch diese Butschniks mit einer unnützen Sorge befassen? Die Diebe in Petersburg sind die allerfeinsten, welche es gibt. Nicht mit der Art und mit Einbrechen üben sie ihr Gewerbe aus; sie schlagen oder tödten ihr Opfer niemals. Bewahre Gott, solche Grausamkeiten kommen ihnen nicht einmal in den Sinn. Nein, sie stipizien euch mit geübter Hand eure Börse oder euer Portefeuille hinweg; lassen im Vorbeigehen eine kleine Klinge unter eure

Weste schleichen, und siehe, eure Uhrkette ist fort. Sparta, jene weise Republik, welche es sich zum Gesetze machte, jede Art von Verdienst bald mit einem prächtigen Titel, bald mit Gefängniß zu beehren, hätte gewiß nicht unterlassen, so erfahrene Spitzbuben zu belohnen, und die guten Buschniks, welche nicht so reich sind, um ihnen einen Ehrensold geben zu können, lassen sie wenigstens in Ruhe ihr Geschäft verfolgen. Wenn man einmal die beschwerlichen Schranken der politischen Welt verläßt, so findet man bei der Petersburger Polizei eine Art väterlichen, wahrhaft rührenden Mitleides. Es scheint, daß sie jeden Morgen beim Wiederbeginn ihrer Geschäfte zu sich selbst sagt: Jedermann muß leben; und in dieses liebevolle Axiom schließt sie auch die Spitzbuben und Diebe ein, vorausgesetzt, daß sie sich anständig benehmen und kein Geräusch machen. Am ersten Tage meiner Ankunft in Petersburg traf mein Reisegefährte in der Kasankirche einen jener thätigen Industrie-ritter, welcher an seiner runden Tasche merkte, daß er ein zu schweres Gepäck trüge, und sich zur Pflicht machte, ihn davon zu befreien. Er nahm ihm ein Portefeuille, das sechshundert Rubel enthielt. Der arme Reisende, einer Summe beraubt, wovon er einen ganz anderen Gebrauch zu machen gedachte, wandte sich an mehrere Einwohner in Petersburg, und fragte, welches Mittel er zur Wiedererlangung seines Geldes ergreifen müßte. Man antwortete ihm, jede Mühe wäre verloren, die Polizei würde ihn einer Menge beschwerlicher und kostbarer Formalitäten unterwerfen und ihm doch nichts mehr verschaffen.

Der Reisende, welcher ein wenig auf Glücksgüter hält, muß in einem Hotel, wie einem kleinen Walde von Bondi, sehr auf der Hut seyn, und wenn er ausgeht, nur das

auf dem Tische liegen lassen, was keine Begierde erregen kann, ein doppeltes Schloß an seinen Koffer legen und die Thüre doppelt schließen. Diese Gasthöfe haben noch eine andere nicht minder widerwärtige Unbequemlichkeit. Es herrscht nemlich in denselben eine Unreinlichkeit, von der man nicht einmal in den dunkelsten Posadas Spaniens ein Beispiel finden kann. Ich wohnte zu Petersburg in einem Gasthose, den man mir als einen der besseren bezeichnet hatte. Alle sieben oder acht Tage, wenn mein Muschik, müde auf der Treppe zu gähnen, nicht wußte, was er thun sollte, hob er meine Bettdecke auf, schüttelte ein wenig frisches Wasser in mein Waschgefäß, und ging dann wieder fort, entzückt solche Wunder verrichtet zu haben. Eine Kommode zu reinigen oder einen Lehnstuhl abzuwischen, war weit unter seiner Würde; er ließ ruhig ganze Wellen von Staub auf den Möbeln sich aufhäufen.

Welcher Contrast zwischen diesen so schmutzigen, widerlichen Gasthöfen, und den großen, majestätischen Strassen von Petersburg! Man hat so oft den imponirenden Anblick dieser Hauptstadt geschildert, daß ich nicht weiß, was ich zu dem schon Gesagten noch hinzufügen könnte. Es ist nicht meine Sache, ein Viertel nach dem andern darzustellen und den „Fremdenführer“ abzuschreiben. Ohne Widerrede ist Petersburg die prachtvollste Stadt, welche in Europa existirt: sie hat breite Strassen, breit wie die Squares in London, und schnurgerade, wie die Gartenalleen im achtzehnten Jahrhunderte, und Gebäude, die bei einem Umfange von einer halben Viertelmeile eine zahlreichere Bevölkerung enthalten, als viele der kleinen schwedischen und sogar deutschen Städte. Es gibt hier keine engen und schlechten Gäßchen; man könnte glauben, diese ungeheuer große

Stadt sei bloß von Millionärs bewohnt; überall dasselbe Nivelllement, überall Luft und Raum, reiche Schneidershäuser, welche Schlössern gleichen, Wohnungen von Edelleuten, auf welche Fürsten stolz seyn dürften; bei jedem Schritte gemeißelte Balkone, Eisengitter, dorische Säulen, Bronze und Marmor, Porphyr und Granit. Alle diese reichen Bauten mit ihren grünen Dächern, ihren runden, vergoldeten Kuppeln, ihren glänzenden Blitzableitern, die sich gleich Nadeln in die Luft erheben, bringen beim ersten Anblicke eine wunderbare Wirkung hervor. Man geht nach allen Seiten mit einer immer wachsenden Neugier, man steht stille und betrachtet mit einer Verwunderung, welche in nichts dem durch den Anblick anderer Städte hervorgebrachten Erstaunen gleicht. Bald folgt dieser Verwunderung eine gewisse Abspannung des Geistes, welche gleichsam eine Entzauberung ist. In den so breiten, so geraden Strassen, auf den mit so ungeheuer großen Gebäuden begrenzten Plätzen, gibt es nichts, was das Auge fesselt und den Geist interessirt. Die Geschichte hat diesen glänzenden Monumenten ihre hehre Weihe noch nicht ertheilt, die Kunst ihnen den unsterblichen Charakter ihrer Vollendung noch nicht aufgedrückt, die Poesie überschattet sie nicht mit ihren Flügeln; eine Stadt ohne Geschichte und Erinnerungen ist wie eine schöne Frau ohne Geist. Die Geschichte von Petersburg ist erst ein Jahrhundert alt, und wenn man die Schaluppe, die Hütte, die erste Wohnung Peters des Großen, die Eremitage gesehen hat, an welches andere Gebäude knüpft sich eine glorreiche Erinnerung? Petersburg ist eine ganz junge Stadt, die sich mit dem Feuer der Jugend entwickelt und Riesenschritte macht. Vor dreißig Jahren sah man da, wo sich gegenwärtig eines ihrer

lebhaftesten Quartiere erhebt, nur einen Sumpf und Buschwerk. Man hat mir von einem Edelmann gesagt, der nach fünfzehnjähriger Abwesenheit nach Petersburg zurückkehrte, und in der Meinung, die Grenzen seiner Vaterstadt seien noch die alten, wie er sie verlassen, eines Morgens sein Gewehr um die Schulter hing, seine Hunde mit sich nahm und den Weg nach dem Walde einschlug, wo er in seiner Jugend Wölfe und wilde Schweine gejagt hatte; aber als er die Richtung der früher so öden und wilden Gegend wieder auffand, sah er eine doppelte Reihe prachtvoller Häuser, und da wo früher nur dichtes Gestrüpp gestanden hatte, erblickte er jetzt Magazine und Gasthöfe.

Fortgerissen von ihrer raschen Entwicklung, scheint die Bevölkerung von Petersburg bis jetzt nur Einen Gedanken zu haben, nemlich den ungeheuren Raum, welchen sie einnimmt, so bald als möglich mit Gebäuden zu bedecken und denselben durch eine maßlose Ausdehnung und einen unerhörten materiellen Luxus ein kolossales und prächtiges Aussehen zu geben.

Was die Kunst betrifft, welche, um sich zu entwickeln nicht so vieler Felsenblöcke und Vergoldungen bedarf, so sieht man wohl, daß sie dieß auch schon einigermaßen begriffen aber noch nicht durchgeführt hat. Die meisten öffentlichen Gebäude in Petersburg sind in dem schlechtesten Geschmacke erbaut: übelverstandene Nachahmung der Renaissance, plumpe Nachbildung der griechischen Form und geschmückte Kopie des Rococo; wenig Ebenmaß in dem Ganzen; da und dort einige schöne Arbeiten in den Details. Die Isaakskirche, völlig aus Marmor, Porphyrt und Granit erbaut, schreckt schon durch ihr Aeußeres ab; sie hat indeß eine großartige Partie: den Giebel von Le-



maitre, und den von einem in Rußland geborenen aber seiner Abkunft nach italienischen Künstler, an welchem sich ein Jungfraukopf von hoher Schönheit befindet. Die beiden vor der Kasankirche stehenden Bronze-Statuen haben so plumpe Formen, daß sie ein in Kunstfachen nur etwas kritisches Auge schwer beleidigen und die bei der Brücke von Kaminoi errichtete Statue Suwarows ist so grotesk, daß ich nicht begreife, wie man sie noch da stehen lassen kann. Unter den Werken der Sculptur sind noch die vier stolzen, kräftigen, lebensvollen Pferde an der Antschikowbrücke, der schön gearbeitete Granitmonolith, welcher die Statue Alexanders trägt, und die Reiterstatue Peters des Großen, eine bewunderungswürdige Schöpfung unseres Falconet; unter den Gebäuden ist der Palaß des Großfürsten Michael, der in einem edlen und eleganten Style errichtet ist, so wie der Winterpalaß zu bemerken. Es gibt in der Welt wenig so großartige Gebäude, wie das letztere. Hier residirt acht Monate lang jener Kaiser, dessen Herrschaft sich über zwei Hemisphären erstreckt, jener Mann, der sechszig Millionen Menschen regiert, jener Souverain ohne Konstitution, dessen Befehlen man unbedenklich gehorcht, der mit einem Federstriche, mit einem Winke den mächtigsten seiner Großen nach Sibirien schicken und einen armen Leibeigenen zum Fürsten erheben kann. Augustus regierte über kein so unermessliches Reich, und Ludwig XIV. besaß keine so absolute Gewalt über seine Unterthanen. Das gemeine Volk in Petersburg betrachtet diesen Palaß mit einer seltsamen Mischung von furchtsamer Achtung und Vertrauen; es weiß, daß hier sein Geschick entschieden wird, daß sich hier das höchste Gesetz befindet, das Gesetz, welches seine Väter regiert hat und welches vielleicht auch seine Kinder regieren

wird. Die Blicke nach der kaiserlichen Wohnung gerichtet, wiederholt es das althergebrachte Sprichwort: „Bei dem Czar ist die Gewalt, bei dem Czar der Tod.“

Im Laufe eines Jahrhunderts war dieser Palast der Schauplatz der glänzendsten Feste und der größten Besorgnisse. Hier versammelte Katharina manchmal die vornehme Gesellschaft, mit der sie sich zu umgeben liebte, und hier vernahm Alexander den Einzug der Franzosen in Moskau. „Welche adelige Familie gibt es in Rußland,“ sagt ein Petersburger Schriftsteller, „die nicht eine glorreiche Erinnerung an diese Mauern knüpft? Unsere Väter, unsere Vorfahren, alle unsere in der Politik, Staatsverwaltung und im Kriege berühmten Männer, erhielten hier aus den Händen des Souverains und im Namen des Vaterlandes den Beweis der ihren Arbeiten, ihren Diensten und ihrem Werthe gebührenden Auszeichnung. Hier ließen Lomonosow und Derschawin ihre nationale Feier ertönen, und hier las Karamsin seine Geschichte vor einer hohen Versammlung. Dieser Palast ist das Palladium all unseres Ruhmes, der Kreml unserer neuen Geschichte.“

Der Tag, wo man diesen neuen Kreml auf allen Seiten von Flammen ergriffen, verwüstet und verbrannt sah, war für Petersburg ein Tag des allgemeinen Schmerzes. Es schien, als hätte Jeder sein eigenes Haus verloren durch den Verlust dieses Gebäudes, des Stolzes der Stadt, und viele Tausend Bürger baten um Erlaubniß, es auf ihre eigenen Kosten wieder erbauen zu dürfen. Der Graf Barinshy bot dem Kaiser eine Million von seinem Vermögen, um den Wiederaufbau des Palastes zu befördern. Ein armer Kaufmann wollte tausendfünfhundert Rubel geben, die Frucht seiner Arbeit und Sparsamkeit. Zwei Tage

nach dem Brande fuhr Nikolaus allein in seinem leichten Droschky durch eine Straße. Da lief ein Mensch mit langem Barte und dem Kaftan eines Muschik zu dem Kaiser hin, legte ihm fünfundzwanzigtausend Rubel in Bankbillets auf die Kniee und ging davon, ohne nur seinen Namen zu nennen. Der Kaiser wollte diese edelmüthigen Anerbietungen nicht annehmen, und der Palast wurde in einigen Monaten wieder aufgebaut, fast ganz so, wie er vorher war, mit seinen buntfarbigen, mosaikgleichen Parkets, seinen kleinen mit Malachitsäulen und Lazursteinmöbeln geschmückten, frischen und mysteriösen Gemächern, so wie seinen großen, glänzenden Empfangsälen, unter denen der eine wie ein byzantinisches Bild von oben bis unten vergoldet, der andere mit dem schönsten Marmor bekleidet ist. Einer dieser Säle ist dem Andenken Peters des Großen gewidmet, ein anderer dem Alexanders. Man sieht es gerne, daß in der Wohnung eines Souverains sich das Andenken an seine berühmtesten Vorfahren auf diese Art fortpflanzt; sie sind bei ihm gleichsam die Schutzgeister seines Hauses und seiner Staaten. Mit der Huldigung, welche er ihnen widerfahren läßt, verpflichtet er sich zugleich, ihren Muth und ihre Tugend nachzuahmen, und in schwieriger Lage kann ihr Anblick ihm glückliche Gedanken einflößen. Zwei andere Säle sind mit den Porträts sämtlicher Generale, welche den Feldzug von 1812 mitmachten, und sämtlicher Marschälle des russischen Reiches bedeckt. Hier habe ich zum ersten Male ein Portrait von Potemkin gesehen. Er war ein Mann von kolossaler Gestalt und einnehmendem Wesen, zugleich durch seine kräftigen Glieder und den milden Ausdruck seiner blauen Augen in Erstaunen setzend, ganz gemacht, eine Armee Kosaken zu kommandiren

und das Herz eines Weibes zu beunruhigen. Alle Möbel und kostbaren Ornamente, welche den alten Palast schmückten, wurden aus den Flammen gerettet; sie zieren jetzt das neue Gebäude. Hier sind Pyramiden von goldenen und silbernen Gefäßen, die dem Kaiser und seinem Sohne von verschiedenen Städten, die sie besuchten, zum Geschenke gemacht wurden; in der Kapelle schimmern die Bilder von Rubinen, Diamanten und Smaragden; die kleine Eremitage enthält die reiche von allen Kennern bewunderte Gemäldegalerie.

Wenn wir schon bemerkt haben, daß wenig wahres Gefühl für Kunst an den Gebäuden von Petersburg sich findet, so wird dieser Zustand der Mittelmäßigkeit doch sicherlich nicht lange mehr dauern. Der Kaiser und die Großen lieben die Künstler, sie überhäufen sie mit Auszeichnungen und bezahlen sie reichlich. Wenn man mit dem Bauen weniger eilen würde, so würde man zu Petersburg Häuser in besserem Geschmacke errichten, man würde die öffentlichen Plätze, die Gebäude mit wirklich bemerkenswerthen Monumenten schmücken. Bis dahin sehe ich lieber die engen Strassen von Rouen und Nürnberg, als die breiten Alleen dieser unermesslichen Stadt.

Ich muß jedoch zwei Viertel davon ausnehmen, auf welche die Petersburger mit Recht stolz sind, und die jeden Fremden entzücken: dieß ist das Newa-Viertel und die Perspective von Newski. Die Newa ist einer der schönsten und prachtvollsten Flüsse, welche es gibt. Sie kommt aus dem Ladogasee und trägt fast bis zu ihrer Quelle große Schiffe. Aehnlich der großen Stadt, welche sie bespült, erhebt sie sich plötzlich und rollt in die Ferne; wie diese war sie lange Zeit unbekannt, und wie diese hat sie jetzt einen

europäischen Ruf. Es ist ein thätiger, aristokratischer Fluß, der nicht auf dem Sande eines öden Ufers einschlummert und keine schlechten Hütten bespült. Brachtvolle Kais umschließen ihn mit ihrem doppelten Walle, Leuchtthürme und Paläste spiegeln sich auf jeder Seite in seinem klaren Wasser, vergoldete Mastenspitzen funkeln auf seinen Fluthen wie Sterne. In einiger Entfernung von Petersburg theilt er sich in mehrere Arme, aber die Flüsse, welche sein Bett verlassen und sich wie muthwillige Kinder nach allen Seiten hinwenden, machen ihrem Ursprunge keine Schande; sie umschließen, wie silberne Armspangen die Inseln, wo sich jeden Sommer die hohe Gesellschaft von Petersburg versammelt; sie schleichen an den kaiserlichen Parks und den schönen Cottages am Fuße der duftigen Linden und Syringen vorüber. Der Hauptarm des Flusses verfolgt indeß seinen feierlichen Lauf; er trägt nationale Produkte nach dem Meere und bringt die Bücher, die Werke der Kunst und Industrie des westlichen Europa, welche sich hierauf durch die Kanäle und Seen bis in die entferntesten Provinzen des Reiches verbreiten. Petersburg ist der Hauptheerd der europäischen Bildung in Rußland, und die Nawa die fruchtbare Straße, auf welcher diese Bildung mit den Segel- und Dampfschiffen, mit Waarenladungen und Reisenden ankommt.

Im Sommer, jener in nördlichen Ländern so angenehmen Jahreszeit, wo die Sonne am Horizonte langsam hinabsteigt und in ihrem purpurnen Bette nur verschwindet, um sich bald reiner und lachender wieder zu erheben; wenn die ganze Natur auf einmal in einen durchsichtigen Schleier gehüllt und von einer Dämmerung beleuchtet scheint, welche über die Wälder, das Wasser und die Ebenen die feinsten

Schattirungen und die angenehmsten Tinten verbreitet, wie schön ist es da, von der Mitte der Brücken aus, welche über sie hinlaufen, und zwischen den hohen Gebäuden, welche sie beherrschen, auf diese Newa hinunterzublicken, die von Schiffen und Schaluppen durchfurcht, schweigend ihren imposanten Lauf verfolgt, und als ein Band der Natur zwischen getrennten Gegenden, als ein Werkzeug Gottes zur Ausführung seiner beglückenden Plane und Vorschriften, die Menschen und Werke zweier Hemisphären auf ihren tiefen Wogen versammelt! Aber ich vergesse, daß de Maistre dasselbe Gemälde auf eine bezaubernde Weise dargestellt hat, und ich würde nur eine schlechte Kopie liefern, wenn ich den nemlichen Gegenstand zu besprechen suchte.

Dieser so klare, so verehrte Fluß gibt jedoch, wie die Rhone zu Lyon und das Oypson zu Amsterdam im Frühjahr durch sein Treibeis und im Herbst durch seine Ueberschwemmungen stets Anlaß zu Besorgnissen. In den Jahren 1726, 1752, 1777 überschritt er die Ufer und riß in seiner Wuth Alles mit fort, was ihm in den Weg kam. Im Jahre 1824 bedrohte er die Stadt mit einer völligen Verheerung. Die erschrockenen Einwohner stiegen auf die Dächer und suchten eine Zuflucht auf den Baumgipfeln; es war eine eigentliche Sündfluthscene. Auf allen Seiten hat man die Höhe bezeichnet, bis zu welcher das Wasser stieg. Einige Zoll mehr, so wäre die Stadt verloren gewesen.

Die Perspective von Newsky ist die längste, lachendste und belebteste Straße von Petersburg. Sie endigt auf einer Seite gegen die Façade des Admiralitätsgebäudes und erstreckt sich bis über die Anischoffbrücke. Sie ist der boulevard Italien, die Regent-Street dieser nordischen

Hauptstadt, der Heerd des Luxus, das Centrum der Bewegung. Hier enthüllt sich besonders der mannigfaltige, cosmopolitische Character jener mehr europäischen als russischen Stadt. Bunte mit Inschriften in allen möglichen Sprachen bedeckte Schilde, französische, deutsche und englische Buchhandlungen, fünf Kirchen, die fünf verschiedenen Religionen angehören, die Hotels großer Herren und Magazine, die von Waaren und Pariser Modeartikeln schimmern; neben dem Bijoutier von Tula der Schneider von Berlin; dem Händler mit Astrachan-Fellen gegenüber Porcellan von Sevres und russisches; der reiche englische Bazar, welcher jährlich 50,000 Rubel Miethzins zahlt, neben dem russischen Conditior. Die Straße läuft in gerader Linie wie eine wahre Perspective. Ihrer ganzen Länge nach ist sie mit einem ausgezeichneten Pflaster und mit breiten Trottoirs versehen. In der Mitte befindet sich der ungeheure Gastinnoi Devor-Bau, eine Stadt von Boutiken und Comptoirs, wo unermessliche Lager von allen möglichen Lebensmitteln des Nordens und Südens, so wie alle Produkte der nationalen und ausländischen Industrie aufgestapelt sind. Hier ist stets ein verworrenes Gedränge von Kaufleuten und Müßiggängern, erfahrenen Spitzbuben und vorsichtigen Käufern, Juden und Christen, Bürgern und Soldaten. In der Nähe dieses Bazars und längs der Häuser, welche an die reiche Buchhandlung von Bellizard stoßen, gehen die Leute von Welt und die Müßiggänger jeder Art gegen zwei bis drei Stunden Nachmittags spaziren. Ich kenne keine lebhafteren und malerischeren Scenen, als hier jeden Augenblick vorkommen. Es ist gleichsam ein Panorama, dessen verschiedene Bilder immerfort wechseln, ein

Kaleidoscop, dessen Figuren und Farben sich unaufhörlich unter neuen Formen und neuen Schattirungen darstellen. Ihr seht den rasirten, parfümirten und in seine Kaschmir-Weste eingezwängten Dandy neben dem Muschik mit weitem Kasan und langem Barte, der einen Stolz darein setzt, das alte Kostüm und die ehrwürdigen Gebräuche seiner Väter beizubehalten. Der Mahomedaner geht mit aufrechtem Kopfe an der Kirche vorüber, welche der Russe mit drei Kreuzeszeichen grüßt; der Armenier begegnet dem Katholiken; der plumpe Karren des finnischen Bauern fährt langsam hinter der polnischen Ribitka. Ein Feldjäger, den grauen Mantel um die Schultern und die weiße Feder an dem Hute, fährt im Galoppe, Gott weiß nach welchem Districte. Diese Feldjäger sind die Privatcouriere des Kaisers; in unglaublicher Schnelligkeit legen sie die unermesslichen Strecken zurück, welche Petersburg von den Grenzen des Reiches trennen. Auf einem schlechten Karren ohne Federn und Rückenlehne sitzend, den sie überdies noch auf jeder Station wechseln müssen, unternehmen sie Reisen von mehr als tausend Lieues und fahren Tag und Nacht, ohne Ruhe oder Schlaf zu genießen. Es ist eines der mühseligsten Gewerbe, die man sich nur denken kann; die Feldjäger werden aber auch gut bezahlt. Es sind meistens Söhne von Soldaten, die von der Regierung erzogen wurden, und die dann als Unteroffiziere in dieses Couriercorps eintreten. Sie tragen die Depeschen des Kaisers nach Norden und Süden, und lassen in einer Zeit von wenigen Tagen eine Ordre ihres Souverains jenseits des Urals oder am Fuße des Kaukasus ausführen; dafür werden sie bald Offiziere, und wenn man bedenkt, mit welchem Eifer sie ihre Aufträge besorgen, und welchen Mühselig-



keiten sie sich unterziehen, so muß man eingestehen, daß ihre Epauletten der Lohn eines beharrlichen Muthes sind.

Was der Perspective einen besonders seltsamen und in der Welt einzigen Anblick verleiht, ist die Menge bortirter Offiziers- und Soldaten-Uniformen, denen man bei jedem Schritte begegnet. Es gibt zu Petersburg sechszigtausend Mann Infanterie, Cavallerie, Tartaren und Kosaken, Deutsche und Tscherkessen, und ein Detachement, bestehend aus fünf Mann von jedem der Regimenter des Reiches ausgezogen, welches gleichsam eine Deputation aller Uniformen und sämmtlicher Armeecorps darstellt. Die schönste und reichste ist die der tcherkessischen Garden. Sie tragen ihr Nationalkostüm, die mit schwarzem Pelze verbrämte Faltenmütze, den Kaftan und blauen Pantalon mit breiten Silberborten, im Gürtel den eisirten kaukasischen Dolch, auf der Brust sechzehn in eine silberne Büchse eingeschlossene Patronen. Die Offiziere dieses Corps sind meistens Fürsten, Klanshäuptlinge, durch eine lange Feindschaft von den wilden Stämmen, welche noch ihre Berge inne haben, getrennt, der europäischen Civilisation ergeben, und neben den neuen Ideen, welche sie in Rußland adoptirten, einen besonderen Charakter, ein kräftiges nationales Gepräge bewahrend. Ich habe unter denselben einen jungen, schönen, gebildeten Mann kennen gelernt, welcher mit Leichtigkeit mehrere Sprachen redete, alle schönwissenschaftlichen Werke Frankreichs und Deutschlands las, dabei aber den poetischen und kriegerischen Traditionen seines Landes noch ganz anhing. Er ist einer der interessantesten Menschen, welche ich je getroffen habe. Von seinem alten und schwachen Vater herbeigerufen, kehrte er auf seine in der Nähe von noch nicht unterworfenen Klanan und unaufhörlich den Blünderungen derselben ausgesetzt

Ländereien zurück, um seine Familie und seine Vasallen zu vertheidigen und die Reste seines Vermögens den raubgierigen Feinden zu entreißen.

Die zu Petersburg garnisonirenden russischen Offiziere müssen stets ihre Uniform tragen. Auf dem Lande sogar durften sie die Schwelle ihres Hauses nicht überschreiten, ohne den Säbel an der Seite und die Epauletten auf den Schultern zu haben. Man kann sich denken, welche imposante Wirkung der Anblick dieser versilberten, vergoldeten, mit verschiedenen Farben geschmückten Kleidungen, dieser Mützen und Hüte mit flatternden Federbüschen, dieser Truppen, welche beständig zu Fuß und zu Pferd, mit Trommel oder Trompete aufmarschiren, und endlich aller dieser Soldaten hervorbringen muß, welche einzeln durch die Strassen gehen, und wenn sie nur von ferne einen ihrer höheren Offiziere erblicken, den Kopf entblößen und mit der Mütze in der Hand zu ihm hingehen. Es liegen, wie ich bereits gesagt, sechsigtausend Mann Garnison zu Petersburg. Wenn man von einer Bevölkerung von fünfhunderttausend Einwohnern die Frauenzimmer und Kinder abrechnet, so darf man festlich annehmen, daß allemal der sechste oder siebente Mensch, dem man begegnet, eine Militärsperson ist. Dazu rechne man noch die mit grünen, blauen, rothen Aufschlägen versehenen Uniformen der verschiedenen Beamten, denn hier muß Jeder eine Uniform haben, der Verwaltungschef und der subalterne Staatsdiener, der Professor und der Student. Auf der Uniform eines Mannes, welcher längere Zeit im Dienste gestanden hat, sieht man gewöhnlich Eines oder mehrere Kreuze glänzen. Alles, was die Reisenden von diesem Decorationenluxus erzählen, bleibt noch weit hinter der Wirklichkeit zurück; die Menge der Kreuze ist

ohne Unterlaß im Steigen. Die Decorationen sind hier ein Merkmal von fast unerläßlicher Auszeichnung. Die meisten Leute von Welt und Beamten legen der oder jener Bandschleife vielleicht keinen wirklichen Werth bei; indeß würde es ihren Ehrgeiz tief demüthigen, wenn sie dieselbe nicht wie ihr Kollege oder ihr Nachbar tragen dürften. Gewisse Kreuze sind übrigens das sichtbare Zeichen einer nominalen Würde; andere sind gleichsam das Zeugniß einer bestimmten Anzahl geleisteter Dienste. Der hohe Beamte wünscht den Diamantstern zu erhalten, um schicklicher bei Hoffesten erscheinen zu können; der Subalterne macht sich Hoffnung auf ein Wladimirband, um vor Seinesgleichen oder den ihm Untergeordneten eine imposantere Haltung zu haben. Besitzt man nun eine Decoration, so genügt diese nicht: Jeder streckt die Hand aus, bittet, hofft, erwartet, und die Stanislaus-, Wladimir-, St. Annen-Kreuze u. s. w. fallen aus der kaiserlichen Kanzlei und erfrischen wie der Thau des Himmels die durstige Seele des treuen Russen. Das Kreuz Christi hat die Welt erlöst; die Kreuze des Czars erlösen jeden Tag die Beamten seines Reiches von Besorgniß und Entmuthigung.

Inmitten der Perspective steht die nach dem Muster St. Peters zu Rom 1811 erbaute Kasankirche, ganz funkelnd von Gold, Silber und kostbaren Steinen und mit Kriegstrophäen aus den Jahren 1812 und 1815 geschmückt. Man sieht hier die der französischen Armee während ihres schrecklichen Rückzuges genommenen Fahnen, den in demselben Feldzuge verlorenen Kommandostab des Marschalls Davoust, und die Schlüssel der drei Jahre später von den Allirten eroberten französischen Städte. Darunter befinden sich doch wenigstens die meiner lieben Stadt Besançon nicht, Dank

dem unerschütterlichen Muth, mit welchem die alte Stadt der Sequaner von dem Generale Marulaz <sup>1)</sup> und der hochburgundischen Miliz vertheidigt wurde. Nicht weit von da ist die schöne kaiserliche Bibliothek, welche gegenwärtig etwa vierhunderttausend Bände umfaßt. Dieses friedliche Institut, welches nur unter den Flügeln der Musen ruhen sollte, ist für Rußland ein Monument militärischer Eroberung. Durch den Krieg hat es sich bereichert, der Säbel hat ihm seine Schätze gegeben. Zu Ardibil, einer festen Stadt, dem Begräbniß von mehreren Geschlechtern persischer Schahs, befanden sich ehemals hundertsechszig Bände von ausnehmendem Werthe. In der Mehrzahl dieser mit Bignetten und Einfassungen geschmückten

- 
- 1) Unsere Journale haben unlängst mit wenigen Zeilen den Tod dieses Generals angezeigt, und dann nachher nicht weiter davon gesprochen. Wenn er Deputirter gewesen wäre, so würden sich die verschiedenen Parteien lange Zeit mit ihm beschäftigt haben. Aber er war ganz einfach einer der bravsten Soldaten und einer der ehrenwerthesten Männer unserer alten Armee. Von unten auf bis zum Range eines Generallieutenants emporgestiegen und die Achtung Napoleons genießend, zog er sich, treu seinen Erinnerungen und Sympathieen, als die Restauration kam, auf sein bescheidenes Gut Filian zurück und suchte weder ein Amt, noch buhlte er um eine Gunst. Ich sah eines Tages ein Billet bei ihm, welches man ihm während der Belagerung von Besançon auf eine geheimnißvolle Weise zugefleckt hatte. Der Fürst von Lichtenstein, von dem das Billet eigenhändig unterschrieben war, bot Marulaz eine Million, wenn er die Stadt übergeben würde. Dieß ist die Erbschaft meiner Kinder, sagte der edle General, indem er mir dieses Zeugniß seiner Ehrenhaftigkeit und seines Patriotismus zeigte, und er hat ihnen allerdings kaum etwas Anderes hinterlassen.

Bücher las man die Worte: „Abba aus der Familie Sefi, Wächterhund an der Schwelle des Grabes Ali's, des Sohnes Abu Tahil's, mit welchen der Friede sei, hat diese Bücher dem berühmten Grabe des Schahs Sefi vermacht, dem Gott Barmherzigkeit widerfahren lassen wird. Es steht Jedermann frei, sie zu lesen, unter der Bedingung, daß man sie aus dem Mausoleum hinausträgt. Würde einer sie hinweg zu nehmen wagen, so komme das Blut des Zman Hussein, dem Gott den Frieden schenkt, über ihn.“ Die Russen hatten indeß keine Furcht vor dem Blute des Zman Hussein. General Paul von Suchtelen betrat 1827 das Mausoleum zu Ardibil, und brachte die hundertsechs- undsechzig Bände in die kaiserliche Bibliothek zu Petersburg. Zu Akhalsikhe, in der Moschee Achmeds befand sich eine orientalische Bibliothek von dreihundert Bänden. Marschall Paskevitsch holte sie 1839 nebst fünfzig Manuscripten die zu Erzerum lagen, und nicht zufrieden mit dieser Beute, ließ er sich auch noch von dem persischen Schah gleichsam als pflichtmäßiges Supplement achtzehn Prachtwerke geben, unter denen sich das Schah-Nameh, der Divan von Hafis und die vollständigen Werke Saadi's befinden. Die russischen Generale verstehen die Bibliographie. Keiner unserer Orientalisten hätte besser gewählt. Aber dieß sind nur bescheidene Tribute im Vergleich mit dem, was Polen hergeben mußte. Der Graf Stanislaus Zaluski, Bischof von Krakau, hat durch zeit- und geldraubende Nachforschungen eine, ehemals in ganz Europa berühmte Bibliothek von fast dreihunderttausend Bänden zusammengebracht. Bei seinem Tode hinterließ er sie seinem Neffen Andreas, Bischof von Kiew, welcher sie der Republik Polen vermachte. Sie wurde nach Warschau gebracht und 1746

dem Publikum geöffnet. Als Suwarow Polen eroberte, ließ er durch seine Kosaken diese großartige Büchersammlung wegnehmen und schickte sie an Katharina. Im Jahre 1813 fand eine neue militärische Invasion zu Warschau, und ein abermaliger Bücherraub Statt. 1838 befanden sich in dem unerschöpflichen Lande der Jagellonen und Sobieski noch hundertfünzigtausend zu Warschau gesammelte Bände und mehr als siebentausend in dem Schlosse des Fürsten Czartoriski aufgestellte Bücher. Diesmal wurde Alles hinweggenommen, bis auf die kleinste Broschüre, bis auf das unbedeutendste Manuscriptblatt. Dieß ist der Ursprung der Petersburger Bibliothek.

Neben dieser durch Gewalt und Ungerechtigkeit gebildeten Büchersammlung gibt es noch eine andere, die auf unserem Boden zusammengebracht wurde und die bloß das Werk der Schlaueit ist. Hier ging es ein wenig ehrlicher zu, und wir haben nicht das Recht, diese Bücher zurückzufordern. Während der ersten Jahre unserer Revolution gab es in Frankreich einen russischen Diplomaten, Namens Dubrowski, der auf seinen Reisen in England und Deutschland überall die Kataloge studirt und seltene Bücher zusammengesucht hatte. In Paris kam er nun im rechten Augenblicke an, um seinen bibliographischen Geschmack völlig zu befriedigen. In dieser Zeit der Aufregung und Unordnung, des Mordes und Schreckens, kümmerte man sich wenig um den Werth einer Bibliothek oder die Wichtigkeit eines Manuscriptes. Die Archive der Klöster und Schlösser wurden ausgeräumt, die Bücher von dem Volke auf die Straße geworfen oder versteigert, und der schlaue Dubrowski, geschützt durch seinen Character als Diplomat, stellte bei der Zerstörung der Bastille und der Plünderung

der Abtheilen Nachforschungen an, ob er nicht etwas davon retten könnte und kaufte für ein wenig elendes Papiergeld, ein Manuscript, eine Charte, eine Sammlung unedirter Briefe, ein Buch im Nothfalle, aber nur wenn es merkwürdig war; denn er verstand sich auf die Sache, der schreckliche Diplomat, und hätte auf diesem unermesslichen Felde, wo es eine so schöne Aernte gab, kein gewöhnliches Buch aufgelesen. Nach einigen Jahren kehrte er mit einer der kostbarsten Sammlungen, die es gibt, mit Pergamentmanuscripten, noch nicht herausgegebenen Documenten und anderen unschätzbaren den Archiven unserer Geschichte entnommenen Werken in sein Vaterland zurück.

In den geräumigen Fächern, in denen diese französische Bibliothek, deren Umfang ich mit Schmerzen überblickte, aufgestellt ist, befinden sich hundertundzwanzig Folio-Bände, die Briefe von unseren Fürsten und unseren Souverainen enthalten, hundertundfünfzig Bände Autographa verschiedener ausgezeichneten Personen, ein Band Briefe von Moriz an Heinrich IV., so wie mehrere Briefe von verschiedenen französischen Ministern und Gesandten. Unter den Manuscripten zeigte man mir ein Blatt Papier, auf welches Ludwig XIV. sechsmal nach einander mit groben mühsam gebildeten Buchstaben die Worte schrieb: „L'hommage est dû aux rois; ils font tout ce qui leur plait“ <sup>1)</sup>. Dieses weise Axiom gab ihm sein Lehrer als Schreibmuster zum Kopiren.

Ich prüfte nur mit einem flüchtigen Blicke die Manuscripte griechischer und lateinischer Klassiker, welche von Adelong sehr genau beschrieben wurden. Diejenigen Werke

---

1) „Gehorsam gebührt den Königen; sie thun Alles, was ihnen gefällt.“

hingegen, welche an einen uns theuren Namen erinnerten oder einen Abschnitt unserer Geschichte enthielten, fesselten meine Aufmerksamkeit längere Zeit. Ich bemerkte auch unter diesen ein kleines französisches Gebet- und Psalm-Buch, das von Madame Elisabeth herrührte, jener unglücklichen Prinzessin, welche so viele Tage der Trauer und Angst im Gefängnisse zubrachte.

Diese Bibliothek enthält noch ein anderes Schmerzensmonument von einer Frau, welche nicht dieselben Tugenden besaß und nicht die gleiche Bewunderung verdient, deren Name aber jederzeit, trotzdem daß Manche ihn anzuschwärzen versuchten, ein zartes Mitgefühl erregt und deren Bild uns durch den Schleier der Zeit mit einem Heiligenscheine von Anmuth und Schönheit umgeben scheint. Es ist ein Gebetbuch von Maria Stuart. Die arme Frau hatte es in Schottland und England bei sich, und las, wie man sieht, oft unter profanen Zerstreungen darin. Die ernstesten Psalmverse, die evangelischen Ermahnungen, die Blumenguirlanden und religiösen Miniaturbilder, welche jene umgeben, konnte ihre Augen und ihre Gedanken nicht von weltlichen Bildern abwenden. Während sie sich vor Gott zu sammeln suchte, hörte sie noch in ihrem Herzen den melodischen Ton einer geliebten Stimme oder das wilde Lachen einer mitleidslosen Rivalin widerhallen. Bald überließ sie sich ihren Liebesträumen und schrieb an den Rand des frommen Buches:

Pour recompense et pour salaire  
De mon amour et de ma foi,  
Rendez-m'en, ange tutélaire!  
Autant que je vous en doie <sup>1)</sup>.

---

1) Zur Vergeltung und Belohnung meiner Liebe und meines Glaubens gib mir, o Schutzengel, so viel ich dir schuldig bin.



Und ein wenig weiter davon entfernt:

Si mes pensées sont élevées,  
Ne l'estime pas chose étrange;  
Ils méritent d'être approuvez,  
Ayant pour objet un bel ange <sup>1</sup>).

Bald beugte sie sich unter dem Gewichte ihres Unglücks und schrieb neben die Gebete, welche sie nicht trösten konnten, da und dort, von einer augenblicklichen Rührung ergriffen, folgende schmerzliche Strophen:

Un coeur que l'outrage martyre,  
Par un affront, par un refus,  
A le pouvoir de faire dire:  
Je ne suis plus ce que je fus <sup>2</sup>).

En feinte mes amis changent leur bienveillance,  
Tout le bien qu'ils me font est désirer ma mort;  
Comme si en mourant j'étais en défaillance,  
Dessus mes vêtements ils ont jeté le sort.

La vieillesse est un mal qui ne se peut guérir,  
Et la jeunesse un bien que pas un ne menage,  
Qui fait qu'aussitôt né l'homme est près de mourir  
Et qui l'on croit heureux travaille davantage <sup>3</sup>).

- 
- 1) Wenn meine Gedanken erhoben sind, so halte ich das nicht für befremdend; sie verdienen Billigung, da sie einen schönen Engel zum Gegenstande haben.
  - 2) Ein Herz, das der Hohn durch Beschimpfung und Verweigerung martert, kann wohl sagen: Ich bin nicht mehr, was ich war.
  - 3) In Verstellung wandeln meine Freunde ihr Wohlwollen; alles Gute, das sie mir thun, ist meinen Tod zu wünschen; als ob ich schon in Ohnmacht dahinstürbe, haben sie über meine Kleider das Loos geworfen.

Die übrigen wissenschaftlichen Anstalten von Petersburg will ich nicht beschreiben. Ich habe sie besucht, wie jeder Reisende der nach Belehrung trachtet, dieselbe sehen muß; aber um sie gehörig würdigen zu können, müßte ich ihre Organisation besonders studirt, ihre Entwicklung genau geprüft haben, und sie dürften für sich allein ein wissenschaftliches, umfassendes Buch in Anspruch nehmen <sup>1)</sup>. Was ich davon gesehen, hat mich hinlänglich überzeugt, daß die Regierung das Studium der Wissenschaften in seiner ganzen Wichtigkeit auffaßt, eifrig die Fortschritte derselben ermuthigt und die, welche sich ihm widmen, reichlich belohnt.

Die Bergwerksschule ist eine großartige und glänzende Anstalt, welche Rußland schon wichtige Dienste geleistet

Das Alter ist ein Uebel, welches sich nicht heilen läßt, und die Jugend ein Gut, das Niemand schont; welche macht, daß, kaum geboren, der Mensch schon dem Tode nahe ist, und die, während man sie für glücklich hält, am meisten leidet.

- 1) Man findet über diese verschiedenen Anstalten, so wie über die, welche gegenwärtig in den andern bedeutenden Städten des russischen Reiches errichtet sind, ausführliche Documente in dem von Krusenstern unter dem Titel: *Précis du système, des progrès et de l'état de l'instruction publique en Russie*, 1 vol. in 8.; Varsovie 1837, herausgegebene Werke. Außerst genau und sehr wesentlich sind auch die beiden Werke von Schnizler: *Statistik von Rußland und Finnland, Rußland und Polen*. Wer überhaupt diesen wichtigen Gegenstand genauer kennen lernen will, darf nicht unterlassen, die offiziellen Berichte zu Rathe zu ziehen, die Uwarow, Minister des öffentlichen Unterrichtes, jedes Jahr an den Kaiser sendet und die zu Petersburg in russischer und deutscher Sprache veröffentlicht werden.

hat und ihnen in der Folge noch wichtigere leisten wird. Sie wurde 1773 von der Kaiserin Katharina gestiftet und 1834 neu organisirt. Gegenwärtig steht sie unter der Leitung des Generals Ischekine, welcher mit mannigfaltigen Kenntnissen und gründlicher Gelehrsamkeit den liebenswürdigsten Character verbindet. Diese Schule enthält dreihundertundzwanzig Zöglinge, die in zwei Sectionen getheilt sind. Zuerst wird, wie auf Lyceen und Gymnasien das Griechische und Lateinische gelehrt, und die Moral dann neben dem gründlichen Studium der Mathematik und Physik vorgetragen. Ein Theil der Zöglinge wird auf Kosten der Regierung unterhalten, Andere werden von den verschiedenen Bergwerksetablissemments in die Schule geschickt, und wieder Andere zahlen selbst ihre Pension. Beim Austritte aus der Schule kommen die Zöglinge in Hüttenwerke, wo sie zwei Jahre das Erlernte praktisch üben müssen; dann treten sie in die Dienste der Regierung, entweder mit dem Offiziersrange oder mit dem eines Aufsehers, je nach den Fortschritten, die sie gemacht, und nach der Geschicklichkeit, welche sie an den Tag gelegt haben.

Die Sammlungen dieser Bergwerksschule sind großartig. Man findet hier eine vollständige Ausstellung der reichen Mineralien des Nordens, die schönsten Produkte des Urals und Sibiriens, einen Smaragdblock, der dreiundzwanzig dieser kostbaren Steine enthält, von denen die kleinsten einen Zoll lang sind, ein gediegenes, zehn Pfund schweres Platina-Stück, dessen Werth auf 100,000 Franken geschätzt wird, einen Malachitblock von mehr als drei Fuß im Durchmesser, und eine Menge Perlen, Topase und Diamanten.

Hier sah ich auch zum ersten Male das ganze Skelett eines Mammuths, jenes ungeheuren Thieres, vor dem ein Elephant noch klein erscheint. Wenn es sonst in den ungeheuren Ebenen, wo seine Knochen gegenwärtig begraben sind, herumliefe, so mußte unter seinem Fuße der Boden erzittern <sup>1)</sup>).

- 
- 1) Die Bewohner Sibiriens, erstaunt über die Größe der Mammuthsknochen, welche sie in ihrem Lande finden, und die durch ausgetretenen Flüsse von den hohen felsigen Ufern weggerissen werden, bilden sich ein, dieses Thier wohne unter der Erde, wie die Maulwürfe, und sterbe, sobald das Tageslicht es treffe. Die Chinesen, welche ohne Zweifel auch Mammuthsknochen in den nördlichen Gegenden ihres Reiches haben, besitzen eine ähnliche Fabel. Sie glauben, der Mammuth gleiche einer Maus, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß er viel größer als ein Elephant ist.

Ein Anatom aus der Franche-Comté, Duvernoy von Mompelgard, welcher die ungeheure Menge der aus Sibirien nach Petersburg geschickten Mammuthsknochen untersuchte und sie mit dem Skelett eines Elephanten verglich, führte zuerst den Beweis, daß sie einem Thiere derselben Gattung angehören.

Die Naturforscher haben oft und viel über den Ursprung des Mammuths gestritten. Nach den Einen wurden die Leichname dieser ungeheuer großen Vierfüßler durch eine allgemeine Ueberschwemmung in die nördlichen Gegenden gebracht; nach Andern war das Klima Sibiriens sonst für Elephanten heiß genug. Endlich behaupten einige Schriftsteller, auf dieselbe Art, wie Hannibal Elephanten nach Italien geführt, hätten die arabischen und mongolischen Eroberer eine gewisse Anzahl jener Thiere nach Sibirien bringen können.

Seitdem nun durch die gelehrten Forschungen unseres berühmten Landmannes G. Cuvier bewiesen wurde, daß der Mammuth eine besondere Gattung des indischen und afrika-

Die Universität zu Petersburg ist eine der schönsten Akademien des russischen Reiches. Katharina II. hatte in ihrer Hauptstadt ein Normalgymnasium gestiftet, welches später in ein pädagogisches Institut verwandelt und 1819 auf das Gesuch Uwarows, Minister des öffentlichen Unterrichts, zum Range einer Universität erhoben wurde. In einem Zeitraume von zwanzig Jahren machte sie ungeheure Fortschritte. 1824 befanden sich nur achtunddreißig Professoren und einundfünfzig Studenten auf derselben, aber 1841 zählte sie schon achtundfünfzig Professoren und fünfhundertunddrei Studenten. Die zur Deckung ihrer Kosten bestimmte Summe beträgt jährlich etwa 300,000 Franken. Die ordentlichen Professoren erhalten 5,800 Fr. und die außerordentlichen 4000 Fr. Gehalt. Unter dieser Universität stehen neun Gymnasien und zweihundertsechszundachtzig Schulen niederen Ranges, welche 1841 zusammen sechzehntausendvierundfünfzig Zöglinge enthielten. Kurator der Universität ist der Fürst Gregor Wolkonsky, welcher noch ganz jung, sich durch ernste Studien, so wie durch seine in Frankreich und anderen Ländern erworbenen Kenntnisse aus-

---

nischen Elephanten ist, und zwar eine mit zweierlei Haar bedeckte Gattung, begreift man sehr leicht, daß dieses Thier in den kalten Gegenden des Nordens leben und sich fortpflanzen konnte. Nur weiß man nicht, durch welche Katastrophe diese Thiergattung vernichtet wurde, so daß auch nicht ein einziger Nachkomme davon sich mehr auf Erden findet, aber dieß ist, wie G. Cuvier bemerkte, ein Faktum, welches nicht allein bei dem Mammuth seine Anwendung findet; auch viele andere Thiere sind verschwunden, und man kennt gegenwärtig nur noch ihre fossilen Ueberreste. —

zeichnet. Er leitet diese große Anstalt, so wie die davon abhängigen Schulen unter der Aufsicht Uwarows, eines der einsichtsvollsten und geistreichsten Männer, welche es in der gelehrten Welt gibt. Der Kaiser schenkt diesem Minister ein besonderes Wohlwollen und alle Russen sind ihm für die Dienste, welche er während seiner langen Verwaltung dem Vaterlande schon geleistet hat, Dank schuldig <sup>1)</sup>.

Petersburg ist im Sommer nicht bloß zu Petersburg. Man muß es auf den Inseln der Newa suchen, wo die hohe Gesellschaft sich hinbegibt, zu Peterhoff, der Residenz des Kaisers, zu Dranienbaum, wo das von Mentschikoff, dem Günstlinge Peters des Großen, erbaute Schloß steht, jenem Manne, der seine Größe unter vergoldetem Getäfel barg, während sein Herr in einer Hütte seine großen Pläne verfolgte, endlich zu Gzarkoselo und Pawlowski. Vor wenigen Jahren wurde zwischen dieser Residenz und Petersburg eine Eisenbahn errichtet. Für einen Silberrubel legt man siebenundzwanzig Werste in drei Viertelstunden zurück. Kaum hat man Petersburg verlassen, so befindet man sich schon wieder in einer monotonen und kalten Ebene; es geht weiter

- 
- 1) Eine Notiz über Göthe und eine über den Fürsten von Signe, welche von Uwarow, jene in deutscher, diese in französischer Sprache herausgegeben wurden, lassen bei dem Minister des öffentlichen Unterrichts in Rußland eine seltene Kenntniß ausländischer Sprachen und eine große schriftstellerische Tüchtigkeit voraussetzen.

Es sei mir erlaubt, unter den Universitätsbeamten zu Petersburg noch den Rector Pletniew zu citiren. Indem ich ihn als einen Mann bezeichne, welcher jener Anstalt Ehre macht, vollbringe ich zugleich einen Act der Gerechtigkeit und gehorche einem Gefühle des Herzens.

und man trifft nichts mehr, was an die Nachbarschaft einer großen Stadt erinnert; hie und da finden sich nur einige kleine Dörfer deutscher Kolonisten, welche diese Gegend urbar gemacht haben und sie fortwährend bebauen. Bald jedoch sieht man die hohe vergoldete Kuppel des Palastes von Garkoselo in die Luft sich erheben. Vor fünfzig Jahren war Alles vergoldet, nicht allein die Kuppel, sondern auch das Dach der Gebäude, die äußern Fensterverkleidungen u. s. w. Jetzt sind die Dächer grün bemalt; die Arabesken und die getriebenen Arbeiten an Thüren und Fenstern sind mit einer dunkelgelben Farbe bedeckt, was bei einer großen weißen Façade einen sehr unangenehmen Eindruck hervorbringt.

Garkoselo (Dorf des Czars) war Anfangs bloß ein bescheidenes Privatgut, welches Peter der Große seiner schönen Katharina gab. Diese ließ daselbst einige hölzerne Häuser und eine Kirche bauen. Die Kaiserin Elisabeth gewann, ich weiß nicht warum, diesen Winkel der Erde sehr lieb, und wollte daraus eine schöne Residenz machen, was nicht sehr leicht war. Katharina II. setzte das Werk Elisabethens fort. Es ist bekannt, daß die stolze Kaiserin sich durch keine Hindernisse von der Befriedigung einer Laune oder der Verwirklichung einer Idee abschrecken ließ. Zuerst bedurfte es einer Straße, um die Sommerpaläste für die plumpen Karossen zugänglicher zu machen, und diese Straße kostete fast eine Million. Elisabeth hatte schon zwei bis drei Gebäude errichtet und den Plan zu einem unermesslich großen Park angegeben, dem größten vielleicht, welcher in Europa existirt. Katharina berief dazu Architekten, Bildhauer, Gärtner, die bei Le Nôtre gelernt hatten, und

Maler aus der Schule von Watteau. Man errichtete Säulengänge, Terrassen, Gewölbe und prachtvolle Treppen; man decorirte das Innere der Gemächer mit Allem, was der schlechte Geschmack, unterstützt von dem kaiserlichen Schatze als Ersatz für die Kunst zu erdenken vermochte. Es gibt hier Säle von Perlmutter, chinesischem Lack und Lasursteinen, mit Ambra bedeckte Boudoirs und überall Möbel von überladnem Glanze.

Ein Theil des Parkes wurde nach den symmetrischen Regeln der schönen Lage Le Notrés, ein anderer in Form eines englischen Gartens hergestellt. Alles wurde angewendet, um ihm einen recht malerischen Anblick zu geben; da wo früher nur ein unfruchtbarer kothiger Boden gewesen war, pflanzte man Bäume, machte labyrinthische Wege, legte man Rasen an und grub Seen. Mit vieler Geduld und Mühe wurden Alleen von festbuschigen Bäumen und Gesichtspunkte gebildet, die imposant und wild erscheinen wollen. Ich brauche nicht erst zu bemerken, daß der Spaziergänger hier Alles findet, was zu einem wohl angelegten englischen Parke gehört: bedeckte Brücken, künstliche Quellen, schweizerische Meiereien, gothische Thürme u. s. w. Noch mehr, man hat das Vergnügen, wenn man nach allen Seiten läuft, türkische Moscheen, ägyptische Obelisken, ein chinesisches Dorf, eine zum Andenken an einen Sieg Orloffs errichtete Säule und nicht fern von diesem historischen Monumente ein Monument der Trauer und des Leides, das Grab der Lieblingshunde Katharinens und ihr marmornes Denkmal zu entdecken, auf welches drei Günstlinge der Kaiserin, von Segur an der Spitze, ein langes Epitaph eingraben ließen, um dieselben der Liebe der Nachwelt zu empfehlen. Wenn die Nymphen der Gewässer und Wälder,



die ernstern Gottheiten der nordischen Natur mit solchen Verzierungen nicht zufrieden sind, so muß man sagen, daß sie einen sehr kritischen Geschmack haben.

Hat man diese faden oder anmaßenden Erfindungen einer Zeit des Luxus und der Galanterie nach einander betrachtet, so ruht man gerne in dem Meierhause, welches sehr einfach möblirt ist und doch einen wahren Schatz enthält, nemlich eine Sammlung einiger der besten Gemälde von Paul Potter, Berghem, Dujardin. Das sonderbarste Gebäude ist ein gothisches, den Erinnerungen des Mittelalters und des neuesten Kriegswesens gewidmetes Arsenal. Ein Saal dieses Gebäudes enthält eine zahlreiche Sammlung von Waffen und Rüstungen, Panzerhemden, Büchsen, Gewehren, eisernen Pistolen, aus dem westlichen Europa und dem Oriente; Schilde, das herrliche Werk irgend eines unbekannten Benvenuto; Säbel und Dolche von den Künstlern Persiens und des Kaukasus verfertigt; eine ganz aus Gedichten des Mittelalters und französischen, englischen und deutschen Werken, die sich auf das Ritterthum, seine Gebräuche und seine Sitten beziehen, zusammengesetzte Bibliothek. In einem andern Saale stellen zwölf vom Kopf bis zu den Füßen gewappnete und auf ihren bepanzerten Pferden sitzende Krieger die zwölf Ritter der Tafelrunde vor. Ein dritter enthält die von dem Sultan dem russischen Kaiser gemachten Geschenke, so oft der arme Sultan eine Schlacht verlor und einen Theil seiner Staaten abtreten mußte; und was für Geschenke! Aus Gold und Silber verfertigte, von Steinen schimmernde Schabracken und Sättel; mit Emaragden, Rubinen und Türkisen besetzte Zügel und Gebisse; Säbel von ausgezeichneter Arbeit und mit Brillanten beladen. Es ist eine wahrhaft christliche Freigebigkeit von

einem Mahomedaner. Auf einem Nebentische steht man eine silberne Platte mit einer Tasse und einer Kaffeekanne, eine köstlichere Kampfestrophäe, als alle jene Damascenerklingen und Diamanten. Es ist dieß jene Platte und Tasse, deren sich Napoleon während des Rückzuges von 1812 bei seinem Frühstücke bediente und die von einem Kosaken erbeutet wurden.

Drei Werste von Gzarkoselo liegt Pawlowski, die Residenz des Großfürsten Michael. Man gelangt durch eine imposante Baumallee dorthin. Der Park wird mit derselben Sorgfalt, derselben kleinlichen Sauberkeit unterhalten, wie alle kaiserliche Parke, und der Palast ist mit der nemlichen Eleganz erbaut. Aber die Natur hat Pawlowski das gegeben, was sie Gzarkoselo verweigerte: ein abwechselndes Terrain, wellenförmige Hügel, und von einem Flusse durchschnittene Thälchen. Man dürfte nur da und dort eine Baumgruppe pflanzen, einen Weg anlegen, anderswo eine Stelle lichten, und Pawlowski würde eine der schönsten Gegenden, welche in der Nähe von Petersburg existiren, einzig und bezaubernd in dem flachen Lande. Der Großfürst bewohnt nicht den Palast, welchen die Kaiserin Mutter ihm nebst dieser großen Besitzung vermacht hat; er läßt sich etwas weiter entfernt eine viel einfachere Wohnung bauen, in die er sich jedesmal, so oft ihm einige Stunden ungestörter Freiheit vergönnt sind, freudig zurückzieht. Im Bereiche seines Parkes, am Abhange der Hügel, am Rande des Waldes, kurz auf allen Seiten steht man eine große Zahl anmuthiger neu erbauter Häuser. Hier wohnen im Sommer mehrere tausend Familien aus Petersburg, denen der Großfürst das Terrain, welches sie zu überbauen wünschen, unentgeltlich abtritt, unter der Be-

dingung, daß sie den Plan zu der Wohnung, welche sie errichten wollen, ihm vorlegen, um so viel als möglich durch die Leitung des Einzelnen die Harmonie des Ganzen zu erhalten.

In der Mitte des Parks wurde auf einem Hügel, von wo aus man eine weite Aussicht genießt, ein Garten angelegt und mit Baumalleen bepflanzt, so wie ein Ball- und Concert-Saal erbaut. Jeden Tag spielt die Musik eines Regimentes in diesem Wauxhall Nationalmelodien und Bruchstücke aus französischen und deutschen Opern. Die Familien dieser Kolonie versammeln sich daselbst nach dem Diner; man setzt sich unter die Syringenbüsche, spaziert durch die Gartenalleen, plaudert bald und leicht bald ein träumerisches Ohr den Melodien von Rossini oder Mozart. Es ist eine heitere, bunte Versammlung, wo die häufige Gegenwart von Fürsten eine gewisse Anständigkeit ohne Etikettenstrenge aufrecht erhält, eine Versammlung, welche mich an die Soiréen im Prater zu Wien und die Bäder in Süddeutschland erinnerte. Am gleichen Tage, wo ich diese Residenz in Begleitung zweier junger Russen besuchte, deren Unterhaltung mein Vergnügen bei dieser Soirée noch erhöhte, ging der Großfürst inmitten des Volkes spazieren; ohne Gefolge und ohne Generalstab ging er von Gruppe zu Gruppe und plauderte mit Jedem, wie ein guter Nachbar. Eine Dame, bei der ich an jenem Tage zu diniren die Ehre hatte, stellte mich ihm sogar vor; er empfing mich mit einem Wohlwollen, wie ich es kaum erwartete, sprach mit einer lebenswürdigen und rührenden Naivität von der Freude, die es ihm mache, eine Soirée unter seinen lieben Einwohnern von Pawlowski hinbringen zu können. Wir setzten unsern Spaziergang mit ihm fort; jeder stand

ehrerbietig auf, als er vorüberging, aber sein Anblick genirte weder die Leute, noch versetzte er sie in eine Spannung. Als wir weggingen, begleitete er uns bis vor den Garten hinaus, und führte die Person, welche mich ihm vorgestellt hatte, mit der feinsten Artigkeit an ihren Wagen.

Diese ganze große Gesellschaft von Adelligen und Beamten, welche Winters in den großartigen Quartieren von Petersburg beisammen lebt, Sommers dagegen auf den Inseln der Newa, in Peterhoff und Pawlowski sich zerstreut, ist ohne Bedenken eine der liebenswürdigsten und anziehendsten Gesellschaften, welche es gibt. Indem ich ihr dieses Lob ertheile, wiederhole ich nur das, was schon hundertmal von denen, welche sie kennen lernten, gesagt wurde. Alles was das Element einer wahren Aristokratie bildet, Geburt und Vermögen, historischer Glanz und Besitz von Macht findet sich bei dieser Gesellschaft. Alles was zum Schmucke eines Salons gehört, gewählte Eleganz, Geschmack für Kunst und Wissenschaft, Musik und Poesie trifft man in ihren Wohnungen, inmitten eines Kreises anmuthiger und gebildeter Frauen, die entweder unter dem glänzenden Himmel der Krim oder an den nebligen Ufern der Newa geboren, wie Blumen verschiedener Länder in dem prachtvollen Weichbilde der Hauptstadt vereinigt sind, und auf ihrer Stirne den majestätischen Typus orientalischer Schönheit oder den milden Ausdruck nordischer Blüthe tragen.

So reich auch der Adel zu Petersburg ist, so glänzend er bei gewissen Anlässen sich zeigt, erscheint er doch den Blicken des Fremden nicht mehr von jenem Pompe umgeben, welchen seine Vorfahren zu entfalten pflegten. Man sieht nicht mehr jene Großen aus früherer Zeit, wie sie mit

Parade-Carossen und von einer Garde zu Pferde begleitet, gleich Souverainen die Stadt durchziehen, wie sie bei Tische, gleich römischen Patriziern, von einem Schwarme Klienten umgeben sind und hundert Dörfer einem brillanten Feste opfern. Es gibt noch Große, welche wie Fürsten ihre Kanzlei, ihre Kapellen und ihre Musik haben, aber es gibt keine Potemkins mehr. Die zahlreiche Dienerschaft, welche die Treppen und Antichambren russischer Häuser noch besetzt, wird oft mehr aus Mitleiden als Luxus unterhalten. Ein Edelmann, der die Güter seines Vaters erbt, erbt zu gleicher Zeit auch seine alten Diener. Er behält sie bei sich, obwohl sie ihm größtentheils unnütz sind, damit sie bis zu ihrem Tode unter dem Dache leben, wo sie erzogen wurden, an dem Tische bleiben, wo sie so viele Jahre gegessen haben. Ich habe einen jungen unverheiratheten Mann kennen gelernt, der in seinem Hause fünfzehn Domestiken hatte. „Ich wäre weit besser bedient, bemerkte er gegen mich, wenn ich nur zwei hätte; aber diese wurden mir von meiner Mutter hinterlassen, jene von meinem Bruder. Um diejenigen Leid tragend, welche ich liebte, kamen sie zu mir, sie traten in mein Haus, als eine Zufluchtsstätte, die ihnen natürlicher Weise offen stünde, und sie werden da bleiben.“ Die meisten dieser Domestiken kosten übrigens ihren Herrn sehr wenig. Es sind Leibeigene, welche er ganz jung in einem seiner Dörfer holt, mit einer Jockey- oder Lakailivree bekleidet, später zu dem wichtigen Posten eines Kutschers oder Kammerdieners erhebt und denen er von Zeit zu Zeit ein kleines Geschenk gibt. Slaverei hin oder her, sie ziehen die des Palastes der ihrer armen Bauernhütte vor, und wenn sie einmal in diesen Zustand der Dienstbarkeit getreten sind, so würden sie ungerne darauf verzichten. Nur die

Ideen des Kochs kontrastiren mit dieser den Bewohnern der Antichambre angeborenen Resignation; der Koch hält sich für einen Künstler, und glaubt seinem Herrn viele Ehre anzuthun, wenn er ihn gegen einige tausend Franken die Frucht seiner Nachtwachen und die Eingebungen seines Genius weiht. Die Anstellung französischer Köche kostet Rußland immer noch enorme Summen. Dieß ein jährlicher Tribut, welchen wir diesem Lande, nebst dem der Friseure und Modenhändler, auferlegen.

Von Jahr zu Jahr ändern sich die alten Gewohnheiten des russischen Adels immer mehr. An die Stelle des großartigen Aufwandes früherer Zeiten ist das Streben nach Eleganz und Komfort getreten. Moskau und Petersburg sind vorangegangen und die übrigen Städte folgen ihrem Beispiele. Ich weiß nicht, ob es noch auf einem alten Schlosse im Innern des Reiches einige jener rohen Bojaren gibt, die, wie die Reiseberichte aus früherer Zeit so oft erwähnen, ihre Tage mit Hirschjagden oder Saufen verlebten, und wenn sie sich in einer langweiligen Stunde zerstreuen wollten, einen Bauern vor ihren Augen peitschen ließen; aber das ist gewiß, daß man so Etwas in den beiden Hauptstädten nicht mehr trifft.

Die russischen Edelleute sind von ihrer Kindheit an mit Lehrern umgeben, welche sie in mehreren Sprachen unterrichten. In einem Alter, wo wir kaum zu lernen anfangen, sprachen die meisten von ihnen, durch die tägliche Conversation geübt, mit einer untadelhaften Reinheit schon französisch, russisch und deutsch. Sie treten hierauf in eine Kadettenschule oder begeben sich auf die Universität; dann machen sie Reisen im Auslande. Man darf nur in unsern Theatern, unsern Salons jene großen jungen Männer mit

blonden Haaren und eleganten Manieren betrachten, wie sie Mlle. Rachel oder Mme. Persiani mit Enthusiasmus applaudiren und einige Stunden nachher über das Verdienst einer Oper oder eines neuen Buches, über das Talent eines Redners der Kammer oder über einen politischen Artikel geistreiche Bemerkungen machen: dieß sind die Abkömmlinge jener wilden Edelleute der alten Zeit, von der man uns so düstere Gemälde entworfen hat; dieß sind die Söhne jener vermeintlichen Barbaren des Nordens, welche auf der Schule Athens bescheiden sich unterrichten wollen.

Die Frauenzimmer haben dieselbe Bildung und denselben Geschmack für ausländische Wissenschaft. Alle Werke der Literatur, welche zu Paris erscheinen, werden schnell nach Petersburg geschickt und in hundert Familien verbreitet. Es herrscht dort ein solcher Wissensdurst, daß man mit Begierde selbst solche Bücher sucht, welche bei uns kaum einige Aufmerksamkeit erregt haben. Ich könnte mehr als Einen Schriftsteller anführen, dessen Werke in Frankreich unter dem unheilbringenden Schleier der Vergessenheit geboren werden und sterben, während sie in den Salons von Petersburg einen ehrenvollen Rang einnehmen. Mit seinen tausend täglichen Vorurtheilen, seinen stündlichen Freuden und Sorgen, seinem so geschäftigen und beweglichen Leben, registrirt Paris nur in aller Eile einige Namen ein, die vielleicht wider Willen seine Blicke fesseln, einige Bücher, die es in einem glücklichen Augenblicke überraschen. Petersburg, ruhiger und von dem aus so vielen Projekten und Versuchen entspringenden Wirbel weniger hingerissen, notirt mit der Gewissenhaftigkeit eines Bibliographen sämtliche Werke unserer Literatur. Wenn der ängstlich genaue Katalog von Duerard oder das periodische Journal von

Beuchot nicht mehr erscheinen würde, so könnten diese Blätter aufs Trefflichste durch das Gedächtniß eines jungen gebildeten Petersburger Frauenzimmers ersetzt werden, die auf einem Atlasdivan gleichgiltig ihre Paquitos raucht. Wenn unsere Dichter in einem, von historischen Erinnerungen verherrlichten Hause der Hauptstadt ihre Verse aus dem Munde einer heiteren, schwarzäugigen, durch ihre ausdrucksvolle Physiognomie bezaubernden nordischen Muse hören könnten, die selbst entzückende Strophen schreibt und das, was sie schreibt, vergißt, um nur an das zu denken, was sie liest; wenn sie ihre Namen in das Herz derselben mit ihren schönsten Elegien eingegraben sähen, so würden sie sicherlich keinen anderen Ruhm und kein anderes Pantheon wünschen. Während wir über Adressen, Wahlreformen und ministerielle Krisen sprechen, beschäftigt sich Petersburg mit Musik, Literatur und Kunst. Daß auch in seine Lectüre und Unterhaltung falsche Ideen, übel angebrachter Enthusiasmus und umsonst verschwendete Bewunderung sich mischen, daß die kleinen Frauenhände, welche mit so viel Begierde nach unsern Büchern greifen, manchmal eine der Wagschalen, auf welchen wir die Verdienste unserer Schriftsteller wägen, zu hoch steigen oder zu tief sinken lassen, daß die Personen, denen sie ihre Eindrücke mittheilen, die Sache eben so oberflächlich nehmen und in ihrer Achtung werthlose und würdige Namen neben einander stellen, das möchte ich allerdings nicht läugnen. Dieß ist eine Ungerechtigkeit, welche wir uns selbst oft zu Schulden kommen lassen, deren Folgen aber zu Petersburg minder gefährlich sind, als zu Paris, denn dort weiß der, dem es eine Freude oder einen Schmerz bereiten könnte, nichts davon, aber bei uns kann ein ungerechtes Urtheil die Mittelmäßigkeit mit Stolz er-



füllen oder ein edles Talent entmuthigen. Dann behalten wir die einmal begangene Ungerechtigkeit aus Eigenliebe oder aus Parteigeist bei, während die russische Gesellschaft darauf verzichtet, sobald sie dieselbe erkannt hat. Unsere Coterierivalitäten, unsere egoistischen Eifersüchteleien berühren sie nicht; die Neutralität bewahrend, betritt sie unsere feindlichen Lager und sammelt überall, wo es ihr gefällt, die Blumen unserer Literatur, ohne sich in ihrem glücklichen Ecticismus darum zu kümmern, ob sie von diesem Areopage der Kritik mit Lobsprüchen überhäuft oder von jenem verdammt wurden. Diese Gesellschaft will nur lesen, lernen und behält sich vor, auf das, was sie in der Eile zusammengenhäuft, nachher zurück zu kommen, die Frucht ihrer Lectüre und ihrer Studien zu sichten. Unter leichten Formen, unter einer frivolen Sprache birgt sie, ohne vielleicht sich selbst darüber Rechenschaft zu geben, das Gefühl ihrer hohen Mission. An die Spitze ihrer noch in tiefer Unwissenheit versunkener Völker gestellt, ist es ihr klar geworden, daß sie ein neues Licht vor den Augen derselben aufgehen lassen, daß sie dieselben nach und nach ihrem starren Indifferentismus entreißen und regeneriren soll. Diese Gesellschaft ist das Organ des Fortschrittes in einem Lande, dem noch so bedeutende Reformen Noth thun; sie ist eine Vermittlerin zwischen Völkern, welche ohne ihren Beistand vielleicht schwerlich sich einander nähern würden. Durch sie besonders verbreiten sich die Ideen der Civilisation in den entferntesten Gegenden des russischen Reiches, und sie vor Allem ist es, welche durch ihre bezaubernden Manieren und ihre uneigennützigte Gastfreundschaft dieses Land allen Reisenden theuer macht.

Als ich Petersburg, wo ich manches Mißbehagen aber auch manche unerwartete Freude empfunden, verließ, fielen mir jene Worte ein, welche Buschkin an dasselbe richtete: „Prächtige Stadt, elende Stadt, Geist der Sklaverei, systematische Regelmäßigkeit, nebliger Himmel, bleiches Grün, frostige Langeweile und Granit, ich verlasse dich doch ungerne, denn in deinen Strassen sehe ich oft einen leichten Fuß dahingleiten, sehe ich oft eine blonde Haarlocke wallen.“ Wie der Dichter nahm ich nur ungerne von Petersburg Abschied, indem ich dabei an die Gesellschaft dachte, in deren Schooße mir manche frohe Stunde mit Plaudern und Herzensergießungen verstrich, an jene liebenswürdige und ernste Gesellschaft, welche, ununterbrochen thätig, die Traditionen der Vergangenheit mit den ehrgeizigen Träumen der Zukunft verknüpft.

---

M o s e s .





## An Edgar Quinet.

---

Vor dreißig Jahren war eine Reise von Petersburg nach Moskau noch ein beschwerliches und mit Kosten verknüpftes Unternehmen, zu welchem man sich nicht ohne triftige Beweggründe entschloß. Der Weg zwischen diesen beiden großen Städten des russischen Reiches glich damals denen, welche der Reisende auch jetzt noch in dem Innern des Landes trifft: d. h. er war an gewissen Stellen mit quer daliegender Gehölze bedeckt anderswo von Sandwellen verschüttet oder von tiefen Geleisen durchfurcht. Der Winter allein ebnete mit seinen Schneemassen diese holperige Straße, welche das Thauwetter und der Regen unbrauchbar machte. Man brauchte vierzehn Tage, oft drei Wochen, um den Weg nach Moskau zurückzulegen, und das Gefährt, welches man neu mitnahm, war bei der Ankunft auf der letzten Station nur noch ein alter Karren, kaum noch gut genug, um unter einem Schoppen Platz zu finden. Gegenwärtig verbindet eine schöne Straße die Hauptstadt der alten Czare mit der Peters des Großen, die alte Wiege russischer Macht mit dem lachenden Heerde seiner moderner Bildung. Elf Dilligencen, eine Briefpost und unzählige Transportwagen passiren täglich diese Straße. Für achtzig Franken reist

man um sechs Uhr Abends von dem Postgebäude zu Petersburg ab und ist am Morgen des dritten Tages in Moskau. Der gegenwärtige Postdirector, Branischnikow, hat die neuen Eilwägen eingeführt und alle Reisende müssen ihm dafür Dank wissen, denn sie sind ausgezeichnet. Die einzige Unannehmlichkeit, die einem in diesen für zwei Personen bestimmten Coupés widerfahren kann, ist, daß man sich oft drei Tage hindurch mit einem griesgrämigen Reisegefährten zusammengesperret befindet; dieß sind dann drei mit einem schwarzen Stein zu bezeichnende Lebensstage. Ich war so unglücklich vom 14. bis 17. Juni 1842 mit einem russischen Kaufmanne zusammen zu treffen, der reich und geizig, schmutzig und stinkend, um sich in seine Rechnungen zu vertiefen, keine Sylbe sprach, und aus Schonung gegen seine Rubel die Mahlzeit auf den perlfarbenen Polstern Branischnikows hielt. Ich hatte unaufhörlich den Geruch seiner alten Pfeife und den Gestank seiner Mundvorräthe und seiner Muschikskleidung zu erdulden. Gott bewahre jeden vor einem solchen Mißgeschick! Der Weg ist übrigens in seiner ganzen Länge monoton und langweilig. Ein große Ebene, bald trocken und sandig, bald von einigen grünen Stellen, von Tannen, Farrenkraut und Sümpfen bedeckt, dieß Alles, was man gleich vor Petersburg draußen sieht, was man den andern und dritten Tag wieder antrifft. Vergebens schweifen eure neugierigen Blicke nach allen Richtungen; ihr sehet nicht Eine jener lachenden Landschaften Frankreichs, nicht Eine jener malerischen Gegenden anderer nordischen Länder, nicht Einen jener klaren, wie Silber glänzenden Seen, welche in Schweden jeden Augenblick den Reisenden überraschen und bezaubern, nicht einen jener Berge, deren Wolkengürtel uns von ferne so sehr

ergöh't. Alle Gesichtspunkte sind einförmig, der Horizont ist trübe, das Land düster und schweigend.

Von Zeit zu Zeit gelangt man durch Leibeigenen-Dörfer, die aus hölzernen, nach Einem Muster erbauten Häusern bestehen, welche zu beiden Seiten des Weges wie Zelte hingestellt sind. Man sollte fast glauben, als seien sie in demselben Jahre, zu derselben Stunde auf den Befehl eines russischen Offiziers aus dem Boden hervorgekommen; denn sie haben alle eine graue Farbe und stehen gleichsam in Reih' und Glied. Nur einige, stolzer als die anderen, sind mit einem hölzernen Balkon und mit zwei ausgezackten, durchbrochenen Brettern geschmückt, welche von jeder Seite des Daches herabhängen. Drei kleine, zehn Fuß über dem Boden befindliche Fenster, eine Seitenthür und ein Schoppen, der zugleich die Dienste eines Hühnerhofes, einer Remise und eines Stalles versteht — dieß ist der äußere Anblick solcher Häuser. Das Innere besteht gewöhnlich aus zwei kleinen Gemächern, die zur Hälfte von einem großen irdenen Ofen besetzt sind, auf den alle Mitglieder der Familie Sommers und Winters sich durch einander legen, ohne die Kleider auszuziehen. Unten am Ofen befindet sich eine sechs Fuß lange Höhlung, in die an bestimmten Wochentagen der Bauer ganz nackt hineingeht, während der Ofen über ihm tüchtig eingeheizt ist, und aus welcher er triefend von Schweiß wieder herauskommt; dieß ist sein Bad. Treu der Sitte seiner Väter behält er den langen Bart und die rundgeschnittenen Haare bei; im Winter trägt er den blauen Kastran ohne Kragen und den farbigen Gürtel, oder den in Form eines Rockes geschnittenen Schafspelz; im Sommer ein leicht zusammengeknöpftes und gleich einer

Blouse über die Hosen herabfallendes blaurothes Hemd. Die Weiber, welche sonst eine sehr originelle Tracht hatten, kleiden sich gegenwärtig fast wie unsere Bäuerinnen, und haben von ihren alten Gebräuchen nur den Kopfsputz bewahrt. Die Verheiratheten tragen auf dem Kopfe eine kleine Haube aus schwarzer Leinwand, die Mädchen lassen ihr Haar in langen Flechten frei über ihre Schultern wallen. Die Männer sind im Allgemeinen groß, gut gebaut und ihr langer Bart gibt ihnen ein imponirendes Aussehen. Die Weiber sind fast alle schmutzig und häßlich. Die Natur, welche durch die unermüdlichen Bemühungen Peters des Großen und seiner Nachfolger nach so vielen Seiten hin unterjocht wurde, ist in diesem Punkte unbesiegbar geblieben. Es gibt zu Petersburg keine schönen Frauenzimmer, außer in den Salons der hohen Gesellschaft; die übrigen möchten weder zu einer Ode, noch auch nur zu einem armen Madrigale begeistern. Welcher Unterschied gegen Stockholm und den Norden Schwedens, jener Walthalla nördlicher Schönheit.

Die Bauern, welche man auf dem Wege nach Moskau trifft, gehören fast alle der Krone an; bei einem Scheine von größerer Freiheit, als die Leibeigenen der andern Großen, sind sie, wie wir später sehen werden, in einer unglücklicheren Lage. Während des Sommers von 1841 sah man Tausende dieser armen Leute mit Weib und Kind auf der Straße umherirren, und mit bleichem Gesicht und abgemagerten Händen um ein Stück schwarzes Brod zur Stillung ihres Hungers betteln. Sehr wenige Bauern russischer Großen geriethen in ein solches Elend. Als ich nach Moskau ging, war diese Armuth noch vorhanden, auf jeder Station drängten sich Schaaren durch Alter und



Mangel geschwächter Greise, mit elenden Lumpen bekleideter Weiber, leichenblasser und abgezehrter Kinder um unseren Wagen, fielen vor uns nieder und riefen mit seufzender Stimme: Gute Herren und schöne Sonnen, um durch diese orientalischen Bitten ein Almosen von wenigen Kopfen zu erhalten. Gott sei Dank, diese Trauerperiode nahte ihrem Ende; die Gersten- und Kornfelder waren schon von der Sonne vergoldet. Im Süden und Norden des Reiches kündigte Alles eine Aernthe an, die so vielen Entbehrungen und Leiden ein Ziel setzen wird.

Sehr oft nehmen die Bauern dieser Gegend ihre Zuflucht dazu, daß sie Kärner werden. Mit einem Pferde und einem kleinen, gleich einem Weidenkorbe geschlossenen Fuhrwerke unternehmen sie häufige Reisen von Moskau nach Petersburg. Jeden Augenblick stießen wir auf Karawanen von dreißig bis vierzig Karren, welche wie die hochburgundischen Grandvaliers hinter einander herliefen und Lebensmittel aus Europa und dem Oriente, Stoffe aus Frankreich, Krystalle aus Böhmen, kurze Waaren aus London und Bücher aus Deutschland von einer Stadt zur andern führten. Wenn die Dampfschiffe ihre Fahrt wieder beginnen, wenn sie jede Woche von Dünkirchen und Havre, von Riga und Stockholm nach Petersburg kommen, so wird ein guter Theil ihrer Ladung sogleich auf diese Karren gepackt und nach Moskau spedirt. Moskau ist nicht bloß die zweite Hauptstadt Rußlands und eine der bedeutendsten Handelsstädte Europas, nein, es ist das wahre Herz der Nation, es ist das Centrum des Reiches, es ist der Vereinigungspunkt aller Strassen des Morgen- und Abendlandes; von da geht man nach Polen und Deutschland, durch die trauer- und ruhmvollen Wege der französischen

Armee, nach der Türkei über Odessa und nach dem Kaukasus über Astrachan. Von welcher unendlichen und glühenden Sehnsucht wurde ich nicht ergriffen, als ich, zu Moskau angekommen, alle diese Weltstrassen um mich erblickte, und sie mich an alle die Länder erinnerten, welche ich so gerne durchwandert hätte, an alle die Städte, welche mich, die Einen mit ihren alten Traditionen, die Andern mit ihrem modernen Glanze zu sich riefen: Nishni Novgorod mit seinem großen Markte, Kasan mit seinen Erinnerungen an die Mongolen, Kiew mit seinen alten Kathedralen, Baczissaria, wo die Marmorfontainen noch unter den Bäumen murmeln, wie zur Zeit der Sultane, Tobolsk, wo ich mit Mitleiden die armen Verbannten betrachtet hätte, und Circassien, dessen schöne und großartige Gegenden (der Schauplatz so vieler Heldensagen) mir ein junger Offizier mit Begeisterung beschrieb. Wie lockend erscheint Alles dem Reisenden, welch fröhlichen Hoffnungen überläßt er sich und wie wenig kann er ausführen! Wenn ich einige Jahre volle Freiheit und einige von den fünfhundert Pferden gehabt hätte, welche Katharina und ihr Gefolge auf ihrer aus Fabelhafte gränzenden taurischen Promenade führten, nach welcher berühmten Stadt, nach welcher neuen Küste hätte ich mich nicht freudig hingewendet!

Während ich diesen eiteln Träumen nachhing, rief mich mein schweigsamer Reisegefährte wieder in die Wirklichkeit zurück, indem er sein drittes Frühstück aus der Tasche zog; und um mich darüber zu trösten, die fernen Strassen Sibiriens und des Kaukasus nicht einschlagen zu können, betrachtete ich rechts und links diejenige, welche wir selbst durchfuhren. Es ist in der That ein sehr schönes Werk, das unermessliche Summen kosten mußte. Die Chaussée ist

fest, wie ein Pflaster, eben wie eine Parkallee, und so breit, daß vier Diligencen leicht neben einander vorbeifahren können. An jeder Schlucht befindet sich eine starke Balustrade, an jedem Bache eine steinerne Brücke, die ein mit zweiköpfigen Adlern und Trophäen geschmücktes eisernes Geländer hat. Von Zeit zu Zeit steht auch am Rande dieser breiten Straße ein Bethaus, eine grüne oder vergoldete Kuppel, eine Kirche. Wenn eine Wand des Wagens mir den Anblick dieser religiösen Gebäude entzog, so schloß ich auf ihre Nähe aus den Kreuzeszeichen des Postillons und meines Reisegefährten. Der russische Postillon besitzt noch nicht die Zweifelsucht oder die fröhliche Gleichgiltigkeit seiner französischen und deutschen Brüder. Der französische Postillon steigt munter zu Pferde, läßt seine Peitsche knallen und fährt, je nach dem Trinkgeld, das ihm versprochen wird, im Trapp oder im Galopp. Der deutsche Postillon nimmt sein Horn, bläst eine Volksmelodie und betrachtet nebenbei die blonden Mädchen, welche ihm zuhören. Der russische aber begibt sich nicht so heiter auf seine großen Wege; er weiß, daß sein Handwerk mit Gefahr verknüpft ist, daß er nicht allzu sehr auf seine Kraft und seine Geschicklichkeit pochen darf, daß das beste Pferd straucheln und der tüchtigste Wagen zerbrechen kann. Wenn er die Zügel seines Gespanns ergreift, so entblößt er das Haupt, macht drei Kreuze und empfiehlt sich seinem Schutzheiligen. Bei jeder Kapelle, bei jedem Bilde, wo er vorbeikommt, wird dieser Frömmigkeitsact erneuert, und wenn er endlich auf seiner Station angekommen ist, so entblößt er wieder das Haupt und bekreuzt sich abermals, um Gott für seinen Schutz zu danken. Die russischen Kaufleute, wie die Bauern beobachteten sämmtlich diesen religiösen Gebrauch.

Nur die Leute von Welt fangen an, es für nutzlos zu halten, und scheuen jetzt die Mühe, sich an die Heiligen so oft zu erinnern.

Die Gasthäuser, bei denen man auf der Straße von Petersburg nach Moskau anhält, verdienen den schlechten Ruf nicht, in den sie durch einige Reisende gebracht wurden. Allerdings darf man hier keine Speisefarte, wie die von Vervy, oder einen in der Schule Carême's herangebildeten und von der gastronomischen Philosophie Brillat-Savarin durchdrungenen Wirth suchen, aber zu jeder Viertelstunde, wo man in eines derselben tritt, findet man stets ein Stück kaltes Rindfleisch, Kwas, Thee und sehr schmackhaftes schwarzes Brot; dieß ist Alles, was ein Reisender zur Stärkung bedarf. Einige dieser Gasthäuser sind gewissermaßen auf eine kokette Art ausgeschmückt. Desters habe ich hier die Portraits zweier Männer gefunden, welche das russische Volk sich immer zusammen denkt, und von dem Einen mit kindlicher Liebe spricht, den Anderen mit Bewunderung nennt: Alexander und Napoleon.

Am Tage nach unserer Abreise sahen wir am Gestade des Wolchow die vergoldeten Kuppeln der Kirchen von Nowogorod glänzen. Hier ist die Wiege der russischen Autokratie, hier die Geschichte ihrer Eroberungen und ihres Absorptionswerkes. Nowogorod war im elften Jahrhundert die größte, die einzig große Stadt dieses Landes. Zu einer Zeit, wo der Boden, der gegenwärtig die stolzen Kasernen und Paläste von Petersburg trägt, noch ein öder Sumpf war, wo Moskau erst den Glanz seiner künftigen Größe ahnen ließ, hörte man den Namen Nowogorod längst an den Ufern des baltischen und des weißen Meeres. Es ist nicht bekannt, wie weit sein Ursprung hinaufgeht. Ein

dichter Schleier, den die Hand keines Gelehrten je zu lüften vermochte, umhüllt seine Geschichte bis gegen die Mitte des elften Jahrhunderts. Damals wurde die Stadt von den Kampsgegnossen jenes muthigen und abenteuerlichen Sturiks erobert, welche von den Sandebenen Mecklenburgs, von den stürmischen Küsten Scandinaviens aus, sich wie ein wilder Strom auf das russische Reich stürzten und einen großen Theil davon in Besitz nahmen. Zu Ende desselben Jahrhunderts verlegte der Krieger, welcher sich durch die Gewalt seines Schwertes zum Fürsten von Novogorod gemacht hatte, den Sitz seiner Herrschaft nach Kiew und überließ die Regierung seiner ersten Residenz einem Häuptlinge, den er selbst wählte.

Die junge Stadt, welche nach dem ersten Drucke ihrer Eroberer wieder allmählig aufathmete, unternimmt nun Handelsspekulationen und knüpft auf allen Seiten Verbindungen an. Im elften Jahrhundert besitzt sie, um sich gegen jeden Angriff zu vertheidigen, ihre Festung, ihren Kreml; dann wagt sie sich sogar bis an den finnischen Meerbusen und unterjocht die Völkerschaften, welche seine Ufer bewohnen. Gegen Westen dringt sie bis an das baltische Meer, und errichtet zu Wisby Comptoirs und Stapelplätze; im Norden gründet sie die Stadt Archangel; gegen Süden durchschifft sie die Wolga und die verschiedenen Flüsse, welche darein münden. Kluger als die andern russischen Herrschaften, welche im dreizehnten Jahrhunderte von den Mongolen verheert wurden, schließt sie einen Friedensvertrag mit denselben, zahlt ihnen einen jährlichen Tribut und wird für Lübeck, so wie für die übrigen Hansestädte der Vereinigungspunkt des Handels zwischen dem Morgen- und Abendlande.

Während sie so ihre Macht erweitert und täglich ihre Reichthümer vermehrt, macht sie sich allmählig von der Oberhoheit der Fürsten zu Kiew los. Von Jahr zu Jahr erwirbt sie eine neue Freiheit, ein neues Privilegium, und die, welche früher dieselbe despotisch regiert hatten, durften endlich nur noch eine Art ehrenvolles Protectorat über sie ausüben, wie etwa im Mittelalter die deutschen Kaiser über die freien Städte. Das mächtige Novogorod hat sich von der Herrschaft seiner alten Gebieter losgemacht; seine Bürger versammeln sich beim Schalle der großen Glocke, welche sie zur Berathung ihrer Interessen herbeiruft, und wählen jährlich ihre Possadniks (Konsuln). Ihre Obrigkeit regiert, ohne die Launen eines Fürsten oder den Willen eines Souverains ausüben zu dürfen. So erscheint die Stadt im fünfzehnten Jahrhundert, als ihre eigene Herrin, reich durch ihre Klugheit, mit ihrem Handel zugleich Europa und Asien umfassend und ihren Unternehmungen einen immer größeren Erfolg sichernd. Die übrigen russischen Städte nennen sie ehrfurchtsvoll ihre älteste Schwester, und das Volk, erstaunt über ihre Macht und ihren Reichthum, wiederholt das so oft von den Reisenden angeführte Sprichwort: Wer könnte Gott widerstehen und Novogorod der Großen?

An dem Gewölbe der Kathedrale dieser Stadt sieht man noch ein Christusbild, von welchem das Volk eine Sage erzählt, die der berühmten Stadt des alten Czarenreiches nicht wenig Ehre macht.

Das Bild rührt vom Jahre 1050 her. Der Maler hatte Christus dargestellt, wie er mit ausgebreiteter Hand den Bewohnern von Novogorod seinen Segen ertheilt. Wie er am andern Morgen sein Gemälde wieder sieht, so be-

merkt er, daß die Hand geschlossen ist; erstaunt über diese Veränderung macht er sich ans Werk und öffnet von Neuem die göttliche Hand; den Tag darauf muß er dieselbe Arbeit wieder vornehmen, und als der Maler auch am dritten Tage die seltsame und wunderbare während der Nacht vorgegangene Aenderung wieder verbessern will, so hört er eine Stimme rufen: Male meine Hand nicht offen, denn in dieser Hand halte ich Novogorod, und wenn ich sie öffne, so werden alle Leidenschaften über die edle Stadt ausströmen.

Indeß sah man hundert Meilen von da eine andere Macht sich erheben, welche eines Tages den Stolz jenes nordischen Karthago's zerschmettern sollte: dieß war das Fürstenthum Moskau. Im fünfzehnten Jahrhunderte unterwarf einer seiner Czare die Republik, und nöthigte sie zur Entrichtung eines jährlichen Tributes; hierauf kam ein Anderer, welcher kühner an der Vergrößerung seiner Staaten arbeitete und sich bemühte unter seinem Scepter die einer fremden Regierung unterworfenen Städte und Besitzungen zu vereinigen. Ein wahrer Vorläufer Romanows trug er in seinem Herzen den Ehrgeiz dieser Dynastie und die Träume ihrer künftigen Größe. Die Republik Novogorod, bereits zur Entrichtung eines demüthigenden Tributes gezwungen, stand dem Fürsten Iwan Wassiliewitsch auch noch mit ihren Freiheiten im Wege. Er griff sie mehrmals an, besiegte sie in einem hartnäckigen Kampfe, versetzte einen Theil ihrer Bevölkerung in das Innere seiner Provinzen, und erlaubte russischen Familien die Stelle dieser Verbannten einzunehmen. Als Iwan Novogorod verließ, verbot er alle Volksversammlungen und nahm die

Glocke, welche die Bürger zu ihren Zusammenkünften berief, mit sich fort.

Um sich leichter zum Herrn dieser stolzen Stadt zu machen, hatte er ihr doch noch einige Privilegien lassen müssen; diese aber verlor das arme Novogorod sämmtlich unter dem Fürsten Iwan IV., der Furchtbare genannt. Von dem Wunsche beseelt, ihre alte Unabhängigkeit wieder zu erlangen, knüpfte die Stadt Unterhandlungen mit den Polen an und wollte sich dieselben als Bundesgenossen erwerben. Iwan der Furchtbare hörte davon, sammelte alsbald eine Armee, marschirte gegen die Stadt, eroberte sie und ließ Ströme Blutes darin fließen. Mehrere Wochen hindurch saß der wilde Czar auf seinem schrecklichen Richterstuhle, sprach selbst das Todesurtheil der Schuldigen aus, bezeichnete die Schlachtopfer, und jeden Tag fielen Hunderte, Tausende von Köpfen unter dem Beile seiner Henker. Die letzten Freiheiten Novogorods wurden vernichtet. Die geplünderte, ihrer besten Bürger beraubte Stadt beugte sich kraftlos unter das unumschränkte Joch des Czars. Nach dieser tödtlichen Katastrophe erhob sich ihr Handel noch einmal; aber der immer mehr sich ausbreitende Handel Moskaus und die Gründung von Petersburg versetzten ihr einen verderblicheren Schlag, als der Ehrgeiz Iwans III. und die Grausamkeiten Iwans des Furchtbaren.

Gegenwärtig ist Novogorod der Hauptort eines Gouvernements zweiten Ranges und enthält nur noch 12,000 Einwohner. Seine verbrannten, zerstörten Häuser wurden im neuen Style wieder aufgebaut, und seine Strassen ziehen sich nun in gerader Linie auf jeder Seite des Wolchow hin. Man könnte es für eine erst kürzlich entstandene Stadt halten, wenn nicht die dicken Mauern seines Kremls,



welche die frühere Ausdehnung und die frühere Macht Novogorods anzeigen, seine mit Gold und Malereien bedeckte Kathedrale, sein erzbischöflicher Palast und ein kleines einstöckiges Haus wären, welches letztere sich hinter einem elenden Krämerladen verbirgt, aber von den Einwohnern dem Fremden mit Ehrfurcht gezeigt wird, dieses Haus gehörte, wie man sagt, Marfa, der heldenmüthigen Frau eines Bürgermeisters, welche bei der Annäherung Ivans I. selbst das Kriegsgeschrei erhob, ihren Söhnen Waffen gab und unerschrocken für ihre Vaterstadt und ihre Freiheit kämpfte. Einige Skeptiker behaupten, die Wohnung Marfa's sei längst verschwunden, und die, welcher man ihren Namen gegeben, habe niemals ihr gehört. So konnte die stolze Stadt Novogorod nicht einmal ihre Sage unangetastet bewahren, und der Zweifel ist in ihre glorreichsten Erinnerungen eingedrungen. Aber was liegt auch daran, ob das von einem historischen Namen verherrlichte Haus wirklich der edlen Marfa gehörte, wenn nur der Anblick seiner Mauern in dem Herzen des Fremden dasselbe Gefühl der Bewunderung und in den Herzen der Bewohner dieser Stadt denselben Patriotismus und dieselbe Dankbarkeit erweckt? Was liegt an der vergänglichen Materie, wenn die Idee, die mit derselben verknüpft ist, fortbauert und von einem Geschlechte dem andern überliefert wird?

Um Novogorod herum gibt es noch mehrere Klöster, welche früher an den Kämpfen, so wie an der Verwaltung der Republik Theil nahmen und ihren Einfluß unter der Regierung der Autokratie verloren haben. Zwei dieser Klöster finden gegenwärtig in ihrem Reichthum einen hinlänglichen Ersatz für ihre politische Nichtigkeit. Das erste wurde von der Gräfin Orlov, welche ein enormes Ver-

mögen befaß, königlich dotirt, und das zweite von einem Günstlinge Alexanders, welcher die Gewalt, mit der er bekleidet war, und den Einfluß, welchen er auf seinen Gebieter ausübte, mehr als einmal mißbrauchte, und um sich vor der Verdammung der Welt zu retten, unter den Schutz der Heiligen flüchtete. Die Frauenklöster sind arm geblieben, und viele Religiosen müssen betteln. An der Thüre unseres Gasthofes standen mehrere derselben und warteten auf unsern Wagen. Sie folgten uns mit ihrem schwarzen Schleier und hielten mit furchtsamer Hand und gesenktem Kopfe, unter einem Haufen von Greisen und Krüppeln, welche schrieten und jammerten, uns ihre kleine blecherne Büchse hin. Keiner hätte es gewagt, diesen armen Frauen eine kleine Beisteuer zu verweigern. Sie kehrten vielleicht mit mehr Vertrauen und Heiterkeit in ihre bescheidenen Zellen zurück, während sie in dem Convente die Gabe der Reisenden überbrachten.

Man rechnet von Petersburg nach Moskau sieben-  
hundertundsiebenzig Werste, d. h. zweihundertundzehn Meiles,  
und auf dieser großen Entfernung, welche in Frankreich  
viele Duzend Städte und Millionen Individuen umfassen  
würde, findet man dort nur drei Städte: Novogorod,  
Tarschof und Twer. Wischnoi-Wolotschof möchte ich noch  
dazu zählen, obgleich es nur den Namen eines Fleckens führt.  
Dies ist ein reicher und lebensvoller Flecken, am Rande  
eines großen Kanales gelegen, welcher mehrere Flüsse mit  
einander, die Wolga mit der Twerza und den Walchow  
mit der Newa, verbindet. Jedes Jahr fahren mehr als  
tausend mit Kaufmannsgütern beladene Schiffe auf diesem  
Kanale, und Wolotschof ist eine ihrer Hauptstationen. Das  
rührige Leben im Hafen, der Anblick eines großen von

einem Tannengürtel umgebenen Wasserbeckens, verleihen diesem kleinen Handelsplatze einen ganz besonderen Reiz. Als ich den Flecken eines Abends beim Untergange der Sonne betrachtete, glaubte ich eine schwedische Stadt vor mir zu haben, mit einem jener schönen und klaren melancholischen Scen, die man stets bewundern muß und nie vergessen kann.

Tarshof hat eine lange Geschichte voll von Glückswechseln. Bald seine Unabhängigkeit vertheidigend, bald von diesem, bald von jenem benachbarten Fürsten unterjocht, theilte es das Loos mächtiger Städte, welche sich früher um seinen Besitz stritten, und beugte sich unter das Scepter der Kaiser. Die Tartaren, welche es auf ihren wilden Eroberungszügen berührten, ließen ihm eine Industrie, welche sich unaufhörlich entwickelt. Die Stadt fabricirt, als Nebenbuhlerin von Kasan und Astrachan, eine Menge Arbeiten von feinen Pelzwaaren und bunte mit Gold- und Silberblumen bedeckte Fußbekleidungen, welche die Kaufleute von Hamburg und Leipzig unter dem Namen türkischer Fußbekleidungen nach allen Seiten hin verbreiten. Die gastronomische Wissenschaft hat Tarshof ebenfalls in Ruf gebracht. Ein Hotelbesitzer hat nemlich eine neue, in ganz Rußland berühmte Art Cotelette eingeführt. „Wenn Sie nach Tarshof kommen,“ sagte man zu mir, als ich Petersburg verließ, „so vergessen Sie nicht gestickte Pantoffeln zu kaufen und Cotelette serviren zu lassen.“ Es gibt Städte in der Welt, denen die Geburt eines berühmten Kriegers, das Werk eines Künstlers, oder der Gesang eines Dichters nicht so viele Berühmtheit verschafft hat.

Iver, eine Stadt von fünfundzwanzigtausend Einwohnern, Hauptort eines Gouvernements, lächelt schon von

ferne den Blicken des Reisenden entgegen mit seiner bezaubernden Lage, seinen blauen und vergoldeten Kuppeln, seinen grün bemalten und wie bei italienischen Villas platten Dächern. Die Strassen sind breit und sauber; die Häuser, ehemals von Holz, wurden nun aus Steinen erbaut, und sie sind größtentheils noch ganz neu, mit Kalk geweißt oder mit einem Okerlager, da und dort mit einem Karmingrunde bedeckt. Trotz dieses modernen Aussehens ist Iwer eben so alt als Novogorod. Dasselbe ist auch bei vielen anderen russischen Städten der Fall. Wenn man ihre Geschichte liest, und sieht, wie viele Schicksale sie durchgemacht, wie vieles Unglück, wie viele Verheerungen über sie ergangen, so erwartet man in ihnen krumme und dunkle Strassen, Bogenfenster und Thürmchen, wie zu Augsburg oder Lübeck, und es findet sich nichts davon. Diese Städte wurden aus Holz erbaut; ein einziger Krieg, eine Feuersbrunst verwüstete sie von einem Ende bis zum andern; sie wurden zu verschiedenen Zeiten wieder aufgebaut und stets nach einem neuen Plane. Ihre Geschichtsbücher, ihre Namen allein sind alt; ihre Form ist völlig jung und heiter. Es scheint, als ob Alles dazu beitrage, um Rußland den Character der Jugend und Regeneration zu geben. Sein wahrer Aufschwung, sein wahres Leben schreibt sich nur von der Regierung Peters des Großen her; alle seine Städte legen gegenwärtig nach einander ihr altes Kleid ab und schmücken sich begierig, um als neue Städte in eine neue historische Epoche eintreten zu können.

Unten an den Mauern von Iwer geht man auf einer Schiffbrücke über die Wolga, welche in den russischen Chroniken so berühmt ist. Hier trieben Seeräuber ehemals

ihr Wesen. Die Wellen dieses Flusses trugen jene Schaaren wilder Bagabunden, jene Räuberhorden, welche in der Hütte des Bauern und in dem Waffensaale des Edelmannes Schrecken verbreiteten. Das Andenken an ihre Plünderungen und ihre Grausamkeiten lebt noch in den Traditionen des Schlosses und den Gesängen der Dörfer fort. Hier folgt eines jener Lieder, das ein Mädchen schildert, neben welchem die berühmte Klara Wendel noch ein sanftes Lamm wäre:

Mit sechzehn Jahren fing ich an zu stehlen,  
 Mit achtzehn hab' ich schon gemordet.  
 Ich brachte meinen eignen Bruder um:  
 Bei seinem blonden Haar ergriff ich ihn  
 Und schlug ihn bis er auf der Erde lag;  
 Ich öffnete ihm dann die weiße Brust  
 Und riß frohlockend ihm das Herz heraus.  
 Als unter ihrem Dolch das Herz noch zuckte,  
 Da lächelte das schöne Mädchen drob.

Jetzt zeichnet sich die Wolga durch eine exemplarische Rechtschaffenheit aus. Das Echo ihrer Ufer wiederholt nur noch den Klang frommer Glocken oder den Gesang unschuldiger Matrosen. Ihre Bogen tragen nur friedliche Kaufmannsschiffe, und ihre Häfen sind gleichsam eben so viele fruchtbare Felder, wo die Hand des Spekulanten jedes Jahr eine segensreiche Aerndte holt. Sie ist von allen Flüssen Europas der längste und am leichtesten fahrbar. Von den Waldhügeln aus verfolgt sie ihren majestätischen Lauf bis zum kaspischen Meere, und auf dieser Strecke von achthundert Lieues findet man nirgends eine Sandbank; keine treulose Klippe birgt sich im Schooße ihrer Fluthen. Hundert Völkerschaften dient sie zum Verknüpfungs-

punkte und berührt mit ihren Verzweigungen alle Theile der alten Provinz Moskau. Man könnte sie eine mächtige Ader in einem Riesenkörper nennen.

Die ganze Geschichte der Provinzen, welche wir seit unserer Abreise von Petersburg aus erblickten, so wie die ihrer Hauptstädte und Dörfer, ist gleichsam eine Einleitung in die Geschichte Moskaus. Diese Provinzen bildeten ehemals eben so viele besondere Staaten, die sämmtlich von Moskau unterjocht wurden; unabhängige Herren erbauten diese Städte, und Moskau hat eine nach der anderen seiner Herrschaft unterworfen. Moskau war der Mittelpunkt aller russischen Eroberungen, das Arsenal jenes ungeheuren Assimilations- und Absorptionswerkes viele Jahrhunderte hindurch, bis Peter der Große an den Ufern des finnischen Meerbusens eine neue Hauptstadt gründete und den Heerd dieses großen Werkes dorthin verlegte.

Wenn man, dieses Land durchreisend, solche alte Erinnerungen aus der Vergangenheit heraufruft, so begegnet uns bei jedem Schritte, den wir thun, immer der Name Moskau, und man empfindet ein immer steigendes Verlangen, jene Stadt zu sehen, welche das Schwert der Bojaren und das Kreuz der Patriarchen so weit hin trug. So geht man in jenen ungeheuern Schlössern der Feenmärchen von Hof zu Hof, von Saal zu Saal, ehe man in den des Herrn kommt. Da ist endlich die so berühmte und mit so viel Recht von denen verehrte Stadt, die sie nach einander unterjochte und ihrer Macht einverleibte; da ist das Sanctuarium der griechischen Religion, die Wiege russischer Autokratie. An einem schönen Morgen sahen wir, beleuchtet durch die aufgehende Sonne, von ferne ihre Mauern und ihre Thürme am blauen Horizonte sich erheben. Wir

fahren an dem geschmacklosen von Elisabeth erbauten Schlosse Petrowski vorbei, auf welches ich kaum einen Blick werfe, so sehr beschäftigt mich das Panorama, welches sich allmählig vor meinen Augen entrollt. Am Thore hält uns die Wache an, was Rechtens ist; ein wenig weiter begegnen wir der Polizei. Wache und Polizei kümmern sich sehr wenig um die Ungeduld des Reisenden. Sie contro-  
liren die Neugierde und legalisiren den Enthusiasmus.

Nachdem mit unseren Pässen alle gehörigen Formalitäten vorgenommen waren, und der über die öffentliche Sicherheit wachende Beamte sich durch ein Duzend ehrenwerthe Signaturen und ein Duzend Kanzleisiegel überzeugt hatte, daß wir weder Höllenmaschinen, noch Pest, noch Konstitution mit uns brächten, so durften wir ungehindert unseren Weg fortsetzen. Der Conducteur, welcher mit gesenktem Kopf und höchst demüthiger Haltung vor ihm stand, bestieg wieder seinen Sitz; der Postillon machte in aller Eile vor einem kleinen an einer Mauer befestigten Bilde noch drei Kreuzeszeichen; endlich ging es weiter durch einen Haufen von Karren, zwischen denen Juden, Bauern und Kaufleute herumliefen. Man hätte es für eine Messe halten können und es war ganz einfach ein täglicher Markt. Vor unseren Blicken erhob sich ein plumpe und massives Gebäude mit achteckigem Thurme. Dieß Monument ist dem Andenken des Kommandanten Sukherew geweiht, der während des furchtbaren und wie man sagt von der Schwester Peters des Großen, der ehrgeizigen Sophia, erregten Strelizenaufstandes den beiden jungen Czaren treu blieb. Wir fuhren durch eine prächtige Straße, welche man die Gartenstraße nennt und welche diesen idyllischen Titel vollkommen rechtfertigt. Rechts und links erblickt

man Fruchtbäume, Obstgärten, Gartenbeete, mit Blumen beladene Balkone und Häuser, die sich hinter grünen Zweigen verstecken. Man könnte sich an die Ufer der Loire versetzt glauben und man ist mitten in Moskau. Etwas weiter hin erheben sich die großen Krongebäude und die reichen Hotels des Adels; dann kommt die Marschallsbrücke, wo ehemals Wagner und Schmiede wohnten, die aber jetzt beinahe ganz von den kokettesten Läden, von Mode- und Parfümeriehändlern, von englischen Kupferstichen und der Pariser Buchhandlung eingenommen ist. Gleich anfangs hat man mehrere Sphären passirt, die unter einander sind, ohne sich zu vermischen, man ist durch das Quartier des Volkes, der Aristokratie, der wohlhabenden Bürgerschaft und der französischen Kolonie gekommen und man befindet sich nur noch wenige Schritte vom Kreml entfernt.

Dem Kreml wollte ich vor Allem einen Besuch abstatten. Ich ging in Begleitung eines Russen dorthin, der mir mit patriotischem Stolz die verschiedenen geschichtlichen Phasen der alten Festung erzählte, die Namen nannte, welche derselben Ruhm verliehen hatten, die Czare, deren Palaß sie gewesen war, und die Kaiser, welche daselbst ihre Krone in Empfang genommen. Ich hörte ihm zerstreut zu, indem ich dabei an jenen andern Kaiser dachte, von dem er nicht sprach, dessen großes Bild ich aber vor meiner Seele aufsteigen sah. Hier wurde sein Riesenschritt gehemmt, in diesen Mauern ließ er sein Haupt ruhen, niedergedrückt von dem Gewichte seiner unermesslichen Entwürfe und düsteren Ahnungen; von der Höhe dieser Wälle herab sah er das Feuer seine Zufluchtsstätte übersfluthen und seine Eroberung verzehren. Diese alten Mauern hatten bei



seiner Annäherung gezittert und diese Stadt entvölkerte sich vor ihm, wie ehemals die Gefilde Italiens vor dem Pferde Attilas. Nein niemals gab es eine solche Epoche und niemals öffnete sich ein so trauriger Schauplatz für eine so unheilvolle Scene. Welcher Dichter könnte das dumpfe Schweigen schildern, als unsere Armee, noch ganz bedeckt von dem glorreichen Staube der Moskwa einzog, und während sie eine demüthig bittende Bevölkerung vor sich zu sehen erwartete, nicht einmal ein Kind fand, das ihr den Weg zu dem Kapitele zeigen konnte? Wer vermöchte den plötzlichen Schrecken, die Verwirrung und Bestürzung unserer unglücklichen Brüder zu beschreiben, als auf einmal mitten in der Nacht unsichtbare Hände brennende Fackeln in das Innere der Häuser schleuderten, als die Feuersbrunst auf allen Seiten ausbrach, wie ein wilder Strom um sich griff und aus der kaum noch so schönen und ruhigen Stadt einen unermesslichen Scheiterhaufen, ein Grab von Asche und Feuer machte? Mit welcher Rührung bin ich durch die Thore dieses Schlosses gegangen, das, von so viel Ruhm umglänzt, ein so gewaltiges, schreckliches Schicksal barg! Alle seine alten Erinnerungen, seine Jahrhunderte voll Ruhm und Glück verschwanden vor dieser Erscheinung weniger Tage, deren man gedenken wird, so lange es noch eine Hand gibt, um sie zu beschreiben, ein Ohr, um sie zu hören, ein Gedächtniß, um sie aufzunehmen. Es schien mir, als ob jeder Stein, auf den ich meinen Fuß setzte, jede Fassade, jede Kuppel Spuren jener unvergeßlichen Epoche an sich trüge und mir irgend eine Episode jenes beispiellosten Unglücks erzählte. Nach allen Seiten warf ich einen gierigen Blick, und diese schmalen Gänge, diese schweigenden Gewölbe waren für mich gleich-

sam ein feierlicher Tempel, geweiht dem heldenmüthigsten Plane und dem größten Unglücke.

Die Engländer, welche aus erbärmlichem Reide nie eine Gelegenheit versäumen, unsere Geschichte zu profaniren oder unsere Ehre zu beschimpfen, beschuldigen unsere Soldaten, als hätten sie selbst Moskau in Brand gesteckt. Die Russen sind gerechter; sie erzählen aufrichtig die Sache, so wie sie vorgegangen ist. Mehrere Bewohner Moskaus haben mir es zugestanden. Sie wußten wohl, wer die Brandstifter und Plünderer waren; sie wußten, daß unsere ganze Armee sich nur unter die Flammen stürzte, um sie zu löschen. Ihr Interesse überwog damals ihre Gerechtigkeit; sie schleuderten über uns diese Verheerung, um die Zahl unserer Feinde noch zu vergrößern und sich durch einen gedoppelten Haß, eine gedoppelte Wuth gegen uns zu verstärken. Ihr Wunsch ging in Erfüllung; der Brand Moskaus führte das Resultat herbei, welches sie erwarteten. Und welches Resultat! Wird Frankreich es vergessen können? Als man Alexandern den Brand seiner alten Hauptstadt zeigte, so war dieß für ihn ein Donnerschlag. Die Bulletins von der Moskowa hatten ihm zuvor verkündigt, seine Truppen seien Sieger geblieben. Er hatte das Tedeum anstimmen lassen und die Familie Kutusow mit Ehren überhäuft. Plötzlich vernahm er, dieser vorgebliche Triumph sei eine Niederlage, unsere Armee marschire auf den Trümmern der seinigen, bahne sich einen Weg in das Centrum seiner Staaten und Napoleon sei im Besitze der Residenz seiner Vorfahren. Man erzählt, der Kaiser habe, von Schrecken ergriffen bei dieser unglücklichen Nachricht, schon den französischen Adler über den Ruinen von Petersburg zu sehen geglaubt, und sei entschlossen gewesen, nach

England zu fliehen, ein verzweifelter Plan, von dem ihn die Kaiserin mit all ihrem Einflusse kaum abzubringen vermochte. Drei Tage später vernahm er die gänzliche Zerstörung Moskaus, und die Ruinen dieser Stadt retteten ihn. Es ist nicht bekannt, warum der Graf Rostopschin öffentlich fortwährend die Befehle läugnete, welche er den Brandstiftern gab. Man weiß, daß er selbst sein schönes Haus zu Moskau verbrennen wollte und daß es nur durch Zufall gerettet wurde; auf keinen Fall kann Rostopschin die rohe Inschrift läugnen, welche er vor sein Landhaus setzen ließ, als er dasselbe in Brand steckte<sup>1)</sup>.

Einer der ausgezeichnetsten Offiziere der kaiserlichen Armee, der Herzog von Fezenzac, der anfangs als Adjutant des Fürsten von Neuchatel, dann als Oberst des vierten Linienregimentes, dessen letzte Trümmer er muthig nach Königsberg führte, den Feldzug von 1812 mitgemacht hatte, war so gütig mir sein Tagebuch über jene traurigen Ereignisse mitzutheilen, wovon er während dieser furchtbaren und unvergeßlichen Expedition Augenzeuge war. Ich finde in dem mit strenger Gewissenhaftigkeit und seltener Einfachheit geschriebenen Journale mehrere interessante Details über den Brand von Moskau und den Einzug unserer Truppen in dieser Stadt.

„Nach der Schlacht an der Moskowa,“ sagt der Herzog von Fezenzac, „sammelte General Kutusow, welcher Moskau nicht mehr vertheidigen zu können glaubte, allmählig seine Avantgarde, verließ eilends die Stadt und zog

---

1) Diese Inschrift lautet ungefähr folgendermaßen: „Ich verbrenne selbst mein Haus, damit es diesen Franzosenhunden nicht in die Hände fällt.“

sich auf den Strassen von Iwer und Wladimir zurück. Die französische Armee bivouakirte am 13. zu Perkuselkaro; am folgenden Tage zog die Avantgarde in die Stadt ein. Ein Haufen bewaffneter Einwohner suchte den Kreml zu vertheidigen, ward aber bald zerstreut, und die Avantgarde rückte in der Stadt immer weiter vorwärts."

"Der Kaiser bezog mit seiner Garde den Kreml. Das erste und dritte Korps kampirte eine Viertellieue hinter Moskau, links von der Straße nach Moschaisk, mit dem ausdrücklichen Verbote, die Stadt nicht zu betreten."

"Dieser Tag war für uns einer der glücklichsten, welche wir bisher erlebt hatten; wir glaubten uns am Ziele unserer Mühseligkeiten, und dachten, der Sieg an der Moskowa, so wie die Einnahme Moskaus würde den Frieden herbeiführen. Aber ein in der Weltgeschichte beispielloses Ereigniß zerstörte diese schönen Hoffnungen, und zeigte, wie wenig man auf einen Vergleich mit den Russen rechnen durfte. Moskau, das sie nicht vertheidigen konnten, ward von ihnen mit eigener Hand angezündet. Seit langer Zeit bereitete man diese ungeheure Feuersbrunst vor, der Gouverneur Klostopschin hatte eine enorme Menge Brennstoffe und Brandraketen zusammengehäuft, unter dem Vorwande, es müsse ein Luftballon verfertigt werden, womit man die französische Armee verbrennen wollte, während seine Proklamationen im Einklange mit denen des Generals Kutusow das Volk von Moskau dadurch beruhigten, daß sie die Niederlagen der russischen Armee in Siege verwandelten. Bei Smolensk waren die Franzosen geschlagen, an der Moskowa waren sie vernichtet worden. Wenn die russische Armee sich zurückzog, so geschah es, um eine bessere Stel-

lung einzunehmen und vor ihren Verstärkungen voraus zu marschiren.“

„Indeß verließ der Adel Moskau und nahm die Archive, so wie den Schatz im Kreml hinweg. Als die feindliche Armee sich unter den Thoren der Stadt befand, ließ die Wahrheit sich nimmer verbergen. Viele Einwohner ergriffen die Flucht, Andere blieben zu Hause, im Vertrauen auf das Interesse, welches die Franzosen für die Erhaltung Moskaus haben mußten. Am 14. früh Morgens versammelte der Gouverneur drei bis viertausend Menschen von der Hefe des Volkes, unter denen sich auch Verbrecher befanden, denen man die Freiheit schenkte. Es wurden Brandrafeten und Luntten unter sie vertheilt, und die Polizeidiener erhielten Befehl, sie in der ganzen Stadt herum zu führen. Die Pumpen waren vernichtet worden, und die Abreise der Civilbehörden, welche der Armee folgten, gab das Signal zum Anzünden. Als die Avantgarde die Stadt durchzog, fand sie dieselbe fast ganz verlassen; die Einwohner hatten sich in ihre Häuser eingeschlossen und warteten ruhig ab, was wir über sie verhängen würden. Aber kaum hatte der Kaiser sich in den Kreml begeben, als ein Bazar, ein ungeheures Gebäude, das mehr als 10,000 Kaufläden enthielt, in Flammen gesetzt wurde. Den nächsten Morgen und die folgenden Tage ward in allen Quartieren zugleich Feuer eingelegt. Ein heftiger Wind begünstigte den Brand, und es war unmöglich, zu löschen, weil man die grausame Vorsicht gebraucht hatte, die Feuersprizen zu zerstören. Die auf der That ertappten Brandstifter wurden sogleich erschossen. Sie erklärten, die Befehle des Gouverneurs befolgt zu haben, und starben mit Resignation.“

Das Aussehen der Stadt nach dem Brande schildert der Herzog von Fezenzac folgendermassen:

„Es war ein seltsamer und schrecklicher Anblick. Jedes ihrer Trümmer sah wieder anders aus. Von einigen Häusern glaubte man, sie seien rein wegrasirt worden; von andern stand noch das durch Rauch geschwärzte Mauerwerk. Die Strassen waren mit Trümmern jeder Art angefüllt und ein abscheulicher Brandgeruch verbreitete sich nach allen Seiten. Da und dort erhob sich eine Hütte, eine Kirche, ein Palast mitten aus der furchtbaren Zerstörung. Die Kirchen besonders, mit ihren tausendfarbigen Kuppeln, ihren Kostbarkeiten und ihrer sonderbaren Bauart, erinnerten uns an den alten Reichthum Moskaus. Die meisten der von unsern Soldaten aus den Häusern, welche das Feuer verschont hatte, verjagten Einwohner, suchten dort ein Asyl. Diese Unglücklichen irrten mit Lumpen bedeckt wie Gespenster unter den Ruinen herum und nahmen zu den traurigsten Mitteln ihre Zuflucht, um ihr elendes Daseyn zu fristen. Bald verschlangen sie in den Gärten das Gemüse, welches sich noch vorfand, bald rissen sie den auf den Strassen todt umherliegenden Thieren Fleischstücke vom Leibe; einige sogar tauchten in den Fluß, um das Getraide zu retten, welches die Russen hineingeworfen hatten, und das bereits gährte. Mit Einem Worte, sie erduldeten zum Voraus Alles, was wir bald nachher selbst erleiden sollten. Während unseres Marsches machte das Wirbeln der Tambours, der Klang der kriegerischen Musik dieses Schauspiel noch trauriger, indem mit dem Bilde der Zerstörung, des Elendes und Todes die Idee eines Triumphes auf eine grelle Weise kontrastirte.“

Der Kreml, eine fast dreieckige Citadelle, war sonst

mit Gräben umgeben und ist jetzt durch hohe Mauern befestigt, und auf jedem Winkel durch einen massiven Thurm gedeckt. Von der Gründung des Kremls datirt auch die Erbauung Moskaus. Diese Festung existirt seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Anfangs war es nur ein hölzerner Bau mit einer Palissade und Moskau war bloß ein Dorf. Zwanzig Jahre später, nemlich um das Jahr 1160 oder 1170, errichtete Andreas, ein Enkel von Wladimir Monomachus, dem Fürsten von Kiew, inmitten dieser gebrechlichen Wohnungen eine steinerne Kirche und stellte ein wunderthätiges Bild darein, nemlich das Portrait der Mutter Gottes, gemalt von dem heiligen Lukas. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts geplündert und verbrannt, ward die junge Stadt bald wieder auf einem weit größeren Raume aufgebaut. Eine Einsiedlerhütte wurde in eine Kirche verwandelt; an beiden Ufern des Flusses erhoben sich Klöster. Moskau wurde die Residenz Juris III., die Hauptstadt eines Fürstenthumes, das von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja von Jahr zu Jahr seine Gränzen nach Norden und Süden immer mehr ausdehnen sollte. Iwan Danelowitsch dotirte die Stadt mit zwei neuen Kirchen und umgab sie mit starken eichenen Schranken; diese ersetzte sein Enkel Dinitri durch eine Backsteinmauer. Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, nach den Verheerungen einer furchtbaren Seuche und mehreren Kriegen, dehnte sich Moskau auf beiden Ufern des Flusses aus und umfaßte bereits ein halb Duzend Kirchen und Klöster.

Kirchen, Klöster und eine Festung — dieß ist die Wiege Moskaus, und seine ganze Geschichte ist zwischen einem Schwerte, das Schrecken verbreitet, und einer Reliquie getheilt, welche Ehrfurcht einflößt. Von lithauischen Fürsten

im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte verwüstet, erhob es sich zum dritten Male aus seinen Ruinen unter der Regierung des ehrgeizigen Iwan Wassiliewitsch, der ihm als erste Trophäen die Beute aus Novogorod gab, seinen Umfang vergrößerte und die Thürme des Kremls baute. Seine Nachfolger setzten das von ihm begonnene Werk mit Eifer fort, und unter der Regierung Iwans des Furchtbaren nahm Moskau bereits einen ungeheuer großen Raum ein.

Der Kreml, welcher der erste Kern dieser Stadt war, ist auch ihr Mittelpunkt geblieben. Von hier aus haben sich die verschiedenen Quartiere nach allen Seiten ausgebreitet, wie die Speichen eines Rades, und hier vereinigen sie sich, wie das Garn um die Spindel. Der Kreml beherrscht durch seine Lage die ganze Stadt. Sein Glockenthurm von Iwan Weliki erhebt sich mit seiner vergoldeten Kuppel über die anderen Thürme, welche ihn umgeben, und seine dicken mit Zinnen und Schießscharten versehenen Wälle scheinen noch jetzt bereit, die Residenz der Czaren und das Sanctuarium der Patriarchen zu vertheidigen. In seinem Innern verbirgt er ein seltsames Gemisch von Gebäuden aus verschiedenen Zeitaltern und von mannigfaltigem Geschmacke. Nichts Symmetrisches, nichts Regelmäßiges, weder in den Strassen, welche ihn durchschneiden, noch in den weiten Räumen, welche die Gebäude von einander trennen. Kathedralen, Kapellen, Paläste, Alles wurde von Jahrhundert zu Jahrhundert nach einem frommen Gedanken oder nach der Laune des Souverains durcheinander errichtet, Vieles der Phantasie des Künstlers überlassen, und dieses ganze Gemisch von religiöser und profaner Architectur, von antikem und byzantinischem Style, von Thurmspitzen und runden Kuppeln, all diese Mannig-



faltigkeit der Tinten und Farben, der Facaden und Thürme bringt eine seltsame, unerklärliche Wirkung hervor, welche wie ein Traum in Erstaunen setzt und den bezauberten Blicken bald den Reiz einer Arabeske, bald die hehre Würde eines durch die Zeit und große Erinnerungen geheiligten Monumentes bietet.

Beginnen wir gleich mit der Kathedrale von Mariä Himmelfahrt, der ersten aus Stein erbauten Kirche in Moskau. Ihr Schiff ist schmal und dunkel, ihr Gewölbe wird von vier mächtigen Pfeilern getragen, welche fast ein Drittel ihres Umfanges einnehmen, und diese Pfeiler, dieses Gewölbe, diese Wände sind von oben bis unten mit Freskomalereien bedeckt, welche Figuren von Heiligen und Aposteln, mit Purpurmänteln und goldenen Strahlenkronen, in riesiger Gestalt vorstellen. Die Schranke (Ikonostase) welche das Sanctuarium von der übrigen Kirche trennt, gleicht einer jener fabelhaften Mauern, von denen die Dichter des Orientes reden, einer Mauer von vergoldetem Silber, die mit ciselirten und von Edelsteinen schimmernden Bildern bedeckt ist. Rechts von dem Thore, welches in der Mitte dieser Schranke sich befindet, ist ein Bild des heiligen Johannes, das der Sage nach von dem griechischen Kaiser Emanuel gemalt wurde; links steht ein Muttergottesbild, das unter anderem Schmucke zwei Diamanten auf dem Kopfe trägt, von denen einer allein den ärmsten Dichter wahlfähig machen würde. Was alle diese Malereien, diese Diamantenkronen, diese Haufen Goldes und Silbers in den Augen des russischen Volkes an Kostbarkeiten noch weit übertrifft, sind die in Kästchen eingeschlossenen Reliquien. Es finden sich deren für alle Andachtsübungen und alle möglichen Fälle des Lebens, von dem

Kleide Jesu Christi, dessen Aechtheit Niemand zu bestreiten wagen würde, bis zu den Knochen von Heiligen, welche schwere Krankheiten heilen. Ein Sakristan zeigt den Gläubigen mit dem Finger die, welche am wirksamsten sind; sie bekreuzen sich zu verschiedenen Malen vor diesen Glaubensschätzen, geben ihnen einen frommen Kuß und gehen dann in eine andere ebenfalls mit Reliquien angefüllte Kapelle, bezeichnen sich wieder mit dem Kreuze, knien andächtig nieder, wenden das Gesicht zur Erde, und nähern sich dann einem Mönche, welcher vor dem Altare steht und ihnen seine rechte Hand zum Küssen hinhält, die er zuvor, wie man sagt, mit einer wohlriechenden Spezerei einreibt, um dem Geruchssinne der ehrfurchtsvollen Gläubigen zu schmeicheln.

Ganz nahe bei der Mariä-Himmelfahrts-Kirche befindet sich die des Erzengels Michael, die fast in der nemlichen Form erbaut ist, und ebenfalls fünf Kuppeln, so wie einen glänzenden Ikonostas und mehrere in großem Ansehen stehende Reliquien besitzt. Die Kirche zur Verkündigung Mariä ist mit Agath gepflastert, mit Gold und Silber beladen und auf allen Seiten mit Bildern von Aposteln und Märtyrern bedeckt, inmitten welcher sich griechische Philosophen finden, was mir als ein Beweis von seltener Toleranz vorkommt. Freilich sind die Bilder der Heiligen mit einer Strahlenkrone umgeben, während die der alten Weisen dieses Zeichen himmlischer Glorie entbehren müssen. So kann das gute Volk von Moskau sich wenigstens zurechtfinden.

Wenn man einige Schritte über diesen ersten Raum hinausgeht, so erblickt man in dem Kitaigorod genannten Quartiere sicherlich das seltsamste Gebäude, welches existirt:

eine zweistöckige Kirche, die aus zwanzig Kapellen besteht und sechzehn Thürme von ungleicher Form und ungleicher Größe hat. Dieser gleicht einer kleinen Glocke, jener ist spitzig und hoch, ein anderer gewunden wie die Falten eines Turbans, ein vierter wie eine Artischocke gestaltet, ein fünfter mit drei Reihen nadel förmiger Steine bedeckt, ein sechster hat eine Kuppel, wie einer unserer ehrsamten Dorfkirchenthürme, und ein auf einem Halbmonde stehendes griechisches Kreuz. Alle diese Kuppeln, alle diese Thürme sind roth und blau bemalt, wie die Kügelchen eines Rosenkranzes. Wenn man diese Kirche betrachtet, so kann man weder das Hauptthor, noch den Altar oder das Schiff herausfinden, und man weiß nicht, auf welcher Seite der Anfang oder das Ende seyn soll. Es ist ein wahres Feenmärchen. Sie wurde im Jahre 1554 zum Andenken an die Eroberung von Kasan erbaut. Der Fürst, welcher den Bauplan vorgeschrieben hatte, war von ihrem Anblicke so bezaubert, daß er seinem Architekten, aus Furcht, er möchte ein anderes Land mit einem ähnlichen Meisterwerke schmücken, sogleich die Augen ausstechen ließ. Es war Iwan der Furchtbare. Ein paar Augen mehr oder weniger in seinem Fürstenthume kümmerte ihn wenig, wenn er nur die Ueberzeugung haben konnte, eine einzige Kirche zu besitzen, einzig in so fern, als die unregelmäßigsten Gebäude von Moskau neben diesem Gemische von Kegeln, Zwiebeln und Kröpfen noch regelrecht erscheinen.

Die Wälle des Kremls, welche mit so vielen religiösen Wundern in Berührung stehen, umschließen auch die Paläste und die weltlichen Reichthümer der Czaren. Der eine derselben ist durch seine stufenartig angebrachten Gallerien bemerkenswerth, die mit einem schmalen Belvedere schließen;

der andere durch seine Facettenbekleidung. Aber hauptsächlich ist der sogenannte rothe Palaß eines Besuches würdig. Dieser enthält alle Kronen der verschiedenen von Rußland unterjochten Länder, von der Krone Kasans an bis zur polnischen, dergleichen die Reichsäpfel, Scepter und Throne der Czaren, die Kleider, welche von den Kaisern nur einmal, an ihrem Krönungsfeste, getragen werden; er enthält gewissermaßen die ganze Geschichte des russischen Reiches, dargestellt durch die Insignien der Monarchie, die Geschenke, welche den alten Czaren Moskaus und ihren mächtigen Nachfolgern, von den Hordenführern und den Fürsten, über welche sie den Sieg davon trugen, gemacht wurden, und die großen goldenen Gefäße, auf welchen die Bürgerschaft Moskaus ihrem Souverain, jedesmal, so oft er sie der Ehre seines Besuchs würdigt, Brod und Salz überreichen. Man müßte ein Steinschneider oder ein Juwelier seyn, um den Glanz und Werth dieser unzähligen Smaragd-, Saphir- und Brillantenbouquets, dieser Perlenstickereien und dieser Diamantenketten zu beschreiben. Ich sah, wie der Aufseher dieses Goldschmiedswaarenmagazins sich alle mögliche Mühe gab, um meine Augen durch den Anblick des asiatischen Luxus zu blenden, aber ich bemerkte nur drei Gegenstände, welche einen Eindruck auf mich machten: die plumpen und weiten Stiefeln Peters des Großen, in die der würdige Kaiser selbst ein Paar gute Nägel schlug, als der Absatz sich von der Sohle losmachen wollte; die rohgearbeitete Sänfte, auf welcher der franke Karl XII. sich am Tage der furchtbaren Schlacht von Pultawa unter seinen Truppen von Glied zu Glied tragen ließ, und das die polnische Konstitution enthaltende Buch, welches Nikolaus wie ein Opfer vor das Portrait Alexanders hinwarf.

Ein anderer Saal ist mit Schwertern, Helmen, Schilden und Waffentrüstungen angefüllt, von denen die einen mit dem Reichthume des orientalischen Geschmacks, die andern mit ausgezeichnete Kunst emailirt, vergoldet und ciselirt sind. Aber alle diese so schweren Waffentrüstungen, diese Schwerter für zwei Hände, die Büchsen mit Rädern sind nur Kindertand in Vergleichung mit drei Riesenkanonen, welche am Eingange des Arsenalles stehen. Die eine streckt ihren Rachen auf, als wollte sie ein ganzes feindliches Regiment auf einmal verschlingen, die beiden andern sind lang, wie wenn sie ihre Kugeln von Moskau bis nach Konstantinopel schleudern müßten. Alle drei haben jedoch einen kleinen Uebelstand, sie können nie in einer Schlacht gebraucht werden. Leider aber sind auch andere dabei, die schon glorreiche Dienste geleistet haben, und auf die ich einen traurigen Blick warf. Es sind die, welche unsere armen vor Kälte sterbenden Krieger auf ihrem eisigen Wege aus Entkräftung zurückließen, und die von den Russen in aller Ruhe gesammelt werden konnten.

Neben dem Palaste der Czaren, den der Kaiser gegenwärtig auf einem größeren Raume und in höheren Dimensionen aufbauen läßt, steht der Palast der Patriarchen, schmal und dunkel, angefüllt von einer Menge Bischofsmützen, goldenen und silbernen Kreuzen, und mit Perlen und Rubinen beladenen Kleidern, welche die Mönche mit Stolz entfalten. Hier befindet sich auch die Bibliothek der Synode, ganz aus griechischen und slavischen Werken bestehend, unter denen man mir ein sehr schönes Manuscript von Homer zeigte, bei dem der Bibliothekar mir sagte, er habe es noch nie gelesen und wisse daher nicht, in wie fern dasselbe mit dem gedruckten Texte übereinstimme.

Doch die Glocke! Gott verzeihe mir, ich hätte fast den Kreml verlassen, ohne von der berühmten Glocke zu sprechen. Ich will deswegen in aller Eile angeben, daß ich sie sah, und zwar nicht mehr zur Hälfte in der Erde begraben, wie vor noch nicht langer Zeit, sondern auf einem schönen granitnen Fußgestelle schwebend, auf das ein französischer Ingenieur, Namens de Montferrand, sie gesetzt hat. Der Umfang dieser Glocke ist in allen Statistiken angegeben: sie hat zwanzig Fuß Höhe und mehr als zweiundzwanzig Fuß im Durchmesser. Wäre sie drei Jahrhunderte früher gegossen worden, so hätte der lustige Pfarrer von Meudon keine würdigere Schelle für die Kuh Gargantua's wählen können.

Der Kreml steht mit der Stadt durch fünf Thore in Verbindung, die mit Bildern geschmückt und von mancher heroischen und religiösen Legende verherrlicht sind. Besonders flößt der Anblick von zweien dem Volke die größte Ehrfurcht ein. Das Eine ist das Thor des heiligen Nikolaus. Ein altes, unter Glas eingerahmtes Bild des Heiligen schmückt das Thor, und eine an der Wand angebrachte Inschrift erzählt, daß, während bei der Explosion im Jahre 1812 die Wälle des Kremls zitterten, das Arsenal zertrümmert wurde und der Thurm und das Thor von oben bis unten Risse bekamen, jenes Bild sammt dem Glase völlig unversehrt blieb. Es läßt sich denken, wie man Wunder schrie, und mit welch andächtigen Blicken der russische Bauer dieses handgreifliche Zeugniß göttlicher Gnade betrachtet. Von Morgen bis Abend wogt daher an diesem Thore eine gedrängte Menschenmenge, die sich bekreuzt und vor dem seligen, heiligen Nikolaus Wachskerzen und Lampen anzündet.

Das andere Thor wird noch mehr geehrt. Es ist mit einem dunkeln Bilde geschmückt, dessen Züge man kaum unterscheidet, und das den Erlöser vorstellt. Vor diesem durch die Zeit geschwärzten Bilde hängt eine große Lampe an einer starken Kette, eine wahre Kerkerlampe. Niemals hat ein mit Brillanten und Sapphiren geschmücktes Haupt der heiligen Jungfrau, niemals der auf seinen breiten Flügeln alle Gestalten des alten und neuen Testaments tragende Ikonostas so viel Andacht eingeflößt, wie dieses unscheinbare, mit einer Kruste überzogene und hinter einer alten Lampe versteckte Bild. Man erzählt, es habe einmal durch seine wunderthätige Macht den Zug der Tartaren aufgehalten und die Stadt vor ihrer Raubsucht bewahrt. Sie kamen im Triumphe und glaubten schon, sich durch die Plünderung der Kaufleute bereichern zu können und als stolze Eroberer auf dem Kreml zu thronen; aber bestürzt und erschreckt kehrten sie zurück: das heilige Bild hatte Verwirrung in ihre Blicke, Furcht in ihre Herzen und Unordnung in ihre Reihen gebracht. Auch von den Franzosen sagt man, sie hätten, als sie unerschrockener, als die Tartaren, Moskau eroberten, dieses heilige Bild wegnehmen und zerstören wollen, es aber nicht gekonnt. Noch eine andere Geschichte knüpft sich an dasselbe Thor, macht ihm aber weniger Ehre. Als unter der Regierung Katharina's die Pest zu Moskau wüthete, so nahm das decimirte und geängstigte Volk, welches weder von den ihm darge-reichten Arzneien, noch von der Diät, die man ihm vorschrieb, etwas wissen wollte, zu diesem wunderthätigen Bilde seine Zuflucht, als dem einzigen Mittel, das, wie es glaubte, die schwere Geißel abzuwenden vermöchte. Man

sah damals eine unermesslich große, bleiche und franke Volksmenge sich mit einer gewissen Wuth nach dieser Reliquie drängen, sich darum streiten und zerrauen, sie an das Herz drücken und mit Küssen bedecken. Der Bischof, glaubend, ein so großer Volkshaufen und die Berührung von so viel tausend Individuen müßte die Keime der Ansteckung nur vermehren und weiter verbreiten, wollte den Gegenstand einer so gefährlichen Verehrung wegnehmen, aber er wurde auf dem Platze ermordet. Einige Zeit darauf ließ die Pest nach, und das Volk schrieb seiner Andacht die Rettung zu. Das Bild des Erlösers blieb an seiner alten Stelle und wurde mehr, als je, verehrt. Das Thor, an welchem es sich befindet, heißt das heilige. Kein Russe betritt es, ohne mehrere Kreuzeszeichen zu machen, und ein Fremder, welcher Religion er auch angehören mag, dürfte nicht ungestraft dieses Thor passiren, wenn er seinen Kopf nicht entblößen würde. Nicht fern von da ist ein Marienbild, von der Glorie kriegerischen Ruhmes umstrahlt. Es machte den Feldzug 1812 mit, und man schreibt ihm den Rückzug unserer Armee, so wie die Vernichtung unserer unglücklichen Soldaten zu.

Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich all diese Legenden und Andachtsübungen der griechischen Religion besprechen wollte. Hier zeigt sich die Frömmigkeit des russischen Volkes in ihrer ganzen Stärke und ursprünglichen Lauterkeit. Zu Petersburg hat sie durch den Einfluß der Hauptstadt, durch die Annäherung verschiedener Kirchen und Gottesverehrungen, durch das fortwährende Zusammen treffen mit einer Menge Reisender, die größtentheils als wahre Ungläubige dahin kommen, bedeutende Erschütterungen erlitten. Anders hat sie auch keinen so weiten Raum, keine



so heiligen Monumente für ihre Andacht. Moskau ist also ihre wahre Sphäre. Hier finden sich die kostbarsten Reliquien; hier lebt das Wunder, „jenes Kind des Glaubens,“ wie Göthe sagt, von Geschlecht zu Geschlecht fort, blendet die Blicke und unterjocht den Verstand des großen Haufens; da endlich hat das Volk, was ein weiteres Wunder ist, inmitten einer mehr, oder weniger zweifelsüchtigen und verderbten Gesellschaft von Adelligen und Großen, seinen Glauben, seinen religiösen Sinn und seinen naiven Eifer unversehrt bewahrt. Moskau ist sein Sanctuarium, seine Metropole; es entblößt das Haupt, wenn es von Ferne die alte Stadt sieht; es nennt sie seine Mutter, seine heilige Stadt, und diese beiden Titel drücken zugleich all die Liebe aus, welche es für sie hegt, und die Ehrfurcht, welche sie ihm einflößt.

Am Vorabende der Sonn- und Festtage, wenn alle Glocken der Cathedralen und Klöster von einem Ende der Stadt bis zum andern erklingen, muß man die Tausende von Männern, Weibern und Kindern sehen, welche sich um die engen Bet-Häuser und die kleinen Kapellen drängen, welche in den Strassen und auf den Plätzen des Kremls dahinwallen und aus einer Kirche in die andere gehen, um die Gebeine der Heiligen mit Küssen zu bedecken; man muß sie sehen, wie sie vor den goldenen und silbernen Bildern an ihre Brust schlagen, vor den Mönchen niederknien, vor einem Christus- oder Marienbilde Lampen und Wachslichter anzünden und sich zu Boden werfen. Alles, was ich von den Religionsübungen der Spanier, von ihren Gebeten, ihrer Andacht, oder, wenn man lieber will, ihrem Aberglauben erzählen hörte, scheint mir mit dem, was man

hier zweihundertmal des Jahres sieht, in gar keinen Vergleich zu kommen.

Während der ganzen Zeit, welche ich in Moskau zubachte, ging ich jeden Tag auf den Kreml und sah seine Kirchen und Paläste immer mit gleichem Vergnügen. Ich ging jeden Tag in der Stadt herum, und nach welcher Seite ich mich wenden mochte, begegneten meinen Augen stets die neuesten und mannigfaltigsten Scenen. Die Stadt, im Jahre 1812 niedergebrannt, hat nach ihrem Wiederaufbau ihre alte Architektur, wodurch sie sich sonst auszeichnete, beibehalten. An gewissen Stellen hat man die verfallenen, durch den Brand zertrümmerten Mauern wieder neu aufgerichtet; an andern wurden die Häuser nur erweitert, oder erhöht; übrigens sind es noch dieselben krummen Straßen, dieselben unregelmäßigen Plätze, dasselbe Gemisch von großartigen Bauten und elenden Hütten, von Remisen und Gärten. Die Polizei, welche in Rußland sich in so Vieles mischt, hat sich, wie es scheint, noch nicht um Baupläne bekümmert. Sie hat noch nicht die Richtung der Häuser, die Höhe der Facaden, den Bauplatz der Reichen und den der Armen bestimmt. Jeder baute sein Nest, der Eine da, der Andere dort, wie es ihm gefiel, mit Kirchenfenstern, oder Dachlukern, mit gekerbten Balkonen, oder einfachen hölzernen Treppen. Daraus entsprang die seltsame Gestalt der Stadt und die unerwarteten Kontraste. Ihr tretet aus einem reichen Magazin, wo ihr alle Schätze der neueren Industrie aufgestapelt gesehen, — und befindet euch vor einer elenden Krambude, wo der Muschik mit langem Barte und gekleidet wie seine Vorfahren, auf dieselbe Art, mit demselben Aufwande von Beredsamkeit die gleichen rauhen Lebensmittel verkauft,

wie jene vor zweihundert Jahren. Ihr bewundert die Ausdehnung eines öffentlichen Gebäudes, die Säulen, die Geländer eines adeligen Hauses, — und eure Blicke fallen auf eine kleine und elende Bude, welche sich zitternd, wie der Strauch an eine Eiche, an den Palast anlehnt. Ihr habt ein mit Symmetrie erbautes und mit Kunst geschmücktes Viertel durchwandelt und sagt zu euch selbst: „Dieß ist doch eine schöne und große Stadt!“ macht noch einige Schritte weiter, — und glaubt euch in ein armes Dorf versetzt!

Von dem sogenannten Sperlingsberge aus muß man Moskau betrachten, um seine wahre Schönheit zu begreifen und einen vollständigen Ueberblick desselben zu haben. Man geht durch die lange Straße, in welcher das glänzende, von dem Fürsten Galizin zu einer Zeit, wo die Chefs des russischen Adels noch so reich waren, daß sie Stiftungen, wie Könige, machen konnten, gegründete Hospital steht. Dann kommt man zu dem Kaluga-Thor, welches der größte Theil unserer Armee passirte, als sie Moskau verließ. Ach, dieß ist ein anderes heiliges Thor, ein Thor, vor welchem jeder Franzose, wie die Russen vor dem des Kremls, die Kniee beugen und denen, die gestorben sind, ein ehrfurchtsvolles Andenken, den Ueberlebenden aber einen herzlichen Segenswunsch weihen sollte!

Raum ist man vor der Stadt draußen, so hört das Pflaster und die Chaussee plötzlich auf; man findet nur noch einen holperigen, unebenen, von tiefen Geleisen durchfurchten Weg, wo man jeden Augenblick befürchten muß, seine leichte Droschky zu zerbrechen. Dieß ist einer jener Kontraste, die man nur in Rußland findet: eine große und reiche Stadt, — und einige Schritte von den schönen Strassen

entfernt, einen Weg, dem die ärmste unserer Gemeinden nicht einmal den Namen eines Vicinal-Weges geben würde.

Der Sperlingsberg ist kein Berg, sondern ganz einfach eine dürre und nackte, hie und da mit einigen Baumgruppen besetzte Anhöhe, indeß hoch genug, daß man von da aus die ganze Ebene, welche Moskau umgibt, so wie die alte Stadt der Czaren mit ihrer ungeheuren Häusermasse, ihren vielen hundert Kirchen, Palästen, Klöstern, ihren Minareten gleichen, Thürmen, ihren schimmernden Kugeln, ihren hohen, in die Lüfte ragenden Kreuzen, ihren vergoldeten Kuppeln, die sich im Sonnenlichte spiegeln, ihren blauen und gestirnten Döfen und ihren breiten, grün bemalten Dächern mit Einem Blicke übersehen kann. Welche Stadt! Man glaubt ein Meer von Gebäuden vor sich zu haben: die ernstesten Farben des Nordens, der Glanz des Orients, die Spitzpfeiler des Mittelalters, die Terrassen Italiens, die hundertjährigen Wälle und das heitere Grün vermählen und durchkreuzen sich, locken unsern Geist nach allen Seiten und bezaubern unsere Blicke.

Etwas jedoch geht dieser, von den Menschen so reich geschmückten und von der Natur so trefflich begabten, Stadt ab: sie hat nämlich nicht hinreichend Wasser. — „Seht,“ bemerkte einst ein naiver Beobachter menschlicher Dinge, „seht, wie die Vorsehung so weise und klug ist! überall, wo eine große Stadt steht, da hat sie auch einen großen Strom fließen lassen.“ — Die Vorsehung war nicht so freigebig gegen Moskau; sie hat ihm nur drei Flüsse verliehen, von denen man zwei wohl Bäche nennen dürfte, und der dritte, die Moskowa, ist so viel, als nichts im Vergleich zu den unzähligen Gebäuden, welche ihre Ufer besetzen. Alle drei Flüsse reichen nicht einmal für die täglichen Bedürfnisse der

dreihundert tausend Einwohner Moskau's hin. Um jeden Tag ihre Theekannen und Kwaßtonnen zu füllen, mußte man Wasserleitungen errichten und tiefe Behälter graben.

Am Fuße jener Anhöhe, von wo aus man die Stadt mit ihren alten Erinnerungen überblickt, hatte Kaiser Alexander einen kolossalen Tempel zum Andenken an den Feldzug von 1812 erbauen wollen. Die für dieses Monument gewählte Stelle war ein kothiges, von großen Rissen durchschnittenen und von Sand umgebenes, Feld. Noch vor dem Beginne irgend einer Maurer-Arbeit mußten große Summen verschwendet werden, um den Boden zu ebnen und ihm einige Festigkeit zu geben. Erfahrene Leute fanden diese Wahl äußerst seltsam; aber der Architekt hatte im Traume, wie durch eine Art Offenbarung den Plan des Gebäudes und den Ort erblickt, wo dasselbe errichtet werden sollte. Lage und Bauart, das Ganze und die Details der Außenseite dieses Denkmals, seine Säulenordnung, seine Fenster und seine Stufen, — Alles sollte einen symbolischen Charakter haben. Alexander, der, wie man weiß, einen ziemlich erklärten Hang zu Allem hatte, was sich ihm in der Verhüllung eines poetischen und religiösen Mysticismus darbot, nahm den Plan des Architekten auf und legte selbst unter großem Gepränge den Grundstein zu dem neuen Tempel in der Schlucht, die man ihm angewiesen hatte. Der Architekt wurde gefangen gesetzt und verurtheilt, so lange im Gefängnisse zu bleiben, bis er, von einer neuen Offenbarung erleuchtet, über die bedeutenden Summen, deren Verwendung man ihm anvertraut hatte, Rechnung ablegen könnte; und da nun einmal durchaus ein, den Erinnerungen von 1812 geweihter, Tempel errichtet werden sollte: so wählte man

eine andere, vielleicht minder symbolische, aber in jeder Hinsicht weit praktischere Stelle, als die erste.

Im Augenblicke, wo wir den Sperlingsberg verließen, sahen wir in einer leichten Droschky einen Mann von ernstem und zugleich mildem Aeußern uns entgegenkommen. Er trug das ehrsame Costüm, in welchem wir uns gewöhnlich die Notare und Doctoren des vergangenen Jahrhunderts vorstellen: die weiße Cravate, schwarzen Frack, Hosen und seidene Strümpfe. „Kommen Sie,“ sagte mein Führer, „dieß ist Herr Hase, der Gefängniß-Arzt. Sie werden einen trefflichen Mann in ihm finden, und wenn ich ihn bitte, so wird er die Güte haben, uns zu den armen Leuten zu führen, deren Patron und Stütze er ist.“ Wir näherten uns dem ehrwürdigen Doctor, der uns mit Herzlichkeit die Hand drückte und uns sogleich nach dem Zimmer-Orte geleitete, wo er täglich Schätze einer wahrhaft evangelischen Liebe ausgießt. Hieher kommen aus zwei und zwanzig Gouvernements jede Woche die Unglücklichen, welche die Reise nach Sibirien machen müssen, wo sie entweder zu Zwangsarbeiten verwendet, oder als Colonisten zurückgehalten werden. Sie bleiben acht Tage in diesem Centralgefängnisse. Sonntags zieht man ihnen ein buntschediges Kleid an, rasirt ihnen zur Hälfte den Kopf und setzt sie, die Kette an den Füßen, auf offene Karren, welche die Unglücklichen von Station zu Station bis an den Ort ihrer Verbannung bringen. Der Doctor brachte einem, auf solche Art Entstellten, seine ärztliche Hilfe. Wir gingen durch ein Spalier im größten Staate dastehender Soldaten, dem unentbehrlichen Schmucke jedes Gefängnisses, und traten in den großen Hof, wo die Unglücklichen, von denen die Meisten sechshundert Vieues von hier sterben sollten,

noch einmal den Himmel anschauen, der über ihrer Wiege lächelte, und vielleicht an das Vaterhaus dachten, welches sie nie wiedersehen durften. Die Männer gingen, ihre plumpen Ketten schleppend, in dem Hofraume umher; die Frauenzimmer saßen, den Kopf gegen die Brust gesenkt, auf dem Boden, und die Kinder, welche das Loos ihrer Aeltern theilten, aber die Bitterkeit desselben noch nicht begriffen, schaukelten sich lachend auf den Knien ihrer Mutter, oder spielten mit den Kindern des Gefangenen-Aufsehers. Mehrere dieser armen Leute, welche ihr Vaterland, ihr Haus, ihre Freunde für lange Zeit, vielleicht für immer verlassen müssen, haben ihr Herz mit keinem schweren Vergehen, mit keinem beschimpfenden Laster besleckt. Die Einen erleiden ihre Strafe um eines politischen Fehltrittes willen, Andere wegen eines augenblicklichen Ungehorsams gegen einen hartherzigen Gebieter, und noch Andere sind leider! die Schlachtopfer eines Irrthums, oder einer grausamen Laune. Jeder russische Große hat das Recht, seine Leibeigenen nach Sibirien zu schicken; er braucht sie nur dem Gerichte zu bezeichnen, so werden sie gefangen gesetzt, auf dem Kopfe rasirt und mit der Sträflingskette nach Tobolsk befördert. Zwar ist der, welcher sie auf solche Art bestrafen läßt, gehalten, ihre Alimentationskosten zu tragen; aber ist diese Verpflichtung wirksam genug, um denselben in einem Anfälle des Zornes zur Mäßigung zu bewegen? Ist sie ein hinreichendes Mittel gegen Ungerechtigkeit und Grausamkeit? — Es gibt in der russischen Gesetzgebung eine furchtbare Lücke; und bei den Thränen derer, welche die Opfer derselben waren, bei den Leiden, welche sie erdulden mußten, bei dem Gesetze Gottes endlich verlangt die ganze Menschheit, daß diese Lücke ausgefüllt werde! Man hat

mir von einer schönen, großen und starken jungen Frau gesagt, die mit ihrem Manne nicht leben wollte, weil er von einer häßlichen Krankheit angesteckt war. Der Mann wendete sich an den Herrn. Diesen ließ vielleicht ein schreckliches Gefühl von Habsucht an die Kinder denken, welche jene Frau auf seinen Gütern noch gebären konnte, und er wollte sie zur Erfüllung ihrer ehelichen Pflicht nöthigen. Sie weigerte sich und ward nach Sibirien geschickt. Nach einigen Jahren ließ er sie wieder zurückholen. Sie trotzte abermals seinen Befehlen und mußte von neuem in die Verbannung wandern. — Der Dichter Buschkin erzählt, er habe eines Tages auf der Straße von Tobolsk unter den, wegen Diebstahl, oder Mord zur Deportation verurtheilten Verbrechern ein Mädchen von himmlischer Anmuth und Schönheit getroffen. Nachdem sie ein Zeit lang als Sklavin der Lust ihres Sultans zu Willen gewesen war, hatte die Unglückliche sich von einem Manne erweichen lassen, der sie vielleicht auf den Knieen um ein Wort der Liebe bat, das der Andere gebieterisch forderte, — und sie sollte nun in Sibirien eine Stunde zärtlicher Hingebung büßen. „Das arme Kind,“ sagt Buschkin, „einige Jahre hindurch an alle Freuden des Reichthums und an ein schwelgerisches Leben gewöhnt, litt weit mehr, als ihre rauhen Genossen von den Mühseligkeiten der langen Reise. Die Erschütterungen des Fuhrwerkes hatten ihren Körper wund gerieben, und sie bedauerte, keine Handschuhe mehr zu haben, um ihre Hände vor der Sonnenhitze zu verwahren. Indes bereute sie mitten unter diesen Leiden ihre Zärtlichkeit nicht, sondern sprach mit der größten Verachtung von demjenigen, der sie vermittelst seiner oberherrlichen Gewalt seinem Willen unterworfen hatte, und nahm freudig an die ferne



Grenze Rußlands die Erinnerung an ihren Geliebten mit sich.

Bei unserer Ankunft in dem Hofe liefen etwa zwanzig von den Verurtheilten dem Doctor entgegen. Sie trugen ihm ihre Bitten vor, schütteten ihr Herz gegen ihn aus und küßten ihm die Hände. Er allein hat wirklich Mitleiden mit den Gefangenen in diesem Hause der Polizei-Agenten und Kerkermeister; er heilt ihre Wunden, tröstet, ermuntert sie und gibt ihnen sogar Almosen. Die Verurtheilten dürfen kein Geld mit sich nehmen; aber Alles, was sie besitzen, und Alles, was das fromme Mitleiden ihnen gibt, wird für sie an den Ort ihrer Verbannung geschickt, und sie finden wenigstens bei ihrer Ankunft diese pecuniäre Hilfe, um die ersten Qualen ihrer Gefangenschaft oder ihres Exils besser ertragen zu können.

Wir traten in einen großen, hölzernen, nackten und düsteren Saal. Vor einem kleinen, mit Acten bedeckten Tische saß ein Gerichtsschreiber, ein hartherziger, trockener, allen Gesuchen und Bitten unzugänglicher Mensch; ein wahrer Gefängnißschreiber, an diese Stelle gesetzt, um die Unglücklichen das ganze Gewicht jener eisernen Wage fühlen zu lassen, welche man so großmüthig die Wage der Gerechtigkeit nennt. Der Doctor nahm bescheiden ihm gegenüber seinen Sitz ein, und es entspann sich zwischen diesen beiden Männern von einem so ungleichen Character eine der rührendsten Debatten, die man sich nur denken kann.

Die Verurtheilten erschienen, einer nach dem andern, um entweder einen gesetzlichen Anspruch geltend zu machen, oder um eine Bitte vorzubringen. Dem Einen hatten die Ketten sein Bein wund gerieben, und er litt dermassen, daß

er kaum Kraft genug besaß, um sich von der Stelle zu bewegen; er suchte nun um Erlaubniß nach, so lange da bleiben zu dürfen, bis er geheilt wäre. Ein Anderer wartete auf seine Frau, welche die Verbannung mit ihm theilen wollte, und bat um einen Aufschub von einer Woche. Der Schreiber öffnete kalt seine Acten und sagte ihnen, an dem und dem Tage seien sie in das Gefängniß gekommen, an dem und dem Tage müßten sie nach Sibirien geschickt werden; somit seien also alle Bitten und Gesuche vergeblich. Der gute Doctor ließ ihn ruhig diese juridischen Schlüsse machen; dann wagte er eine bescheidene Bemerkung, dann wieder eine andere, endlich machte er sich selbst zum Anwalt der Unglücklichen, und wenn all seine mitleidsvolle Beredsamkeit an der Hartnäckigkeit seines, mit dem Texte der Gesetze und dem Urtheilsprüche der Gerichte bewaffneten, Gegners scheiterte: so machte er seine Autorität als Arzt geltend: er erklärte, der, oder jener Mann, diese, oder jene Frau seien außer Stande, die Mühseligkeiten eines langen Weges zu ertragen; schickte dieselben deshalb in das Krankenhaus und nahm die Sache auf seine Verantwortlichkeit. Der Gerichtsschreiber hörte schweigend zu, und der Doctor begann nun einen schweren Kampf. Es handelte sich diesmal darum, einen Aufschub für diejenigen zu erhalten, welche nicht krank waren, und die er gesetzlicher Weise nicht unter seine Aegide als Arzt nehmen konnte. Diesmal wurde er furchtsam und demüthig, wie der ärmste Bittsteller; er sprach mit gesenkter Stimme zu dem Gerichtsschreiber, schmeichelte ihn, liebkooste ihn, kurz, er bediente sich aller möglichen kleinen Kniffe, um die Hartnäckigkeit desselben wankend zu machen; bald versuchte er ihn zu erweichen, bald zum Lachen zu bringen. Merkte er, daß seine Be-

mühungen vergeblich seien, so brach er plötzlich sein Thema ab, und redete, als wäre er in einem Salon, von Dem und Jenem, von Anekdoten aus der Stadt und von Neuigkeiten aus Deutschland. Oft gewährte der durch so viele süße Worte, so viele triftige Gründe bewegte und bezauberte Gerichtsschreiber die Gnade, um die man ihn bat, und die armen Gefangenen segneten ihren edlen Doctor. Ich verließ das Gefängniß ebenfalls nicht, ohne ihn, gleich ihnen, zu segnen und die unerschöpfliche Güte Gottes zu bewundern, der allen Unglücklichen eine Stütze gibt, der die Urtheilssprüche der Menschen durch die Hochherzigkeit eines Menschen und die Leiden des Kerkers durch christliche Liebe mildert.

„Alles ist in Allem,“ hat ein Grammatiker gesagt, und dieses weise Axiom einmal zugegeben, wird man sich nicht wundern, daß ich bei Gelegenheit eines Gefängnisses an das Loos gewisser Staaten dachte. Gleicht nicht die Scene, welche jede Woche in dem Hause der sibirischen Verbannten vorgeht, dem, was man sehr häufig in Ländern sieht, die einer absoluten Regierung unterworfen sind? Auch da gibt es eine gebieterische, strenge und kritische Autorität, welche wie der Gerichtsschreiber im Namen des Gesetzes spricht, im Namen eines, oft seinen Principien nach gerechten, aber in seinen Folgerungen fehlerhaften und in seiner Anwendung grausamen Gesetzes; dann gibt es eine nachsichtige und ehrenwerthe öffentliche Meinung, welche, gleich dem guten Doctor, mit allen Unglücklichen Mitleiden hat und sogar an den Verbrechern noch Antheil nimmt; welche, gleich ihm, sie mit gesetzlichen Gründen vertheidigt, oder sich für sie verbürgt. Wie er, gewinnt sie manchmal ihre Sache und scheint durch das vollbrachte Liebeswerk ganz beglückt. Gleich den seinigen, scheitern oft ihre Bemühungen, und sie

zieht sich schweigend und traurig zurück. Moskau hat lange Zeit hindurch diese Herrschaft der öffentlichen Meinung ausgeübt. Als Petersburg noch in seiner ersten Entwicklung begriffen war, als das von Peter dem Großen gegründete autokratische System noch nicht jeden Widerstand besiegt, noch nicht jeden Ehrgeiz gebeugt hatte: gab es zu Moskau eine reiche, mächtige Aristokratie, welche in ihren prachtvollen Schlössern, unter ihren tausend Leibeigenen und ganzen Schaaren von Schmeichlern der absoluten Herrschaft der Czaren gegenüber mit königlicher Würde auftrat, und oft durch ihr Schweigen, oder durch ihre Sticheleien gegen dieselbe protestirte. Mehr, als einmal beschäftigte die Haltung, welche die Aristokratie unter wichtigen Umständen annahm, die Herren jener neuen Hauptstadt. Mehr, als einmal fragte Paul I. in kindischer Freude über seine militärischen Paraden, mehr, als einmal fragte Katharina in dem Glanze ihres Ruhmes: „Was sagt man zu Moskau?“ —

Jetzt hat Moskau seine schönsten Schilde nach einander verschwinden sehen; die autokratische Regierung hat Alles unterjocht und Alles absorhirt. Der russische Adel hat die Regierung Ludwigs IX. durchlaufen; er steht unter der Richelieu's, und es wartet vielleicht die Ludwig's XIV. noch seiner. Die Söhne der alten Bojaren vertrauen ihre Bauern der Aufsicht ihrer Starosten an, überlassen ihre Schlösser der Verwaltung eines Intendanten und ziehen im Winterpalaste, oder zu Peterhof auf die Wache. Die Einen bedürfen eines Dienstes, um die Lücken in ihrem Vermögen wieder zu ergänzen; Andere, die noch sehr reich sind, suchen um einen Titel, ein Amt nach, das ihnen mehr Autorität verleiht, als ihr Reichthum, oder ihr hundertjähriger Name. Das Gesetz Peter's des Großen ist bestimmt und wird buch-

stäblich ausgeführt. Alle adeligen Russen müssen wenigstens drei Jahre lang entweder bei Hofe als Cavaliere und Kammerherren, oder bei der Verwaltung, oder in der Armee dienen; und um dieß mit mehr Vortheil zu thun, suchen sie sich dem Souverain zu nähern, welcher der höchste Richter über alle Verdienste und der Verleiher aller Gnaden ist.

Diejenigen von ihnen, welche entweder um als öffentliche Beamten, oder nur als einfache Particuliers daselbst zu leben, nach Moskau zurückkehren, bringen diesen, in der Atmosphäre des Hofes angewöhnten, Geist der Unterwürfigkeit mit und protestiren nicht mehr. Aber viele dieser Adeligen kommen nie wieder, und die schönen Häuser, welche sie in den schönsten Quartieren der Stadt inne hatten, bleiben verlassen, oder wechseln ihre Bestimmung. Dieses wurde von der Regierung gekauft und in ein öffentliches Gebäude verwandelt, jenes von einem Kaufmanne, der daselbst seine Comptoirs einrichtete, und ein anderes von einem Klubb. An die Stelle der breiten Tapeten, welche sonst diese Gemächer schmückten, kamen Behänge von buntem Papier, an die Stelle der prachtvollen französischen Ausgaben des achtzehnten Jahrhunderts Brüsseler Nachdrücke, und an die Stelle der lebensgroßen Bilder einer langen Reihe von Ahnen, Lithographien und Kupferstiche, welche den Uebergang über den St. Bernhard und den Abschied von Fontainebleau darstellen. Jeden Abend rufen die Säle des Klubbs ihre Gäste zum Billard- oder Kartenspiel. Zweimal wöchentlich wird daselbst ein großes, halb russisches und halb französisches Diner servirt, wo Wraß und Champagner in Menge fließt.

Nach dem Diner steigen zwölf Zigeuner und Zigeunerinnen mit dunkelbraunem Teint und schwarzem Auge auf

einen erhöhten Platz im Saale und lassen ihre Nationalgesänge hören. Diese Gesänge haben eine seltsame und wilde Harmonie: bald klingen sie wie ein grelles, sardonisches Lachen, bald wie der Freiheitsruf eines unzählbaren Volkes, bald sind sie der Ausdruck leidenschaftlicher Liebe, oder zügelloser Freude. Plötzlich bricht diese stürmische Regung ab; ein Mädchen ergreift die Guitarre und stimmt in süßem und klagendem Tone eine Romanze an, welche die zartesten Biegungen und die lieblichsten Accorde hat. Die Anderen wiederholen die Strophe, welche sie zuletzt gesungen, im Chore nach derselben Melodie, und beim Anblicke dieser Frauenzimmer, welche noch in ihrem Gesichte das unveränderliche Gepräge ihres fernen Ursprunges tragen, bei dem Feuer ihrer glühenden und schmachtenden Blicke, bei dem melancholischen Seufzen, das ihren bleichen Lippen entschwebt, könnte man sich in jene Gegenden des Orients versetzt glauben, wo eine heiße, mit Wohlgerüchen geschwängerte, Luft alle Sinne fesselt; wo Alles zur Liebe und Ruhe einladet: der Bach durch sein Murmeln, der Vogel durch seine Melodien, der Palmbaum durch seinen erfrischenden Schatten. Die Romanze ist zu Ende, und man hört sie noch. Das Mädchen gibt ihre Guitarre dem Chef der Truppe, der in seiner blauen, von einem silbernen Gürtel zusammengehaltenen, Jacke stolz bis an den Rand der Estrade vorschreitet, mit nerviger Hand alle jene, kaum noch so liebkosenden, Saiten ertönen läßt und einen wilden Gesang anstimmt, — einen Gesang, der in dem ganzen Saale, wie das Rauschen des Wasserfalles, oder das Brausen des Sturmes, erdröhnt; dann stampft er mit dem Fuße, streckt die Arme aus und ruft, wie der Held einer abenteuerlichen Horde, Alle zu sich, die er an seiner Seite

haben will. Die Mannspersonen und Frauenzimmer, welche ihn umgeben, stehen bei diesem Rufe auf, bewegen sich, tanzen und wirbeln; die ganze Scene geht mit einer so leidenschaftlichen Gluth vor sich, daß die Zuschauer dadurch erschüttert und in Aufregung versetzt werden.

Diese Zigeunerkolonie, welche seit langer Zeit zu Moskau besteht und sich fortpflanzt, ohne daß die Nachbarschaft der Russen die Originalität ihrer Sitten, oder den Typus ihrer Physiognomie ändern könnte, besitzt allein das Geheimniß ihrer traditionellen Gesänge, so wie ihrer Nationaltänze, und bewahrt es sorgsam. Mehrere Zigeunerinnen haben in der großen Stadt Moskau ernste Leidenschaften eingestößt. Jedesmal, so oft sie in einem Salon, oder in einem öffentlichen Garten auftreten, sieht man eine Gruppe junger Leute sich um sie drängen und um einen Blick, um ein Lächeln flehen. Eine von ihnen ist die gesetzliche Gattin eines reichen Adelligen geworden; andere verkaufen eine Liebesgunst theuer. Fast Alle haben ihren Roman, und ein solcher Roman hat Puschkin die Idee zu einer seiner besten Dichtungen eingegeben.

Aber so viele Verlockungen sie auch umgeben mögen, trennen sich die Zigeunerinnen doch nicht leicht von ihrem Stamme, oder kehren, wenn sie denselben auf einige Zeit verlassen, sobald sie frei sind, wie Schafe zu ihrem Stalle, dahin zurück. Wenn man sie fröhlich wieder die Guitarre ergreifen und auf der Estrade mit ihren Genossen tanzen sieht: so fühlt man wohl, daß nichts für sie die Freuden eines unabhängigen Lebens und den Stolz aufwiegt, wie Bajadern auf einer Estrade zu paradiren und Lieder zu singen, die ihnen allein bekannt sind. Ich hatte mir in aller Einfalt eines Reisenden vorgenommen, einige dieser

seltsamen Melodien nach Frankreich zu bringen. Als ich mich deshalb dem Chef der Truppe vorstellen ließ und ihn ehrerbietig fragte, ob er mir nicht einige derselben aufnotiren könnte: so betrachtete er mich gravitatisch, wie ein Souverain, der zu einem verwegenen Unterthanen spricht, und antwortete mir mit einer lakonischen Phrase, die sich Wort für Wort in folgenden zwölfßüßigen Vers übersetzen läßt:

Was der Geist gefühlt, das kann die Hand nicht schreiben.

Hierauf kehrte er mir den Rücken und empfing die Beifallsbezeugungen seiner Schmeichler.

Alle Ballgäste, junge und alte, mehr, als zweihundert an der Zahl, hatten dieser musikalischen Scene mit einem lebhaften Interesse beigewohnt und mehrmals mit Begeisterung applaudirt. Obgleich die Zigeunerinnen sich oft bei den öffentlichen Reunionen zu Moskau zeigen: so erregen sie doch jedesmal, wenn man sie mit ihrem Purpurmantel und ihrem Turban kommen sieht, jedesmal, wenn sie ihre seltsamen Gefänge anstimmen, ein immer wiederkehrendes Gefühl von Neugierde und eine lebhafte Bewegung. Es scheint, als ob die Erinnerungen an ihr fernes Vaterland in ihrer Seele aufwachen, und der vormals von dem Oriente auf Moskau ausgeübte Einfluß sich durch den Anblick dieser schwarzen Schönheiten, durch die Melodien des nomadischen Stammes fortpflanze. Sobald sie mit leichtem Schritte ihre Estrade verlassen hatten, zerstreuten sich alle Zuschauer in den anstoßenden Sälen und saßen je zwei und zwei, oder vier und vier zu einem Kartenspiele zusammen. Nach wenigen Augenblicken waren sie in die Betrachtung der Affe und Matadore vertieft. Das Lesezimmer, reichlich versehen mit allen Werken der ausländischen Literatur und allen



französischen, deutschen und englischen Journalen, die von der Censur geduldet werden, blieb fast ganz leer.

Moskau hat, so groß es auch seyn mag, doch schon die Färbung einer Provinzialstadt angenommen. Die höchste Gewalt befindet sich nicht dort; man wendet die Blicke nach Petersburg; man fragt nach Neuigkeiten von dem Kaiser und den Prinzen; man macht Histröchen über die Hofleute und die Offiziere des Palastes, wie man deren in unseren Präfectur-Hauptorten über die Minister und die Kammern erfindet. Die Neugierde eines Volkes, das die Handlungen und die Gedanken seiner Regenten kennen lernen möchte, nährt sich mit Zeitungs-Commentarien und Salons-Chroniken; entfernt von Staatsgeschäften, überläßt sich die Stadt, um der langen Weile zu entgehen, der Unthätigkeit, und stürzt sich in einen Wirbel von Festen und Bällen. Nach Wien kenne ich keine Stadt, wo die Gesellschaft so viel auf ein gutes Leben hält, als zu Moskau. Jedes Jahresfest wird begierig von ihr gefeiert, jede religiöse, oder politische Feierlichkeit gewährt hier eine Epikuräische Freude. Die griechische Religion unterstützt hierin wunderbarer Weise die Vergnügungssucht dieses Volkes. Das griechische Märtyrerbuch enthält Myriaden von christlichen Helden, wunderthätigen Aposteln, Palmen und Heiligenscheinen. Der Kalender dieser Kirche ist noch von keiner profanen Hand entweiht worden; er zeigt mehr, als hundert und fünfzig Festtage jährlich an, und wenn der Morgen solcher Feste mit Gebeten und Wallfahrten in den Kirchen hingebracht wurde, so kann man den Nachmittag und Abend ohne Gewissensbisse fröhlichen Spaziergängen und dem dolce far niente weihen. An diesem Tage entvölkern sich die Quartiere Moskau's, wie deutsche Städte an einem

seltamen Melodien nach Frankreich zu bringen. Als ich mich deshalb dem Chef der Truppe vorstellen ließ und ihn ehrerbietig fragte, ob er mir nicht einige derselben aufnotiren könnte: so betrachtete er mich gravitatisch, wie ein Souverain, der zu einem verwegenen Unterthanen spricht, und antwortete mir mit einer lakonischen Phrase, die sich Wort für Wort in folgenden zwölfßüßigen Vers übersetzen läßt:

Was der Geist gefühlt, das kann die Hand nicht schreiben.

Hierauf kehrte er mir den Rücken und empfing die Beifallsbezeugungen seiner Schmeichler.

Alle Ballgäste, junge und alte, mehr, als zweihundert an der Zahl, hatten dieser musikalischen Scene mit einem lebhaften Interesse beigewohnt und mehrmals mit Begeisterung applaudirt. Obgleich die Zigeunerinnen sich oft bei den öffentlichen Reunionen zu Moskau zeigen: so erregen sie doch jedesmal, wenn man sie mit ihrem Purpurmantel und ihrem Turban kommen sieht, jedesmal, wenn sie ihre seltamen Gesänge anstimmen, ein immer wiederkehrendes Gefühl von Neugierde und eine lebhafte Bewegung. Es scheint, als ob die Erinnerungen an ihr fernes Vaterland in ihrer Seele aufwachen, und der vormals von dem Oriente auf Moskau ausgeübte Einfluß sich durch den Anblick dieser schwarzen Schönheiten, durch die Melodien des nomadischen Stammes fortpflanze. Sobald sie mit leichtem Schritte ihre Estrade verlassen hatten, zerstreuten sich alle Zuschauer in den anstoßenden Sälen und saßen je zwei und zwei, oder vier und vier zu einem Kartenspiele zusammen. Nach wenigen Augenblicken waren sie in die Betrachtung der Affe und Matadore vertieft. Das Lesezimmer, reichlich versehen mit allen Werken der ausländischen Literatur und allen

französischen, deutschen und englischen Journalen, die von der Censur geduldet werden, blieb fast ganz leer.

Moskau hat, so groß es auch seyn mag, doch schon die Färbung einer Provinzialstadt angenommen. Die höchste Gewalt befindet sich nicht dort; man wendet die Blicke nach Petersburg; man fragt nach Neuigkeiten von dem Kaiser und den Prinzen; man macht Histörchen über die Hofleute und die Offiziere des Palastes, wie man deren in unseren Präfectur-Hauptorten über die Minister und die Kammern erfindet. Die Neugierde eines Volkes, das die Handlungen und die Gedanken seiner Regenten kennen lernen möchte, nährt sich mit Zeitungs-Commentarien und Salons-Chroniken; entfernt von Staatsgeschäften, überläßt sich die Stadt, um der langen Weile zu entgehen, der Unthätigkeit, und stürzt sich in einen Wirbel von Festen und Bällen. Nach Wien kenne ich keine Stadt, wo die Gesellschaft so viel auf ein gutes Leben hält, als zu Moskau. Jedes Jahresfest wird begierig von ihr gefeiert, jede religiöse, oder politische Feierlichkeit gewährt hier eine Epikuräische Freude. Die griechische Religion unterstützt hierin wunderbarer Weise die Vergnügungssucht dieses Volkes. Das griechische Märtyrerbuch enthält Myriaden von christlichen Helden, wunderthätigen Aposteln, Palmen und Heiligenscheinen. Der Kalender dieser Kirche ist noch von keiner profanen Hand entweiht worden; er zeigt mehr, als hundert und fünfzig Festtage jährlich an, und wenn der Morgen solcher Feste mit Gebeten und Wallfahrten in den Kirchen hingebraucht wurde, so kann man den Nachmittag und Abend ohne Gewissensbisse fröhlichen Spaziergängen und dem dolce far niente weihen. An diesem Tage entvölkern sich die Quartiere Moskau's, wie deutsche Städte an einem

Was man von dem Vermögen dieser Kaufleute, ihrem Industriegeist und ihrer sparsamen Lebensweise erzählt, gränzt an's Wunderbare. Nur zu Amsterdam möchte man etwa so viel Gold und solche Gewohnheiten finden. Einige dieser Kaufleute, welche Bankbillets von ihren Vätern geerbt, oder sich durch eigenen Fleiß bereichert haben, beginnen indeß die dunkeln Regionen des Gastinoi-Dvor zu verlassen. Sie erbauen sich elegante Häuser in den schönsten Quartieren Moskau's, oder kaufen die Hotels von Adelligen, manchmal um selbst darin die Freuden des Reichthumes zu genießen, öfters aber auf Speculation. Was schon lange in Frankreich der Fall ist, zeigt sich bereits auch hie und da in Moskau. In den adligen Salon kommt eine Spinnererei, der Park und die Blumenbeete werden in Kunkelrübem-Felder verwandelt. Der aristokratische Reichthum nimmt ab, und die Industrie erhebt sich in seinen Ruinen. Zu gleicher Zeit machen die Wissenschaft und Literatur rasche Fortschritte, besonders aber in Folge der ausländischen Meister, welche ihnen den ersten Aufschwung gegeben haben, oder ihnen noch zum Muster dienen.

Es gibt zu Moskau hundert und zwanzig Pressen, mehrere reiche ausländische Buchhandlungen, unter denen sich die von Semen auszeichnet, und mehrere wissenschaftliche Gesellschaften, welche schon wichtige Sammlungen aufgehäuft haben. Die 1755 von der Kaiserin Elisabeth gestiftete und 1804 von Alexander neu organisirte Universität zählt tausend Zöglinge, und mehrere ihrer Professoren sind sehr ausgezeichnete Männer. Einer derselben, Schewireff, gibt seit ungefähr zwei Jahren eine monatliche Revue heraus unter dem Titel: der Moskowitz, die mit jedem Tage größeren Absatz findet. Die Gründer dieser Zeitschrift, deren mate-

rielle Ausdehnung einer compacten englischen Revue gleich, haben den Zweck, bald durch Uebersetzungen, bald durch Kritiken und Zergliederungen die Hauptproducte der ausländischen Literatur bekannt zu machen, so wie durch historische und biographische Untersuchungen und durch volksthümliche Dichtungen die Verehrung nationaler Erinnerungen und die Liebe für russische Poesie zu erwecken und zu verbreiten. Der *Moscowite* vereinigt mit diesem doppelten Zwecke eine einsichtsvolle, von lebendigem Patriotismus beseelte Jugend. Mehrere seiner Mitarbeiter haben Reisen in fremde Länder gemacht; sie haben die Sprache, die Sitten, die wissenschaftlichen und literarischen Werke derselben studirt und bewahren doch dabei eine tief gegründete Vorliebe für ihre heilige Stadt Moskau, für ihre Erinnerungen und ihre Denkmäler, reden stets mit Begeisterung von den Fortschritten ihres Vaterlandes, von den Fähigkeiten ihrer Nation und der Zukunft derselben, lassen aber auch dem Verdienste, dem Ruhme und dem Geiste anderer Völker alle Gerechtigkeit widerfahren. Begierig greifen sie nach den in Deutschland, Frankreich und England neu erschienenen Werken. Die russische Censur, sonst so streng in Bezug auf das Publicum, ist milde gegen Männer, die im Gebiete der Wissenschaft einen amtlichen Character haben. Jeder Professor kann die meisten, auf den Index gesetzten, Bücher lesen; er darf sie nur schriftlich für sich selbst erbitten. Ich gedenke noch mit Vergnügen mancher heiteren Stunde, die ich mit dem Directeur des *Moscowiten* und einigen seiner Freunde verlebte. Ich konnte sie in Nichts belehren, weder über den gegenwärtigen Zustand unserer Literatur, noch über unsere vorzüglichsten Schriftsteller: sie kannten unsere neuesten Productionen und beurtheilten dieselben mit ungewöhnlichem

Scharfsinne; aber ich hatte viele Fragen an sie zu richten und manche Erkundigung einzuziehen. Besonders erinnere ich mich eines schönen Abends, wo wir auf dem Lande in dem Hause eines jungen Romanen=Dichters uns versammelten. Auf einem grünen Grasplatze, unter dem Dache blühender Linden, machten mich die russischen Dichter nach einander mit ihren Studien, ihren Arbeiten und ihren Ideen bekannt. Einer von ihnen, Kamekoff, las uns seine Gedichte vor, die er nachher mir abzuschreiben die Güte hatte. Es wunderte mich nicht wenig, so über Napoleon sprechen zu hören, wenige Lieues von der Stadt entfernt, die man vor ihm verbrannt hatte; dergleichen setzte mich mitten in Rußland ein Dithyrambus an England in Erstaunen, während gerade die Schiffe desselben die Küsten eines neuen Reiches angriffen.

### N a p o l e o n.

„Nicht die Kraft der Völker hat dich erhoben, nicht ein fremder Wille hat dich gekrönt. Du hast geherrscht, gekämpft, Siege davon getragen; du hast die Erde mit deinem ehernen Fuße erschüttert, du hast das, mit eigenen Händen gebildete, Diadem auf dein Haupt gesetzt, du hast deine Stirne durch deine eigene Macht geheiligt.“

„Nicht die Kraft der Völker hat dich gestürzt, man hat keinen, dir gleichen, Gegner erscheinen sehen, sondern der, welcher dem Ocean eine Grenze gesetzt hat, zerbrach dein Schwert im Kampfe, schmelzte deine Krone in einem heiligen Feuer und bedeckte mit Schnee deine Legionen.“

„Es hat sich verfinstert das Gestirn des dunkeln Himmels. Die menschliche Größe ist in den Staub gesunken. Sprech! Glänzt nicht ein neuer Morgen am Horizonte? Wird nicht eine neue Aernte aus dieser Asche erstehen?“

Antwortet! Die Welt harret mit Furcht und Sehnsucht auf einen großen Gedanken und ein mächtiges Wort."

## A n   E n g l a n d.

"Prachtvolle Insel! Insel der Wunder! du bist die Zierde der Welt, der schönste Smaragd in dem Diademe der Meere."

"Furchtbare Wehr der Freiheit! Vernichterin jeder feindlichen Macht! der Ocean breitet um dich seine unermesslichen Wellen aus."

"Er ist ohne Grund, er ist ohne Grenzen, er ist ein Feind der Erde; aber demüthig und gehorsam, betrachtet er dich mit Liebe."

"Waterland der heiligen Freiheit, glückliches und gesegnetes Land! Welches Leben ist in deinen unzähligen Bölfen! Welcher Glanz auf deinen reichen Feldern!"

"Wie glänzt sie auf deiner Stirne, die Krone der Wissenschaft! Wie edel und melodisch sind die Gesänge, welche du in die Welt hinaus erklingen ließe!"

"Glänzend von Gold, strahlend von Geist, bist du glücklich, bist du reich und voll von Herrlichkeit und Kraft."

"Die fernsten Nationen blicken furchtsam nach dir und fragen, welche neuen Gesetze du ihnen ertheilen werdest."

"Aber weil du treulos, weil du stolz bist, weil du den irdischen Ruhm über das göttliche Gericht setzest;"

"Weil du mit frevelnder Hand die Kirche Gottes an den irdischen und vergänglichen Thron gekettet hast:"

"Wird über dich kommen, o Königin der Meere! es wird kommen ein Tag — und dieser Tag ist nicht fern — wo dein Glanz, dein Gold, dein Purpur, wie ein Traum, verschwinden werden."

„Der Blitz wird in deinen Händen erlöschen; dein Schwert nicht mehr strahlen, und die Gabe lichtvoller Gedanken wird deinen Kindern entzogen werden.“

„Deine königliche Flagge vergessend, werden die Wogen des Oceans auf's neue frei, lustig und heiter dahinrauschen.“

„Und Gott wird eine demüthige Nation voll Glauben und Wunder erwählen, um ihr das Geschick der Welt, den Blitz der Erde und die Stimme des Himmels anzuvertrauen!“

Brauche ich noch zu sagen, daß der Dichter unter dieser demüthigen Nation voll Glauben und Wunder keine andere, als die russische versteht? — Diesen Gedanken hörte ich oft in Rußland, in den Salons sowohl, als in den Universitätsgesellschaften, aussprechen. Die Russen glauben, sie seien zu einer allgemeinen socialen Regeneration und zur Weltherrschaft berufen. In Petersburg blicken sie mit dem Vertrauen, welches ihnen die erstaunlich schnelle Entwicklung ihrer jungen Hauptstadt und die Strahlenkrone der Macht verleiht, der Zukunft entgegen. Zu Moskau ist es das Herz der Nation selbst, welches sich mit gigantischen Hoffnungen nährt in dem Heiligthume seines Glaubens und seiner Geschichte, hinter den Mauern, die das Schwert der Tartaren und die Blitze Napoleon's aufgehalten haben.

Ende des ersten Bandes.

---



# Inhaltsanzeige

des ersten Bandes.

Seite

**Åbo.** An Anton de Latour. Abreise von Stockholm. — Der Murtaia. — Der Taschenspieler von Madras. — Waxholm. — Die Ålands-Inseln. — Die Schiffspost. — Eine Bauernwohnung. — Åbo. — Die Gasthöfe. — Ursprung der Stadt. — Fall derselben. — Feuersbrunst. — Das Gefängniß. — Die Kirche . . . . . 1

**Helsingfors.** An den Grafen Molé. Abreise von Åbo. — Finnischer Bauernkarren. — Pferdpost. — Anblick des Landes. — Rechtschaffenheit der Einwohner. — Das Kind des Armen und die Anemonen. — Ursprung von Helsingfors. — Größe und Character der Stadt. — Aristokratischer Luxus. — Irennhaus. — Verschiedene Charaktere von Wahnsinn. — Anekdoten. — Die Festung Sveaborg. — Admiral Cronstadt. — Der Großfürst Alexander . . . . . 25

**Universität von Helsingfors.** An Billemain. Die ersten finnischen Schulen. — Gymnasium zu Åbo. — Stiftung der Universität. — Einweihungs-Ceremonien. — Buchdruckerei. — Universitäts-Unterricht. — Burleske Prüfung der Studierenden. — Beförderung zur Magister-Würde. — Vorschriften und Gebräuche. — Armuth der Universität. — Berühmte Professoren: Caloniüs, Porthan. — Verlegung der Universität von Åbo nach Helsingfors. — Statuten. — Organisation und Gedeihen dieser Universität. — Finnische Secundär-Schulen. — Lehrergehalt. — Pfarreien. — Bibliotheken . . . . . 45

**Finnische Literatur.** An Billemain. Alte Mythologie. — Naturdienst. — Symbolische Bilder. — Sagen-Poesie. — Die Epopöe Kalewala. — Origineller Character und Zergliederung dieser Epopöe. — Hochzeits- und Abschiedsge-

sang. — Das erste Harfenspiel. — Mariechen. — Schluß.  
Aberglaube der Finnen. — Zauberer. — Kanteletar. —  
Bauern=Poesie. — Die Viederzeitung des Landes, eine Zucht-  
ruthe für Verbrecher. — Bärenjagd=Gefänge. — Liebeslieder  
und Elegien. — Charakter der finnischen Sprache und des  
Verßbaues . . . . .

79

**Neuere Literatur.** An Sainte Beuve. Elegie von  
Choräus. — Franzen. — Runeberg . . . . .

137

**Viborg.** An Michel Chevalier. Dampfschiffe auf dem  
finnischen Meerbusen. — Abschiedsgruß an Helsingfors. —  
Borgo. — Frederikshamn. — Nächtlicher Spaziergang. —  
Hafen von Viborg. — Bevölkerung der Stadt. — Dra-  
matische Vorstellung. — Alte Landesbräuche und Aberglau-  
ben. — Abreise nach Petersburg. — Trauriges Aussehen  
der Wege und Wohnhäuser. — Visitation der Mauth-  
Beamten. — Die Thore der Hauptstadt . . . . .

155

**Petersburg.** An Th. Greterin. Peter's des Großen Plane  
zur Erbauung von Petersburg. — Vergrößerung der Stadt.  
— Entwicklung der Industrie. — Wünsche und Besorgnisse der  
Regierung. — Fortschritt europäischer Ideen. — Geistige  
Anlagen des Volkes. — Die Petersburger Kutscher. —  
Bartgefühl der Polizei. — Oeffentliche Gasthöfe. — Die  
Straßen. — Luxus und schlechter Geschmack. — Der Win-  
terpalast. — Die Nema. — Die Perspective von Newsky.  
— Die Kasankirche. — Die kaiserliche Bibliothek. — Die  
Bergwerksschule. — Die Universität. — Die Inseln der  
Nema. — Esarskoselo. — Pawlowski. — Der Großfürst  
Michael. — Die Petersburger Gesellschaft . . . . .

181

**Moskau.** An Edgar Quinet. Kaiserliche Post. — Einför-  
migkeit der Landschaft. — Leibeigene Dörfer. — Bettler.  
Der russische Postillon. — Novogorod. — Seine Geschichte.  
— Iwan der Furchtbare. — Zarshof. — Iwer. — Die  
Wolga. — Moskau. — Der Kreml. — Manuscript des  
Herzogs von Fezenzac. — Beschreibung von Moskau nach  
dem Brande. — Das Innere des Kremls. — Die Kathe-  
drale. — Die Kirche Iwan's IV. — Der rothe Palast. —  
Heiligenbilder. — Frömmigkeit des Volkes. — Anblick von  
Moskau. — Der Sperlingsberg. — Hase, der Arzt der  
Verbannten. — Die sibirische Kette. — Anekdoten. — Das  
ungerechte Gesetz. — Die Klubbs von Moskau. — Die  
Zigeuner. — Der Gastinoi=Dvor. — Universität. —  
Poesie . . . . .

237